Harry Thürk

Pearl Harbor

Die Geschichte eines Überfalls

Militärverlag der
Deutschen Demokratischen Republik

Unter Verwendung ausländischer Literatur gestaltet

© Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) Berlin, 1965

Inhalt

Neuer Kriegsschauplatz: Pazifik 4

Im Schatten des » Schwarzen Drachens« 12

Rote Sonne im Norden 19

Krieger, die schon gestorben sind 31

Das Paradies und seine Hüter 37

USS >Ward< greift an 47

>Ostwind - Regen< 56

Start bei Sonnenaufgang 60

Radarkontakt auf dem Opana 66

»Tora ... Tora ... Tora! « 75

Zwei Herren im dunklen Anzug 82

Das Sterben der großen Schiffe 92

Fliegende Festungen« ohne Chance 105

Inset im Chaos 110

Konsul Kita gibt kein Interview 121

Nach dem Sturm 131

Fähnrich Sakamaki gibt nicht auf 144

Intermezzo auf Niihau 145

Amerika wacht auf 162

Worterläuterungen 169

Literaturverzeichnis 171

Neuer Kriegsschauplatz: Pazifik

Zwei Jahre tobte der zweite Weltkrieg, als sich die Anzeichen dafür häuften, daß Japan, der Achsenpartner Hitlers and Mussolinis, zum großangelegten Angriff auf Südostasien ansetzte.
In Europa war Hitler seinem Ziel, der >Neuordnung< des Kontinents, sehr nahe gekommen. Nach der Annexion Osterreichs and der Tschechoslowakei waren Polen, Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien, Luxemburg, große Teile Frankreichs, Jugoslawiens and Griechenlands durch deutsche Truppen besetzt worden. Vom Nordkap bis zum Rande der Sahara reichte der Machtbereich der faschistischen Achse. Und seit dem Sommer 1941 verwüsteten die faschistischen Truppen auch die westlichen Gebiete der Sowjetunion. Noch schien Hitlers abenteuerlicher Plan, das Land des Sozialismus zu überrennen, unter einem guten Stern zu stehen.
Das militaristische Japan hatte diese Entwicklung sehr aufmerksam verfolgt. Der am 27. September 1940 von Tokio mit Berlin and Rom abgeschlossene Dreierpakt verteilte die Rollen der faschistischen Räuber bei der Neuaufteilung der Welt: Die Regierungen von Deutschland, Italien and Japan sehen es als eine Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden an, daß jede Nation der Welt den ihr gebührenden Raum erhält. Sie haben deshalb beschlossen, bei ihren Bestrebungen im großasiatischen Raum and in den europäischen Gebieten Seite an Seite zu stehen and zusammenzuarbeiten, wobei es ihr vornehmstes Ziel ist, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen and aufrechtzuerhalten, die geeignet ist, Gedeihen and Wohlfahrt der dortigen Völker zu fördern. Es ist ferner der Wunsch der drei Regierungen, die Zusammenarbeit auf solche Nationen in anderen Teilen der Welt auszudehnen, die geeignet sind, ihren Bemühungen eine ähnliche Richtung wie sie selbst zu geben, damit so ihre auf den Weltfrieden als Endziel gerichteten Bestrebungen verwirklicht werden können. Dementsprechend haben die Regierungen von Deutschland, Italien and Japan folgendes vereinbart:

Artikel 1

Japan anerkennt and respektiert die Führung Deutschlands and Italiens bei der Herstellung einer neuen Ordnung in Europa.

Artikel 2

Deutschland and Italien anerkennen and respektieren die Führung Japans bei der Herstellung einer neuen Ordnung im großasiatischen Raum.

Artikel 3

Deutschland, Italien and Japan kommen überein, bei ihren Bemühungen auf der vorstehend angegebenen Grundlage zusammenzuarbeiten. Sie übernehmen ferner die Verpflichtung, sich mit allen politischen, wirtschaftlichen and militärischen Mitteln gegenseitig zu unterstützen, falls einer der drei vertragschließenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist.

Der Antisowjetismus, der bereits der bestimmende Faktor des Antikominternpaktes vom 25. November 1936 zwischen Deutschland and Japan gewesen war, einte die Aggressoren zweifellos in ihren prinzipiellen Absichten. Trotzdem grenzte der Dreierpakt die gegenseitigen Interessensphären ab. Japan behielt sich die >>Neuordnung<< Asiens and des pazifischen Raumes vor.
Bereits im September 1933 hatte das Kaiserreich den Krieg in die Mandschurei getragen, den es später auf ganz China ausdehnte. Dieses riesige Land mit seinen reichen Rohstoffvorkommen spielte eine entscheidende Rolle in Japans Plänen. Seine Eroberung and Ausbeutung war die Voraussetzung für einen späteren Angriff auf den asiatischen Teil der Sowjetunion.
Japans Eroberungsplane waren sehr konkret. Das Tanaka-Memorandum war zum Evangelium für Japans Militärclique geworden. Dieses Dokument, das der japanische Ministerpräsident Baron Giichi Tanaka am 25.Juli 1927 seinem Kaiser eingereicht hatte, forderte eine >positive Politik< für die Gründung eines großen japanischen Kolonialreichs. Wenn dieses Dokument beim flüchtigen Betrachten zunächst nur China and die Mongolei zu betreffen schien, so enthielt es doch auch weitergehende Eroberungsplane der japanischen Militaristen. Es war gewissermaßen das japanische Gegenstück zu Hitlers >Mein Kampf<.
>>Um uns selbst zu schützen and auch um andere zu schützen, können wir Japaner nur durch eine Politik von >Blut and Eisen, die verwickelte Lage im Fernen Osten entwirren. Die Vereinigten Staaten werden von China ... angetrieben, sich uns entgegenzustellen, wenn wir eine Politik von >Blut and Eisen< durchführen wollen. Wenn wir in Zukunft China kontrollieren wollen, müssen wir zuerst den Einfluß der Vereinigten

Staaten von Amerika ausrotten, wie wir es früher Rußland gegenüber im russisch-japanischen Krieg gemacht haben. Um China zu erobern, müssen wir zuerst die Mandschurei and Mongolei erobern. Um die Welt zu erobern, müssen wir zuerst China erobern. Wenn es uns gelungen ist, China zu erobern, werden die zentral- und kleinasiatischen Staaten, ferner Indien and die Südsee unsere Macht fürchten, uns verehren and sich ergeben. Dann wird sich die Welt damit abfinden, daß der Ferne Osten uns gehört, und nie wagen, uns anzugreifen. Das ist der Plan, den der Kaiser Meiji uns hinterlassen hat, and das ist eine notwendige Bedingung für den Bestand unseres japanischen Kaiserreiches...
Wenn wir die Vorrechte in der Mandschurei and der Mongolei wirklich in der Hand haben, dann brauchen wir diese Länder als unseren Stützpunkt and dringen von dort unter der Maske des Handels in die übrigen Teile Chinas ein. Die Mandschurei and Mongolei sind gewissermaßen unser Kommandoturm, von dem aus wir den Reichtum ganz Chinas an uns ziehen; damit erobern wir dann Indien, die Sudsee, Klein- and Zentralasien und schließlich Europa ... Der von Kaiser Meiji hinterlassene Plan zur Eroberung Ostasiens zerfällt in drei Stufen. Die beiden ersten Schritte, die Eroberung von Formosa and Korea, haben wir schon durchgeführt. Nur der dritte Teil, die Eroberung der Mandschurei and der Mongolei, nach der die Zerstörung des ganzen chinesischen Reiches in die Wege geleitet werden sollte - eine große Tat, die nicht nur der Südsee, sondern dem ganzen Erdteil Asiens Furcht and Achtung einflößen wird , ist noch nicht vollendet werden...
Wir müssen uns vor Augen halten, daß Amerika nach dem Weltkrieg im geheimen Einverständnis mit England steht and bei jeder Bewegung uns hindern will, gegen China vorzugehen. Aber wenn wir an die Selbständigkeit unseres Landes denken, so wird uns nichts anderes übrigbleiben, als
Krieg gegen Amerika zu führen, um China and die ganze Welt zu warnen. Überdies ist die amerikanische Flotte bei den Philippinen nur einen Steinwurf weg von unserer Tsushima- and Kurilenstraße entfernt.«

Es hatte sich gezeigt, daß Japan zwar nicht in allen Details nach dem Tanaka-Plan verfuhr, es aber dessen Grundkonzeption beibehielt. Die strategischen Ziele der kaiserlich-japanischen Streitkräfte waren zunächst die Eroberung der wichtigsten Rohstoffgebiete Südostasiens, vor allem der Ölquellen in Niederländisch-Indien. Malaya, die Philippinen, Hongkong, Borneo, Sumatra, Java, Celebes, die kleinen Sundainseln, die Inseln des Bismarck-Archipels and Burma waren die einzelnen Stationen dieses geplanten Eroberungszuges, der den Völkern Asiens gegenüber

durch eine lautstarke Propaganda als > Befreiung vom Kolonialismus des weißen Mannes < gepriesen wurde.
Es war von vornherein klar, daß Japan bei der Verfolgung dieser Eroberungsziele früher oder später in Konflikt mit den Vereinigten Staaten kommen mußte, deren Interessen an der politischen and wirtschaftlichen Durchdringung des asiatischen and pazifischen Raumes mit der so unverhüllt vorgetragenen Expansionspolitik Japans bereits in erheblichen Widerspruch geraten waren. So entstand neben dem in Europa bereits zwei Jahre alten Krieg ein weiteres Spannungsfeld: Südostasien and der Südpazifik.
Die Situation der Alliierten war dem Vorhaben Japans günstig. Die USA, Großbritannien and die Niederlande, die auf diesem neuen Kriegsschauplatz von Japan bedroht wurden, waren nur unzureichend auf die Abwehr eines Großangriffs vorbereitet. Ihre Streitkräfte unterstanden in diesem Gebiet keinem einheitlichen Kommando. Zudem waren sie dem Angreifer sowohl zahlenmäßig als auch an Waffen and Material unterlegen. Selbst in den Kolonialgebieten, wo sie die Unterstützung der eingeborenen Bevölkerung gegen die angreifenden Japaner hätten in Anspruch nehmen können, taten sie das nicht. Sie verweigerten der kolonialistisch unterdrückten einheimischen Bevölkerung die Waffen aus Furcht, damit die Unabhängigkeitsbewegung zu fördern. So beraubten sie sich zu einem Zeitpunkt, da der zweite Weltkrieg bereits den Charakter eines imperialistischen Krieges verschiedener Mächtegruppen um die Neuaufteilung der Welt weitgehend verloren hatte and zum allumfassenden antifaschistischen Befreiungskampf der Völker geworden war, einer der hauptsächlichsten Kraftquellen.

Japan hatte gegen Ende des Jahres 1941 eine mächtige Militärmaschine sprungbereit. Im einzelnen verfügte es über:
51 Heeresdivisionen,
10 Flugzeugträger,
10 Schlachtschiffe,
18 schwere Kreuzer,
18 leichte Kreuzer,
113 Zerstörer,
63 U-Boote,
3200 Marineflugzeuge,
1500 Heeresflugzeuge.

Die USA, Großbritannien and die Niederlande hatten auf dem pazifischen Kriegsschauplatz entgegenzustellen:

12 Heeresdivisionen,
3 Flugzeugträger,
11 Schlachtschiffe*,
14 schwere Kreuzer,
21 leichte Kreuzer,
101 Zerstörer,
69 U-Boote,
1000 Kampf- and Jagdflugzeuge.

Allein dieser Vergleich zeigt schon die Schwäche der Alliierten. Noch deutlicher wird die Übermacht Japans erkennbar, wenn man bedenkt, daß der Aggressor jeweils mit der geballten Kraft seiner Marine und Luftwaffe die einzelnen Positionen der Verbündeten angreifen konnte. Die zersplitterten, über Tausende von Kilometern voneinander getrennt stehenden Streitkräfte der Verteidiger sahen sich einer erdrückenden Übermacht gegenüber.

Deutlich wird das, wenn man die Aufstellung der alliierten Truppen and ihre Standorte beim Ausbruch der Kampfhandlungen im Pazifik betrachtet:

auf Hawaii:	9 Schlachtschiffe*,
	300 Flugzeuge,
	3 Divisionen,
auf den Philippinen:	3 Kreuzer,
	13 Zerstörer,
	19 U-Boote,
	180 Flugzeuge,
	2 Divisionen,
in Malaya and Singapore:	2 Schlachtschiffe,
	3 Kreuzer,
	5 Zerstörer,
	250 Flugzeuge,
	2 Divisionen,
in Niederländisch-Indien:	3 Kreuzer,
	6 Zerstörer,
	13 U-Boote,
	200 Flugzeuge,

* Einschließlich der 'Utah-, eines Schlachtschiffs älterer Bauart, das nur noch als Zielschiff diente.

	2 Divisionen,
auf den Aleuten und Samoa, Guam,	2 Flugzeugträger,
Wake und den kleineren amerikanischen	21 Kreuzer,
Stützpunkten:	67 Zerstörer,
	27 U-Boote,
in Burma:	3 Divisionen.

Dies alles ändert jedoch nichts daran, daß der Eroberungsplan des militaristischen Japans im höchsten Maße abenteuerlich war und von einer grenzenlosen Überschätzung der japanischen Kräfte sowie von einer Unterschätzung der antifaschistischen Kräfte der Völker zeugte. Aber er verschaffte dem japanischen Imperialismus eine günstige Ausgangsposition und führte zu erheblichen Anfangserfolgen.

Eine weitere Voraussetzung für diese anfänglichen Erfolge war das Überraschungsmoment. Die verschlagene, auf Täuschung berechnete japanische Diplomatie hatte besonders die USA-Regierung zu lange in Sicherheit gewiegt. Das wiederum war möglich geworden durch die jahrelang von dieser gegenüber Japan betriebene Ausgleichs- und Beschwichtungspolitik. Initiatoren dieser Politik waren die reaktionären Kreise der USA. die als Isolationisten bezeichnet wurden und deren Ziel es war, Japan zu einem Angriff auf die Sowjetunion zu ermuntern. Es schien ihnen geradezu die ideale Lösung zu sein, wenn Japan seinen militärischen Aggressionsdrang gegen die fernöstlichen Gebiete der Sowjetunion richtete. Unter diesem Aspekt pumpten Monopole, wie Du Pont, Rockefeller, erhebliche Kapitalien in Japans Kriegswirtschaft.
Die amerikanischen Kapitalinvestitionen in Japan waren beträchtlich. 1941 entfielen von allen ausländischen Investitionen in Japan etwa achtzig Prozent auf die USA. Die Gesamtsumme betrug etwa 500 Millionen Dollar. 178 Millionen davon waren in japanischen Gesellschaften in einem Verhältnis zum Gesamtkapital investiert, das es den amerikanischen Geldgebern ermöglichte, die Bedingungen zu diktieren. Dabei handelte es sich auch um solche für die Rüstung wichtigen Betriebe wie die Mitsubishi Denki, die Teikoku Seishi Kabushiki Kaisha, die Osaka Gasu, die Yokohama Rubber und die Nippon Columbia. 61,5 Millionen der Investitionssumme waren zur Gründung amerikanischer Unternehmen in Japan benutzt worden, die relativ wenig dem japanischen Einfluß unterstanden. Das waren Betriebe wie die Japan Dunlop Rubber, Japan General Motors und Ford Motor Company of Japan. Der Rest der amerikanischen Anleihen steckte als Investitionen in staatlichen und halbstaat-

liehen Betrieben Japans. Initiatoren dieser Politik waren in den USA besonders die Vertreter der >Nationalen Vereinigung der Industriellen <, die sich auf solche monopolistischen Vereinigungen wie Du Pont, Morgan, Rockefeller, Mellon und Ford stützten. Von diesen Monopolen bezahlt, arbeiteten eine Anzahl von Agenten dafür, Japan in einen Krieg mit der Sowjetunion zu verwickeln. Dazu gehörten selbst Diplomaten wie Botschafter Grew, der die USA in Tokio vertrat, und Josef Kennedy, der Vater des 1963 ermordeten Präsidenten der USA, der als Botschafterin London saß und zu den eifrigsten Befürwortern der >Münchener Politik< gehört hatte, die dem faschistischen Diktator freie Hand für seine Annexion Österreichs und der Tschechoslowakei gegeben hatte.

Eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Rolle bei der Kriegsrüstung Japans spielte der Import von Eisen- und Stahlschrott, Werkzeugmaschinen, Industrieausrüstungen, Erdöl und Fliegerbenzin aus den USA. Japan, das unter einem empfindlichen Mangel an diesen Materialien litt, bezog einen großen Teil dessen, was er für seine Aufrüstung brauchte, aus den Vereinigten Staaten.

Präsident Roosevelt war es bis zum Tage von Pearl Harbor nicht gelungen, diese Politik prinzipiell zu ändern, obwohl er als Demokrat und Antifaschist die Gefahr, die von der Achse Berlin-Rom-Tokio auch für das amerikanische Volk ausging, zweifellos erkannt hatte. Doch der Einfluß der Isolationisten und der hinter ihnen stehenden Monopole im Kongreß band dem Präsidenten Roosevelt die Hände, das amerikanische Potential gegen die faschistischen Aggressoren einzusetzen. Selbst als einige Monate vor dem Überfall auf Pearl Harbor die Lieferung gewisser kriegswichtiger Materialien an Japan gedrosselt wurde, fanden die amerikanischen Monopole Auswege, die Lieferungen im beschränkten Umfang aufrechtzuerhalten. Um diese Zeit trat Japan bereits ganz offen mit seinen Forderungen an die USA heran: Es` verlangte freie Hand für seine Expansionspolitik in Südostasien und im pazifischen Raum. Amerika war gewarnt. Als Frankreich im Jahre 1940 kapitulierte, hatte Japan von der Vichy-Regierung das Zugeständnis erhalten, sich in Französisch-Indochina auszubreiten. Auch Thailand ergab sich dem japanischen Druck. Im September 1940 wurde Japan Mitglied der faschistischen Achse.

Es blieb den USA nicht verborgen, daß Japan zum großen Angriff rüstete, aber was man darüber erfuhr, schrieb man den Kriegsvorbereitungen Japans gegen die Sowjetunion zu. So wurden die herrschenden Kreise der USA schließlich das Opfer ihrer eigenen Verschwörung gegen die Sowjetunion, als Japan unvermittelt in Pearl Harbor zuschlug. Sie hatten nicht daran glauben wollen, daß Japan den Schlag gegen die

Sowjetunion noch so lange aufzuschieben gedachte, bis es sich der unermeßlichen Rohstoffquellen in Südostasien und im Südpazifik versichert hatte. Und um das zu erreichen, beschlossen Kaiser Hirohito und seine Generale und Admirale, den stärksten Gegner, der die Flanken des Operationsgebietes bedrohte, die Vereinigten Staaten von Amerika, vorher durch einen lähmenden Schlag auszuschalten.

Die Zeitungen der USA berichteten am 17. November 1941, daß die beiden japanischen Diplomaten Nomura und Kurusu mit Roosevelt und Außenminister Hull in Washington über Fragen von gegenseitigem Interesse verhandelten, die den pazifischen Raum betrafen.

In Tokio schrieb keine Zeitung darüber, daß am 29. November 1941 Kaiser Hirohito mit seinen Militärs eine Konferenz abhielt, die entscheidende Bedeutung erlangen sollte. Die Konferenz fand im Kriegsministerium statt und war streng geheim.

Im Schatten des »Schwarzen Drachens«

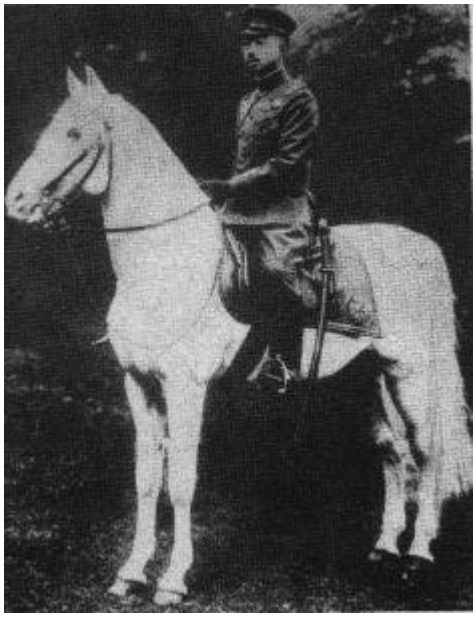
Über den weiten Platz vor dem Kaiserpalast in Tokio rollte eine schwarze Limousine. Sie bog jedoch nicht in das Tor zum Palast ein, sondern fuhr weiter, durch endlos scheinende Straßen und Gassen mit niedrigen, kleinen Häusern. Erst nach langer Fahrt lenkte der Chauffeur sie in eine Allee, die sanft anstieg. Sie endete vor einem schmutziggrauen, düster anmutenden Gebäude, von den Bürgern der Stadt »Haus des Krieges« genannt, vor dem bereits eine stattliche Anzahl Fahrzeuge parkte. Es war das Kriegsministerium des Kaiserreichs Japan.
Die beiden Posten salutierten, als die schwarze Limousine vorfuhr. Der mittelgroße, schlanke Mann mit dem Kugelkopf und der starken Brille vor den kurzsichtigen Augen hielt sich nicht damit auf, den Gruß der Posten zu erwidern. Er hatte es eilig. Die flache Aktenmappe unter den Arm geklemmt, stieg er die Stufen hinauf. Die Tür des Konferenzsaales wurde geöffnet. Das Gespräch stockte. Ein Dutzend Männer, meist in Uniform, mit breiten Generalsstreifen an den Hosen, grüßten den Eintretenden: Hideki Tojo, siebenundfünfzig Jahre alt, General, engster Vertrauter des Kaisers Hirohito und seit Oktober Ministerpräsident. Bei ihm liefen alle Fäden politischer, militärischer und polizeilicher Macht zusammen. Die Kaste der Generale hatte ihn ausersehen, in ihrem Sinne zu regieren. Er war ihr Mann.
Der Umstand, daß an diesem trüben Morgen des 29. November 1941 im »Haus des Krieges« über eine Angelegenheit von weltweiter Bedeutung verhandelt werden sollte, war auch der Grund, daß Kaiser Hirohito aus seiner sorgfältig gehegten Abgeschiedenheit im Kaiserpalast gleichsam hervorgekrochen war und sich hierherbegeben hatte. Seine Anwesenheit verlieh dieser Zusammenkunft als »Kaiserliche Konferenz« größeres Gewicht. Die Entscheidungen einer solchen Konferenz waren bindend.
In einem Extragemach wartete der Kaiser, streng bewacht, auf sein Zeichen zum Auftritt. Der Auftritt des Kaisers, sein würdevolles Eintreten in den Raum, sein gelassener Gruß, das alles war traditionelle Zeremonie. Der Tenno, wie er im Lande ehrfurchtsvoll genannt wurde, war in einer Person Monarch und Gott zugleich. Aber seine Entscheidungsgewalt war beschränkt. Immerhin faszinierte der Kaisermythos - jenes zeremonielle Schauspiel, das den aufgeklärten europäischen Menschen stets ein wenig lächerlich anmutete - hier in Japan die Massen. Das wußte die Militärka-

General Hideki Tojo, Ministerpräsident Japans von Oktober 1941 bis Kriegsende

ste, in deren Händen die Staatsmacht lag, sehr wohl. Es gab in Japan kein sogenanntes ziviles Kabinett mehr, die Regierung Tojo bestand nur aus Offizieren. Admirale und Generale waren die Herrscher des Inselreichs, seit vor Monaten das letzte Zivilkabinett, das Kabinett des Fürsten Konoye, gestürzt worden war.

Solange Hirohito nicht eintrat, schwatzten sie miteinander, rauchten und tranken. Tee aus kleinen Porzellanschalen: Tojo und Wakatsuki, Hiranuma und Hirota, die Admirale Shimada und Okada, Yonai und Hara. Die Marineuniformen überwogen unter den Anwesenden. Die Marine war mächtiger als das Heer. Dafür war Japan ein Inselreich. Auseinandersetzungen zwischen den beiden Teilen der Streitkräfte hatte es in der Vergangenheit oft genug gegeben, aber stets war eine Einigung erzielt worden, weil man am Ende feststellte, daß man im Prinzip dieselben Ziele hatte. Die Männer, die in diesem Konferenzraum der Tokioer Kriegszentrale versammelt waren, kannten einander gut. Es gab keinen, der nicht Mitglied jener Geheimgesellschaft war, die mit dem Regierungsantritt Tojos ihren größten Triumph feierte: der Geheimgesellschaft des »Schwarzen Drachens«. Ein bärtiger, dicker Zen-Priester hatte sie im Jahre 1878 gegründet, Mitsuru Toyama. Er sammelte Offiziere mit dem Ziel um sich, das »westliche«, parlamentarische System in Japan zu bekämpfen und an seine Stelle eine Diktatur des Militärs, eine Herrschaft der Samurais, zu setzen. Innerhalb weniger Jahre wurden die »Schwarzen Drachen« zur mächtigsten Geheimgesellschaft Japans. Von 1880 ab war es ihnen ge-

lungen, so gut wie jede politische Maßnahme Japans entscheidend zu beeinflussen. Ihr greises Oberhaupt Toyama trieb zwar allerlei mystischen Schnickschnack - er nährte sich wochenlang nur von Gras und Blättern, oder er saß fünf Tage und Nächte bewegungslos, schlaflos, schweigend, ohne Essen und Trinken zu sich zu nehmen -, aber an derlei Schaustellungen allein konnte die Gefährlichkeit seiner Sekte kaum ermessen werden. Sie nahm zahlenmäßig zu und gewann immer mehr Einfluß. 1904 war sie so stark, daß Toyama dem damaligen Ministerpräsidenten Prinz Ito das Ultimatum stellen konnte; entweder Rußland den Krieg zu erklären oder ermordet zu werden. Ito ließ es nicht darauf ankommen und fügte sich. 1932 versah Ministerpräsident Inukai die Regierungsgeschäfte. Als die »Schwarzen Drachen« von ihm die Ausweitung des Krieges in der Mandschurei auf ganz China verlangten, weigerte er sich. Die »Schwarzen Drachen« inszenierten eine Revolte, in deren Verlauf er ermordet wurde. Später stellte sich heraus, daß die Revolte von der durch Japan kontrollierten Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft finanziert worden war, als deren Chef Yosuke Matsuoka amtierte, der ebenfalls den »Schwarzen Drachen« angehörte und es bis zum Außenminister brachte.
Kaiser Hirohito wußte, mit wem er es zu tun hatte. Als sein Sekretär ihm



Der Tenno, wie das japanische Volk Kaiser Hirohito ehrfurchtsvoll nannte. Bei feierlichen Anlässen ritt er auf einem Schimmel

meldete, das Kabinett sei versammelt, erhob er sich von seinem Diwan und betrat den Konferenzsaal.
Die Verbeugungen vor dem Kaiser fielen tief und ehrfurchtsvoll aus wie immer: Man war darauf trainiert. Aber der Kaiser selbst war es, der heute diese Zeremonie abkürzte und darauf drängte, zur Sache zu kommen.
Tojo berichtete über die Lage: Das Land sei in der Behebung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht vorangekommen. Die Rohstoffknappheit, hervorgerufen durch die verstärkte Kriegsrüstung, nehme zu. Es sei dringend notwendig, entscheidende Maßnahmen zu beschließen.
Sonderbotschafter Kurusu und Botschafter Nomura verhandelten in Washington mit dem amerikanischen Außenminister Hull und dem Präsidenten Roosevelt nun schon einige Monate. Das japanische Verhandlungsziel, eine Artfernöstliches München, ein Abkommen, das Japan freie Hand bei seiner Expansionspolitik in Asien und im Südpazifik sichern sollte, sei bisher am Nein Roosevelts gescheitert. Am Schluß seines Vortrages führte Tojo noch einmal die japanischen Mindestforderungen an: Die USA mischen sich nicht in den Krieg gegen China ein; die Burmastraße, auf der die Alliierten Kriegsmaterial nach China bringen, wird gesperrt und auch in anderer Form von ihnen keine Hilfe mehr an Tschiang Kaishek geleistet; die USA und Großbritannien errichten keine Militärstützpunkte in Niederländisch-Indien, China oder den fernöstlichen Gebieten der Sowjetunion; die USA sehen davon ab, ihre im pazifischen Raum stationierten Truppen zu verstärken; die USA und Großbritannien unterstützen Japan bei der Beschaffung von Rohstoffen, sie verstärken die Handelsbeziehungen und legen Japan keine Hindernisse in den Weg, wenn es im pazifischen Raum aus englischen und amerikanischen Schutzgebieten Rohstoffe kauft.
Tojo fügte nach dieser Aufzählung noch hinzu: »Es ist unser letztes, sehr reduziertes Angebot. Trotzdem geht Washington nicht darauf ein. Aber wir können jetzt nicht mehr warten. Heute und hier muß entschieden werden, welchen Weg wir gehen. Wollen wir uns weiter von den Amerikanern hinhalten lassen, oder nehmen wir uns das, was die Nation braucht, mit dem Schwert.«
Er verbeugte sich und nahm Platz. Wenig später erhob sich Admiral Osami Nagano, Chef des Admiralstabes der Marine. Er war ein mächtiger Mann, jeder im, Saal wußte es. Und auch der Kaiser kannte Naganos Macht.
»Die Entscheidung kann nur für das Schwert fallen«, erklärte der Admiral. »Sie alle wissen, daß unser glorreiches Land kein Öl besitzt. Die Vorräte, die wir eingelagert haben, reichen für achtzehn Monate aus. Aber in jeder Stunde, die die Marine auf unsere Entscheidung zu warten hat,

Admiral Chuichi Nagumo, der den Angriffsverband der japanischen Flotte befehligte

verbraucht sie allein vierhundert Tonnen Öl. Wollen wir warten, bis wir nicht mehr zuschlagen können, selbst wenn wir es dann noch wollen? Die Marine, vertreten durch meine Person, verlangt eine Entscheidung für das Schwert!« Er machte anderen Generalen Platz. Einer nach dem anderen entschied sich für das Schwert. Tojo war sehr zufrieden. Für ihn und einen engen Kreis von Eingeweihten war die Entscheidung bereits in der kaiserlichen Konferenz am 5. November gefallen, als der Tenno keinen Einspruch gegen den Plan erhob, die Vereinigten Staaten von Amerika noch vor Ende des Jahres 1941 zu überfallen. Die notwendigen Vorbereitungen liefen schon seit Monaten. Selbst der Flottenverband, der den ersten Schlag zu führen hatte, war bereits unterwegs. Was heute in der kaiserlichen Konferenz geschah, bildete nur den zeremoniellen Abschluß einer langen und äußerst geheimgehaltenen Vorbereitung.
Der Kaiser sprach, nachdem er die Meinung der Generale gehört hatte. Er machte einen müden Eindruck, als er seine Zufriedenheit über das hohe Verantwortungsbewußtsein der Generale betonte. Dann griff er unvermittelt nach einem Blatt Papier, das in der Tasche seines Gewandes steckte, und begann ein Gedicht vorzulesen. Sein Großvater, der Kaiser Meiji, hatte es verfaßt. Die allegorischen Verse sprachen von der Besorgnis des Verfassers über den tobenden Sturm und die schmetternden Wellen, die Ruhe und Frieden der Meere störten. Jeder Anwohner eines Meeres sei ein Bruder des Verfassers, sein Frieden sei auch der Frieden des anderen.

Als der Kaiser geendet hatte, legte er das Papier weg und blickte in die Runde. Ohne seine Stimme zu heben, sagte er: »Ich lese dieses Gedicht oft, um meine Friedensliebe zu stärken. Es ist gut, auch in dieser Stunde der Entscheidung zu wissen, daß wir bis zum letzten Augenblick nichts anderes wollen als den Frieden. «
Tojo hielt es für Geschwafel, was der bebrillte Herrscher da von sich gab, aber er dachte nicht daran, eine Bemerkung zu machen. Schließlich trug die Regierungsperiode Hirohitos den anspruchsvollen Namen » Showa« - Leuchtender Friede. Das verpflichtete wohl zu solchen Reden. Außerdem war es immer gut, wenn das Staatsoberhaupt vom Frieden sprach. Es gab in der Weltgeschichte recht wenige Beispiele dafür, daß ein Krieg nicht mit der Beteuerung ausgelöst wurde, er solle nur der Erhaltung des Friedens dienen. Reden sind Reden, sagte sich der nüchtern denkende Tojo. Flugzeugträger, Bomber und U-Boote hingegen sind Realitäten.
Der Kaiser hatte nicht die Absicht, seine Generale umzustimmen. Ebenso wußte er, daß durch seine nach außen hin stets versöhnliche Haltung die Amerikaner in den letzten Monaten erheblich über die wahren Absichten Japans getäuscht worden waren. Sie hatten über dem geschickt eingefädelten diplomatischen Tauziehen, das Nomura und Kurusu in Washington veranstalteten, stark in ihrer Aufmerksamkeit nachgelassen, sonst wären ihnen die immer mehr gesteigerten Kriegsvorbereitungen Japans nicht entgangen. Und selbst, wenn sie ihnen nicht entgangen sein sollten, so würden sie sie vermutlich für die Vorbereitungen zum Angriff auf die Sowjetunion halten. Man hatte Botschafter Grew geschickt in diesem Sinne irregeführt. Aber Japan dachte nicht daran, jetzt die Sowjetunion anzugreifen. Die Sowjetunion war ein harter Gegner, das spürte Deutschland gegenwärtig am besten. Japans dünne Reserven würden einen erfolgversprechenden Angriff auf die Sowjetunion einfach nicht zulassen. Nein, der Weg mußte ein anderer sein: Zuerst mit einem überraschenden Schlag die Streitkräfte der USA im Pazifik vernichten und dann den Marsch südwärts antreten. Das Öl und den Kautschuk Niederländisch-Indiens erobern, das Zinn Malayas und die vielen anderen Rohstoffe in jenen Gebieten. So gestärkt, würde der Endkampf gegen Amerika ein leichter Krieg sein. Dann erst könnte man sich der Sowjetunion zuwenden, die bis dahin hoffentlich genug Blut im Kampf mit Deutschland verloren hatte.
Gelassen hörte Hirohito zu, wie die Generale Einzelheiten über die Besetzung der zu erobernden Länder erörterten. Schließlich einigte man sich, daß die Armee über Hongkong, die Philippinen, Malaya, Sumatra,

Java und Borneo regieren, während die Marine über alle übrigen Gebiete herrschen sollte.
Noch war das Datum des Angriffs, der Tag X, nicht endgültig festgelegt. Erst am 1. Dezember, auf der nächsten kaiserlichen Konferenz, würde darüber zu entscheiden sein. Bis dahin vertagte man sich. Tojo hielt nach dem zeremoniellen Abgang des Kaisers noch eine kurze Beratung mit den Oberbefehlshabern von Armee und Marine ab. Für dieses Trio lag der Tag X bereits fest. Die Flotte war vor drei Tagen aus ihrem Bereitstellungshafen in den Kurilen ausgelaufen. Nagano erklärte lächelnd: »Wie könnten die schweren Schiffe sonst bis zu dem von uns festgesetzten Termin an Ort und Stelle sein?« Ja, Ort und Termin des Angriffs standen fest. Die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren, während hier, in Anwesenheit des Kaisers, noch jenes Zeremonienspiel inszeniert wurde. Die Kaste der Militärs hatte gute Arbeit geleistet. Zur selben Zeit, als Hirohito noch sein Friedensgedicht deklamierte, stampften Flugzeugträger, Kreuzer und Zerstörer bereits durch das eisige Wasser des Nordpazifiks auf ihr Ziel zu, und die Flugzeugbesatzungen übten zum tausendsten Mal die Handgriffe, mit denen sie den Einsatz am Tage X beginnen würden.

Rote Sonne im Norden

Es war Anfang des Jahres 1941 gewesen, als sich auf einer Abendgesellschaft in Tokio der Admiral Isoroku Yamamoto und der Luftwaffengeneral Takajiro Onishi trafen. Die beiden Männer wären nicht mehr jung. Aus wohlhabenden Familien stammend, hatten sie die Militärakademie absolviert und waren dann auf der Stufenleiter der Dienstränge "bis zu den Schlüsselpositionen aufgestiegen, die sie gegenwärtig innehielten. Ebenso wie die meisten Kabinettsmitglieder, waren sie reiche Leute. Ihre Wohlhabenheit war darauf zurückzuführen, daß sie gewichtige Positionen in den Aufsichtsräten der größten Industrieunternehmen des Landes einnahmen. Daher auch waren ihnen die Sorgen der Industrie nicht unbekannt. In gewissem Maße waren es ihre eigenen Sorgen. Und die Hauptsorge der japanischen Schwerindustrie war der einschneidende Mangel an Rohstoffen. Andererseits reichten auch die gegenwärtigen Auslandsmärkte nicht aus, und in der Perspektive würden sie erst recht nicht mehr ausreichen. Die Konkurrenz Amerikas im pazifischen Raum und auf dem asiatischen Festland wurde immer spürbarer. Japans Politiker, die ebenso wie Yamamoto und Onishi an den Sorgen der Industrie teilhatten, sahen seit geraumer Zeit keinen anderen Ausweg mehr, als sich der amerikanischen Konkurrenz mit Gewalt zu erwehren. Der Gedanke an einen Krieg mit Amerika war nicht jüngeren Datums. Er beherrschte die Vorstellungswelt der herrschenden Schicht in Japan schon seit langer Zeit.
Yamamoto und Onishi zogen sich von der langweiligen Gesellschaft unauffällig in ein Nebengemach zurück, wo ihnen eine junge, in farbenprächtigem Brokat gekleidete Dienerin Tee servierte. Die beiden Männer hatten sich eine Weile nicht gesehen. Yamamoto amtierte als Befehlshaber der Vereinigten japanischen Flotte, während Onishi Stabschef der 11. Luftflotte war. Das Gespräch, das sich zwischen ihnen ergab, drehte sich von Beginn an um die Möglichkeit eines Krieges mit Amerika, der Japan allein helfen konnte, auf seinem Weg zur Großmacht in Asien und dem pazifischen Raum weiterzugehen und die stärkste Weltmacht zu werden.
»Wenn wir Krieg mit Amerika bekommen«, erklärte Yamamoto seinem Gesprächspartner, »dann haben wir kaum eine Chance zu gewinnen, wenn wir nicht zuerst die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor vernichten.«

Onishi stimmte ihm zu. Er kannte viel zu gut die begrenzten militärischen Möglichkeiten des Kaiserreichs. Deshalb war er nichtüberrascht, als Yamamoto ihn vertraulich aufforderte, die Möglichkeiten eines Angriffs auf Pearl Harbor zu untersuchen.

Wenige Tage später beauftragte Onishi seinen Stab, mit detaillierten Untersuchungen zu beginnen. Sie wurden im Eiltempo ausgeführt, und bald lag das Ergebnis auf seinem Schreibtisch. Es lautete: Ein Angriff auf Amerikas Flotte in Pearl Harbor ist gewagt. Aber er ist möglich und im Hinblick auf das Ergebnis, das er bringen kann, wünschenswert.
Von da an beschäftigten sich die Offiziere der Marineführung intensiv mit diesem Problem. Ein Stab von geschulten Mitarbeitern unter der Leitung des Kapitäns Minoru Genda trug unzählige Fakten und Ziffern über Pearl Harbor und die dort stationierte US-Flotte zusammen. Es gab Befürworter und Gegner des Planes. Aber die Befürworter verstandenes, sich durchzusetzen. Yamamoto war eine gewichtige Trumpfkarte. Und er bestand darauf, einen Angriffsplan auf Pearl Harbor in allen Details
anzufertigen. Inzwischen sah er sich unter seinen Offizieren nach geeigneten Mitarbeitern um. Schließlich wählte er den Admiral Ryunosuke Kusaka für die wichtigste Aufgabe aus: Kusaka sollte die gesamte Angriffsplanung leiten.
Bereits im Mai lag ein dickes Aktenbündel auf dem Schreibtisch Kusakas. Er arbeitete es in unwahrscheinlich kurzer Zeit durch und fand, daß es hauptsächlich Material über die amerikanische Verteidigung der Hawaii-Inseln enthielt. Nun war es Zeit, die Angriffsaktion auszuarbeiten.
Die Hawaii-Inseln stellten einen Angreifer vor verschiedene Probleme. Da war zunächst ihre große Entfernung von Japan. Von vornherein stand zwar fest, daß nur eine starke Gruppe von Schiffen und Flugzeugen den Angriff führen konnte, doch dann ergaben sich weitere Schwierigkeiten. Die dreihundert einsatzfähigen Flugzeuge der amerikanischen Luftverteidigung auf Oahu, dem militärischen Zentrum der amerikanischen Macht auf den Hawaii-Inseln, mußten außer Gefecht gesetzt werden. Die Schiffe der US-Pazifikflotte lagen im seichten Hafenbecken. Da, wo die Flak Bombern den Weg verlegen konnte, mußten Torpedos eingesetzt
werden. Aber es gab noch keine Torpedos, die im seichten Wasser einzusetzen gewesen wären. Bereits die ersten Versuche zeigten, daß die von den japanischen Seefliegerkräften verwendeten Lufttorpedos zu großen Tiefgang hatten. Sie würden im Schlamm des Hafenbeckens von Pearl Harbor steckenbleiben, bevor sie ihre Ziele erreichten. Schließlich fehlten

Die Aichi K-99, als Sturzkampf- und Torpedoflugzeug verwendet, war der beim Überfall auf Pearl Harbor am meisten eingesetzte Typ, Besatzung: 2 Mann; Bewaffnung: zwei starre 7,7-mm-MGs in den Tragflächen, ein bewegliches MG am hinteren Ende der Kanzel: Bomben- oder Torpedolast: 800 kg

Kapitän Mitsuo Fuchida, der Befehlshaber der Flugzeugverbände, die Pearl Harbor angriffen

auch noch detaillierte Kenntnisse über die Lagerplätze der Schiffe, über den Verlauf von unterirdischen Leitungen, über Öltanks und andere wichtige Objekte.
Kusaka war nicht der Mann, der objektive' Schwierigkeiten übersah, aber er ließ sich von ihnen auch nicht so schnell entmutigen. Er beauftragte vielmehr eine Anzahl von Arbeitsgruppen damit, Einzelprobleme in kürzester Zeit zu untersuchen und zu lösen.
Fast unmerklich ging die Aktion vom Stadium der Planung in das der Übung über. Zunächst wurden junge, fähige Offiziere für entscheidende Aufgaben ausgewählt. Ein junger, außerordentlich gut ausgebildeter Kapitän der Marineluftwaffe, der auf einem kleinen Flugzeugträger Dienst tat, erhielt eines Tages den Befehl, auf der »Akagi«, einem der größten und schwersten Flugzeugträger der Flotte, zu erscheinen. Es war Kapitän Mitsuo Fuchida. Seine Versetzung überraschte ihn, denn er war erst ein knappes Jahr zuvor von der »Akagi« auf das kleinere Schiff versetzt worden.
Yamamoto selbst klärte ihn in einem privaten Gespräch auf. »Seien Sie nicht überrascht, Kapitän, Sie sind ausersehen, im Falle eines Angriffs auf die Amerikaner in Pearl Harbor die Fliegerverbände zu leiten, die wir zum Einsatz bringen.«
Wenig später als er wurden über hundert Piloten von Yamamoto in den Plan eingeweiht und zum Stillschweigen verpflichtet.
Sie begannen ihre Übungen. Tag für Tag steuerten sie ihre kleinen schnellen Torpedoflugzeuge auf die hölzernen Ziele zu, die in der Bucht von Kagoshima der Insel Kiushiu schwammen. Hier war das Wasser ebenso seicht wie im Hafenbecken von Pearl Harbor. Doch zur großen Enttäuschung der Piloten erreichte kein Torpedo sein Ziel. Einer nach dem anderen bohrte sich in den Schlamm und blieb stecken. Die Waffentechniker zerbrachen sich die Köpfe. Aber es dauerte nicht lange, bis sie einen Ausweg gefunden hatten. Sie befestigten einfache Stabilisierungsflossen aus Holz an den Torpedos. Bereits die ersten Versuche verliefen erfolgreich. Nach und nach wurden die Torpedos so verbessert, daß sie dicht unter der Wasseroberfläche liefen.
Inzwischen übten sich die Bomberpiloten im Abwurf auf so relativ kleine Ziele wie die amerikanischen Schiffe. Fuchida, der den Luftangriff leiten sollte, legte deshalb großen Wert auf Sturzkampfflugzeuge. Er wählte die Aichi K-99 als Prototyp für den Angriff aus, ein kleines, wendiges, einmotoriges Sturzkampfflugzeug mit einer Besatzung von zwei Mann. Außer der Bombenlast besaß dieses Flugzeug drei schwere Maschinengewehre. Die Torpedoangriffe sollten von der älteren, aber sehr leistungsfähigen Nakajima G-96 geflogen werden, einem speziell für

den Einsatz von Trägern entwickelten Modell. Dazu kam als Jagdflugzeug die Mitsubishi S-00, die man allgemein Zero nannte, eines der zu dieser Zeit leistungsfähigsten Jagdflugzeuge der Welt.
Für die Bomber ergaben sich, ähnlich wie für die Torpedoflugzeuge, schwierige Probleme. Der japanische Konsul in Honolulu, General Nagao Kita, der dort militärische Aufklärungsarbeit betrieb, schickte Berichte, aus denen hervorging, daß die großen amerikanischen Schiffe oft paarweise am Rande des Hafenbeckens festgemacht hatten. Hier konnte ein Torpedo nur das vordere Schiff treffen. Torpedo- und Bombenangriffe mußten kombiniert werden.
Kopfzerbrechen bereitete den Waffentechnikern weiterhin die starke Panzerung der amerikanischen Schlachtschiffe. Aber die Waffentechniker fanden auch hier einen Ausweg. Sie fertigten aus panzerbrechenden 38-cm-Granaten Bomben an, indem sie sie mit Stabilisierungsflossen versahen. So näherten sich die technischen Vorbereitungen für den Angriff schon ihrem Abschluß, als die Admirale Yamamoto und Kusaka noch im Generalstab die letzten Widerstände gegen den Plan bekämpfen mußten.
Während dieser Zeit arbeitete die japanische Militärspionage auf Hochtouren. Ihr Schwerpunkt war Honolulu. Der dort amtierende japanische Konsul Kita hatte unter den über 150 000 Japanern, die auf Oahu lebten, genügend Spione gefunden, die ihm laufend Informationen über die amerikanischen Stützpunkte, über Flugplätze und Flakstellungen lieferten. Honolulu war für die Angreifer kein versiegeltes Buch. Sie kannten alle wichtigen Ziele, die es auf der Insel gab, und sie hatten sie in ihren Karten markiert. Trotzdem entschloß sich die japanische Führung noch zu einer zusätzlichen Maßnahme.
Suguru Suzuki, ein noch junger Marineleutnant, reiste mit dem Dampfer »Taiyo Maru« nach Honolulu. Der unauffällige Zivilist hatte einen Sonderauftrag, ebenso der Kapitän der »Taiyo Maru«. Das Schiff befuhr eine Route, die weitab von allen Dampferlinien lag. Es fuhr nordwärts, kreuzte zwischen den Aleuten und den Midway-Inseln herum und nahm schließlich Kurs nach Süden, auf die Hawaii-Inseln zu. Das Ganze war ein Test, um die Bedingungen zu erforschen, die ein Angriffsverband antreffen würde.
Leutnant Suzuki registrierte mit peinlicher Genauigkeit die meteorologischen Verhältnisse während der Fahrt. Er notierte selbst die kleinsten, scheinbar nebensächlichen Einzelheiten. Damit nicht genug, ging er in Honolulu eine Woche lang an Land und sah sich gründlich um. Der stets freundlich lächelnde junge Mann wanderte am Strand von Waikiki ent-

lang, fotografierte Palmen und badende Mädchen. Er schlenderte durch die Hafenanlagen und radelte an den Flugplätzen vorbei, saß in Restaurants und hörte den Gesprächen amerikanischer Soldaten zu. Am Wochenende ging er überhaupt nicht zu Bett. Es fiel ihm auf, daß gegen Sonnabendmittag fast alles Leben auf den Schiffen und Flugplätzen erstarb. Die Amerikaner liebten ein geruhsames Wochenende. Ihre Flakposten dösten in der warmen Sonne. Die Mannschaften der Schiffe bekamen Landurlaub, betranken sich in den Hafenschenken und schlugen sich gegen Mitternacht gegenseitig die Schädel mit Whiskyflaschen ein. Andere besuchten die Quartiere der leichten Damen, zahlten ihren Preis, hatten ihr Vergnügen und schliefen dann bis in den späten Vormittag hinein. Dies alles beobachtete der stets lächelnde Suzuki mit wachem Interesse, ebenso wie er sich gründlich im Hafenbecken umsah. Zuletzt buchte er noch einen Rundflug über dem Inselparadies. Eine kleine Sportmaschine nahm ihn zusammen mit drei anderen mit Ferngläsem und Kameras bewaffneten Passagieren auf John Rogers Airport an Bord und trug ihn über all die Ziele, die für ihn wichtig waren. Auch seine Kamera klickte. Um diese Zeit flogen Dutzende von Touristen täglich fotografierend über die Insel. Es war ein relativ billiger Spaß.

Suzuki wußte nicht, daß auf der »Taiyo Maru« noch ein weiterer Offizier mitfuhr, der ebenfalls einen Sonderauftrag hatte. Dieser als Geschäftsmann getarnte Leutnant hieß Toshihide Maejima. Er war Kommandant eines der neuen, großen U-Boote der japanischen Flotte. Hätte Suzuki ihn beobachten können, wäre er schnell dahintergekommen, daß dieser Handelsreisende ebensoviel Notizen machte wie er selbst. In Pearl Harbor angekommen, interessierte sich der U-Boot-Mann vornehmlich für die Küstenbefestigungen und für die U-Boot-Sperre am Hafeneingang. Hier war ein unterirdisches Gittertor angebracht, das von Land aus geöffnet und geschlossen werden konnte. Leutnant Maejima hielt sich lange am Strand auf, um das System dieser U-Boot-Sperre zu studieren. Er trug eine bunte Badehose und eine große Sonnenbrille, zeigte sich sehr hilfsbereit, als einer amerikanischen Dame ein bunter Gummiball ins Wasser trieb, und hatte dabei Augen für alles, was an der Küste und im Hafen vor sich ging. Lächelnd und still stieg er wieder an Bord, als die »Taiyo Maru« abfuhr.

In Tokio wurde er ebenso wie Suzuki von einem unscheinbaren Auto abgeholt und zur Admiralität gebracht. Die Auswertung zeigte, daß die Aufgabe für die japanischen Angreifer zwar schwer, aber nicht unlösbar sein würde. Gewiß, Oahu verfügte über einen Marinestützpunkt voller kampfkräftiger Schiffe, es verfügte weiterhin über eine Anzahl von Flug-

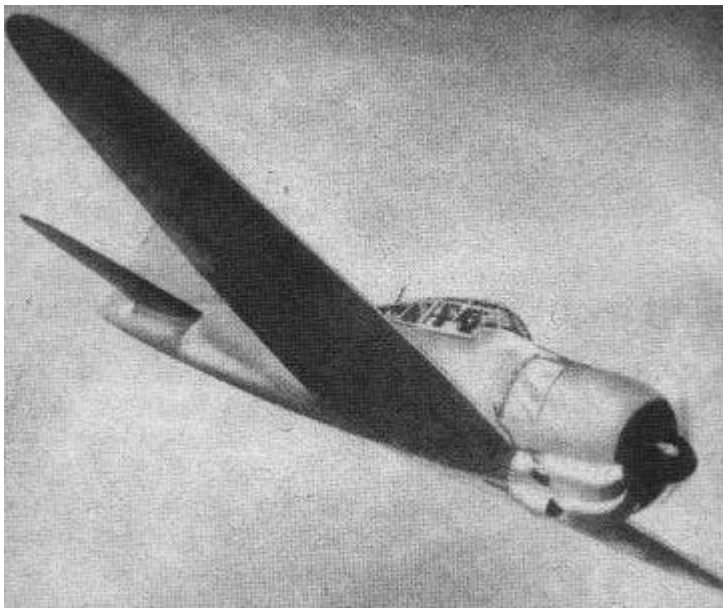
plätzen, auf denen Jäger bereitstanden: Hickam Field, Wheeler Field, Ewa, den Marinefliegerstützpunkt Kaneohe und einige andere. Die Hafenanlagen waren gut abgesichert, und die Luftabwehr stand bereit. Aber trotzdem rechneten die Angreifer mit einem vollen Erfolg. Ihr großer Trumpf war der Überraschungsfaktor. Alles hing davon ab, daß die Aktion streng geheim blieb, daß die Amerikaner sozusagen im Schlaf überrascht würden und gar nicht dazu kämen, ihre Abwehr zu entfalten. Auf diesen Faktoren baute die Planung des Angriffs auf.

Der Sommer verging. Am 3. November gab Admiral Nagano, Chef des Admiralstabes, sein Einverständnis zu dem ausgearbeiteten Angriffsplan. Am 5. November wurde der Geheimbefehl zum Angriff verfaßt und zur Übergabe an die Kommandanten vorbereitet. Sie würden die versiegelten Umschläge bei der Ausfahrt erhalten und erst auf hoher See öffnen. Zwei Tage später wurde Admiral Nagumo zum Befehlshaber des Sonderverbandes der japanischen Flotte ernannt, der den Angriff auf Oahu führen sollte. Admiral Kusaka blieb als sein Stellvertreter bei ihm. Am Nachmittag des 7. November setzte Yamamoto das Datum für den Angriff fest: B. Dezember 1941. Nach hawaiianischer Zeit war das Sonntag, der 7. Dezember. Alle Berechnungen hatten ergeben, daß zu dieser Zeit der größte Teil der US-Pazifikflotte in der Bucht von Pearl Harbor vor Anker liegen würde.

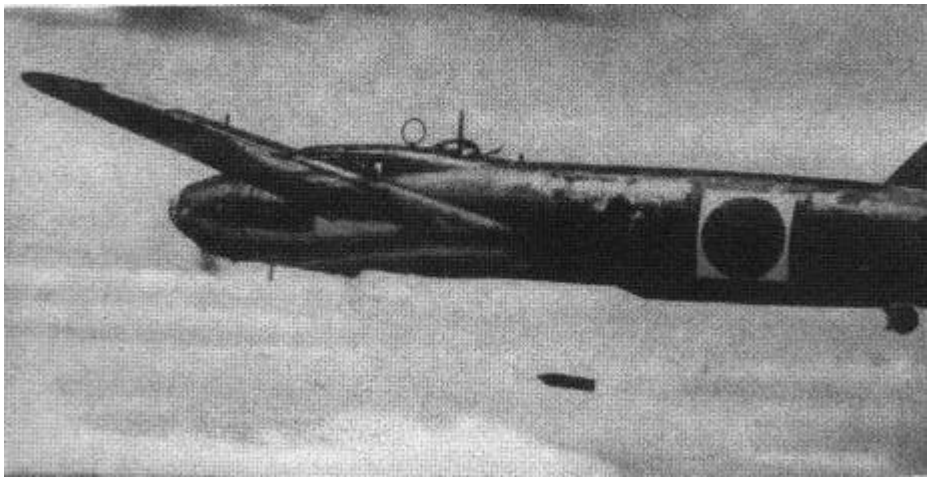
Winterbekleidung für die Fahrt durch die nördlichen Gewässer wurde ausgegeben und auf die Schiffe gebracht. Die Tankanbucht, ein Hafen in den Kurilen, in einer öden, kaum bewohnten Gegend gelegen, wurde zum Sammelplatz für den Flottenverband bestimmt. Wochen vorher kämmte Militärpolizei umsichtig die Gegend um die Tankanbucht durch, um sicherzugehen, daß kein unberufenes Auge Zeuge der Schiffsansammlung wurde.

Am Abend des 17. November, zu einer Zeit, da die kaiserliche Konferenz noch lange nicht über den Angriff entschieden hatte, bestieg Admiral Nagumo sein Flaggschiff, den Flugzeugträger »Akagi«, das in Saeki vor Anker lag. Ohne großes Zeremoniell glitt das Schiff aus dem Hafen. Einige Meilen vom Land entfernt, nahm es Kurs nach Norden. Die Gebertaste des Funkgeräts war versiegelt. Für alle auslaufenden Schiffe galt absolute Funkstille.

In Kure verließen die übrigen Schiffe ebenso unauffällig ihre Ankerplätze. Trotzdem ging der Funkverkehr in Kure weiter. Die Admiralität hatte sich ein besonderes Manöver ausgedacht, um die amerikanische Abwehr zu täuschen. Die Funker der auslaufenden Schiffe blieben im Hafen zurück und hielten den dort üblichen Funkverkehr aufrecht.



Die S-00(Zero), ein von den Mitsubishi-Werken gebautes japanisches Jagdflugzeug, das damals zu den leistungsfähigsten Typen gehörte. Die Zero zeichnete sich durch gute Manövrierfähigkeit und hohe Geschwindigkeit aus. Ihre Bewaffnung bestand aus *zwei 20-mm-Kanonen und zwei 7,7-mm MGs*



Die Mitsubishi B-97 (Darai), der dritte über Pearl Harbor verwendete Flugzeugtyp. Die Darai war ein zweimotoriger Bomber

Dadurch sollte verschleiert werden, daß die japanische Flotte ihren Standort geändert hatte. Jeder Funker besitzt eine persönliche Handschrift. Erfahrene Abhörspezialisten können genau feststellen, ob ein bestimmter Funker das Signal gibt oder ob es ein anderer für ihn tut. Während die Schiffe in Wirklichkeit bereits nordwärts stampften, hielten die zurückgebliebenen Funker den Eindruck aufrecht, als befänden sich die Schiffe nach wie vor an ihren Liegeplätzen. Auf den auslaufenden Schiffen jedoch herrschte Funkstille. Signale wurden durch Flaggen oder Blinkzeichen übermittelt. Die Täuschung des Gegners, der selbstverständlich den Funkverkehr abhörte, gelang.

Die Tankanbucht lag in einer ausgesprochen unwirtlichen Gegend. Hier gab es nichts weiter als ein paar Hütten, eine Pier und eine Radio-station. Ringsum erhoben sich schneebedeckte Berggipfel. Es blies ein eisiger Wind. Nach und nach kamen die Schiffe in der Bucht an. Die »Akagi«, die »Zuikaku«, die »Shokaku«, die »Kaga« - alles neue, große Flugzeugträger. Daneben kleinere Träger wie die »Hiryu« und »Soryu«, die etwas älteren Schlachtschiffe »Hiei« und »Kirishima«, die neuen schnellen Kreuzer »Tone« und »Ghikuma«, der leichte Kreuzer »Abukuma«, neun Zerstörer, acht Tanker und drei neue, große U-Kreuzer der J-Klasse. Noch nie zuvor hatte Japan einen derartig starken Flottenverband zu einer Operation ausgeschickt. An Bord der Flugzeugträger standen 40 Torpedoflugzeuge, 134 Sturzkampfflugzeuge, 104 Bombenflugzeuge und 82 Jagdmaschinen, insgesamt 360 Flugzeuge, bereit. Diesem hohen Kampfpotential waren auch die Sicherungsmaßnahmen angemessen. Nicht der geringste Verdacht durfte erweckt werden. Selbst die Abfälle, die sonst von den Schiffen einfach ins Meer versenkt wurden, mußten hier in der Tankanbucht verbrannt werden. Man befürchtete, daß etwa ein irgendwo an Land gespülter Ölkanister .den Amerikanern verraten könnte, daß sich japanische Schiffe hier oben aufhielten.

Am 25. November empfing Admiral Nagumo aus Tokio den Bescheid, daß die Aktion zu beginnen sei. Das war zwei Tage vor dem letzten Zusammentreten des kaiserlichen Rates, der den Angriff bestätigte. Am Morgen des 26. November verließ der Flottenverband die Tankanbucht. Gegen acht Uhr lag die Gegend dort wieder so einsam wie zuvor. Am Horizont verschwammen die letzten Rauchfahnen der abdampfenden Schiffe mit dem Grau der Wolken.
Für die Besatzungen der Schiffe begann das eintönige Bordleben. Die Piloten hingegen hatten alle Hände voll zu tun. Zunächst stellte Admiral

Kusaka in der Messe seines Flaggschiffs »Akagi« ein Relief der Gegend um Pearl Harbor auf. Es enthielt alle Details, die die Piloten beim Angriff kennen mußten. Hier wurden sie in ihre Ziele eingewiesen - die Armeeflugplätze Hickam und Wheeler, die Seefliegerstützpunkte Ewa und Kaneohe. Für die Piloten begann der letzte theoretische Unterricht vor dem Angriff. Nach dem Dienst wurden sie von der übrigen Mannschaft mit Liebesdiensten verwöhnt. Anstatt der üblichen Reismahlzeiten aßen sie Eier und Nudeln, tranken Milch und Wein. Täglich badeten sie mehrmals, wurden massiert und frisiert und rauchten unzählige Zigaretten. Die meisten von ihnen trugen den Hashamaki, das traditionelle Stirnband des japanischen Kriegers. Eine jahrelange Erziehung hatte ihnen eingebleut, daß sie Auserkorene seien, aus der Masse des Volkes auserwählt, um Heldentaten zu vollbringen und ihr Leben dabei zu opfern. Ihre geistige Vorstellungswelt war beherrscht von einer seltsamen Mischung aus religiösem Fanatismus und weltlicher Eroberungsgier. Der heimtückische Angriff auf Pearl Harbor, den sie in wenigen Tagen ausführen würden, erschien ihnen als eine große patriotische Tat.

Die Schiffe des Verbandes stampften schwer im starken Seegang. Eisige Winde fegten über die Flugdecks der Träger. Schnee fiel. Die Sichtverhältnisse waren schlecht. Aber das war nur von Vorteil für einen Angreifer, der ungesehen bis in die Nähe seines Ziels gelangen wollte. Die Schiffe verheizten das beste Öl, das es in der ganzen Marine gab. Es verbrannte unter geringer Rauchentwicklung und gab hohe Leistungen. Immer noch waren die Sicherheitsmaßnahmen geradezu pedantisch. Nicht ein einziger leerer Ölbehälter durfte über Bord geworfen werden, kein Stückchen Abfall, nichts. Unterseeboote umkreisten den Verband und hielten Ausschau nach fremden Schiffen. Es galt, jede vorzeitige Entdeckung zu verhindern. Aber hier, im kalten, stürmischen Nordpazifik, gab es kaum Schiffe. Ungesehen dampfte der Verband weiter.

Nach einigen Tagen mußten die ersten Schiffe nachgetankt werden, kein leichtes Unterfangen bei der stürmischen See. Die acht Tanker, die zum Verband gehörten, fuhren dicht an die aufzutankenden Kreuzer und Träger heran. Die Schläuche wurden angeschlossen, aber sie rissen immer wieder ab, weil der Seegang die Schiffe heftig hin und her warf. Gar oft verwandelten sich die Decks in Rutschbahnen, wenn aus den gebrochenen Schläuchen Öl auf die Planken lief. Die Mannschaften banden sich Strohballen um die Schuhe, um auf den schlüpfrigen Planken nicht auszurutschen. Trotzdem wurden einige Matrosen über Bord gespült. Es war unmöglich, sie zu retten.

Admiral Nagumo wußte, am 1. Dezember würde der kaiserliche Rat die letzte Entscheidung über den Angriff treffen. Er wartete ungeduldig. Aber erst am 2. Dezember erreichte ihn über Funk die Meldung, auf die er gewartet hatte: »Niitaka kayama nobore-Erklimmt den Berg Niitaka! « Dieser verschlüsselte Befehl gab das letzte Startzeichen. Unverzüglich traten die Mannschaften und Offiziere auf den Schiffen zum Appell an. Jubel brach aus, als ihnen der Befehl übermittelt wurde, »Banzai«-Rufe gellten. Von nun an gab es kein Zurück mehr.
Am 3. Dezember empfing Admiral Nagumo aus Tokio einen verschlüsselten Spionagebericht über die in Pearl Harbor liegenden Schiffe. In Pearl Harbor befanden sich 2 Schlachtschiffe, ein Flugzeugträger, 8 Kreuzer und 12 Zerstörer. Aber er wußte, daß sich diese Zahlen in den nächsten Tagen noch ändern würden.
Am nächsten Morgen überfuhr der Verband die Datumslinie. Neue Spionageberichte über Pearl Harbor trafen jetzt fast stündlich ein. Die Agentur in Honolulu arbeitete eifrig. In den Rundfunkgeräten an Bord war der Sender Tokio kaum noch zu hören. Dafür konnte man jetzt schon den Sender KGMB auf Honolulu hören. Er spielt hawaiianische Tanzmusik, süß und sehnsüchtig.
Einige der Tanker, die ihr Öl an die Träger abgegeben hatten, machten sich auf die Heimfahrt.
Am 6. Dezember befand sich der Flottenverband sechshundertvierzig Meilen nördlich von Oahu. Er hatte die anstrengende Fahrt durch den unwirtlichen Norden hinter sich. Von nun an ging es südwärts. Admiral Kusaka, der das Kommando führte, befahl: »Volle Kraft voraus, Kurs Süd, Geschwindigkeit vierundzwanzig Knoten!«
Am Nachmittag waren die Schiffe nur noch fünfhundert Meilen von Oahu entfernt. Ein neuer Spionagebericht meldete, daß sich die Flugzeugträger der amerikanischen Pazifikflotte nicht mehr in Pearl Harbor befanden. Keiner an Bord der Schiffe wußte, daß sie nach Midway und Wake unterwegs waren, um die dortige Verteidigung zu stärken. Amerika erwartete keinen Angriff in Pearl Harbor, aber es war besorgt um das Schicksal der kleineren Inselstützpunkte im Falle eines japanischen Überfalls.
In Tokio wurden um diese Zeit zur Täuschung der amerikanischen Abwehr einige Omnibusse voller Seeleute durch die Stadt gefahren. Sie besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt und sollten den Eindruck erwecken, daß sich die gesamte japanische Marine keinesfalls im Alarmzustand befand.
Die letzte Nacht vor dem Angriff brach an. Eine letzte Spionagemeldung

aus Pearl Harbor berichtete, daß 9 Schlachtschiffe im Hafenbecken lägen, 7 Kreuzer, mehr als 20 Zerstörer und andere leichte Fahrzeuge. Es seien keine Ballonsperren zu sehen, und die Flakbedienungen hätten keinen Alarm. Die Torpedofangnetze an den Schlachtschiffen seien nicht ausgefahren. Keine Anzeichen für eine Alarmierung wären zu entdecken.

Es war eine von Unruhe erfüllte Nacht, die die Besatzungen und Piloten verbrachten. Die Bordärzte verteilten leichte Schlafmittel an die Flieger. Kapitän Fuchida, der durch die Schlafräume ging, fand seine Piloten später im tiefen Schlaf vor. Noch einmal kontrollierte er die Flugzeuge. Er machte Stichproben an den Öltanks und überprüfte die Funkgeräte. Auch die Flugzeuge hatten Funkstille, bis der Angriff vorüber sein würde.

Es wurde zwei, dann drei Uhr. Die Sterne verblaßten. Fuchida hatte sich zu einer kurzen Ruhe hingelegt. Er schlief in Uniform, unter den Kopf das hölzerne »Kissen«, die traditionelle Kopfstütze, geschoben. Die Funker überwachten den Äther auf Alarmmeldungen. Aber nichts war zu hören. Nur Radio KGMB auf Oahu spielte Hawaii-Musik.

Die Schiffe des Angriffsverbandes schoben sich immer näher an ihr Ziel heran.

Krieger, die schon gestorben sind

Der 18. November des Jahres 1941 war kaum angebrochen, als sich aus dem Marinestützpunkt Kure nacheinander fünf große U-Kreuzer ins offene Meer schlichen. Es waren die 3500 Tonnen schweren Boote J-16, J-18, J-20, J-22 und J-24. Ihre Bewaffnung bestand aus je acht Torpedorohren und einem Geschütz. Aber bei dem Einsatz, der vor ihnen lag, würden sie ein anderes, neues Kampfmittel anwenden, von dem die Amerikaner noch nichts ahnten: ein Kleinst-U-Boot, das sie möglichst nahe ans Ziel brachten, wo es sich von dem U-Kreuzer löste und selbständig weiterfuhr.

Bereits lange vor Beginn des zweiten Weltkrieges hatte Japans kaiserliche Marine damit begonnen, die Zahl ihrer Schiffe und sonstigen Kampfmittel stark zu erhöhen. Neue Flugzeugträger und Schlachtschiffe wurden gebaut, schwere Tanker und schnelle Kreuzer. Daneben aber legte man besonderes Gewicht auf den Ausbau der U-Boot-Waffe. Noch bevor Hitler in Polen einfiel, besaß Japan rund einhundert moderne. U-Boote, von denen die meisten mehr als 2000 Tonnen Wasserverdrängung hatten. Gemessen an ihrer starken Bewaffnung und Reichweite, gehörten sie bereits in die Klasse der U-Kreuzer. Aber Japan baute nicht nur Unterwasserriesen. Techniker der Marine hatten in jahrelangen Versuchen ein Kleinst-U-Boot entwickelt, das eine überraschende Neukonstruktion auf dem Gebiet der Unterwasserkampfmittel darstellte.

Im Jahre 1934 führten Spezialisten die ersten beiden Kleinst-U-Boote den Fachleuten vor. Die etwa vierundzwanzig Meter langen Tauchboote waren nur zwei Meter breit und besaßen eine Wasserverdrängung von knapp fünf Tonnen. Ein batteriegetriebener Elektromotor von 600 PS trieb sie an und verlieh ihnen eine Höchstgeschwindigkeit von neunzehn Knoten. Mehr als etwa sechzehn Seemeilen konnten die Boote mit ihrem Batterieantrieb allerdings nicht fahren, aber das war einkalkuliert. Die kleinen Stahlfische sollten keine langen Fahrten unternehmen. U-Träger sollten sie bis unmittelbar ins Zielgebiet bringen, wo sie dann auf Grund ihrer kleinen Abmessungen nur schwer vom Gegner zu entdecken wären. Das sollte es ihnen ermöglichen, unerwartet ihren Angriff zu führen. Als Bewaffnung trugen sie zwei senkrecht übereinander im Bug angeordnete Torpedorohre. Ihre Besatzung bestand aus dem Kommandanten, der mit Hilfe eines Sehrohres das Boot ans Ziel führte, und einem Ingenieur, der den Elektromotor bediente.

Mit den A-Booten, wie man die kleinen Fahrzeuge bezeichnete, war viel experimentiert worden. Zuerst hatte man beabsichtigt, sie von Flugzeugen ins Zielgebiet bringen zu lassen. Dieser Plan mußte jedoch aufgegeben werden. Er erwies sich als undurchführbar. Schließlich hatte man auf den Decks von U-Kreuzern der J-Klasse starke Halteklammern angebracht, mit denen die Kleinst-U-Boote befestigt wurden. So wurden sie sozusagen im Huckepack getragen. Kurz vor Erreichen des Zielgebietes stiegen die zwei Männer aus dem U-Kreuzer in das kleine Fahrzeug um, das dann unter Wasser aus den Halterungen gelöst wurde und mit eigener Kraft, selbständig navigierend, seinem Ziel zulief.
Für den Dienst in den Kleinst-U-Booten waren Seeleute speziell ausgebildet worden. Man gewährte ihnen eine Menge sonst nicht üblicher Vergünstigungen und behandelte sie überhaupt sehr nachsichtig. Besah man sich die Angriffstaktik und die Chancen der Besatzung, einen Angriff zu überleben, so begriff man, daß diese Männer so gut wie gestorben waren, sobald sie ihren Einsatzbefehl bekamen.
Die japanische Kriegsideologie, in den letzten Jahren außerordentlich hochgezüchtet, hatte vielen Soldaten den Gedanken eingeimpft, daß die bedenkenlose Aufopferung, die Hingabe des eigenen Lebens zum Ruhm des Gott-Kaisers, zu den höchsten männlichen Tugenden gehörte. Der Wille, für das Vaterland zu leben und zu arbeiten, trat hinter der Phrase in den Schatten, die verlangte, daß die besten Männer der Nation ihre höchste Ehre darin zu sehen hatten, für das Vaterland zu sterben. Dieser Geist, das Endprodukt einer auf die Spitze getriebenen militaristischen . Erziehung, war bereits bei Beginn der Operation gegen Amerika im Pazifik unter den Besatzungen der U-Boote vorherrschend. Religiöse Zeremonien vor den kleinen Shinto-Schreinen an Bord der Trägerboote wechselten mit politischen Meetings, in denen die Männer den Haß gegen Amerika unaufhörlich eingehämmert bekamen. So vorbereitet, würden sie in wenigen Tagen ihren ersten Angriff fahren.

Fähnrich Kazuo Sakamaki war gerade dreiundzwanzig Jahre alt ge· worden, als er zu den A-Booten berufen wurde. Das geschah etwa um die Zeit, als jener Leutnant Maejima als harmloser Tourist die U-Boot-Sperre vor dem Hafen von Pearl Harbor auskundschaftete und seine Beobachtungen der Admiralität vortrug. Maejima hatte die Chance erkannt, die die A-Boote in Pearl Harbor hatten. Die Admiralität stimmte seinen Vorschlägen zu. Fünf der großen Kreuzer wurden bereitgestellt und fünf Besatzungen für A-Boote ausgewählt.
Kazuo Sakamaki gehörte zu den pflichteifrigsten U-Boot-Männern, die

es in der Flotte gab. Er war jung, schneidig, pflichtbewußt und energisch. Als er ausgewählt wurde, wußte er nicht, daß Admiral Yamamoto, der Initiator des Überfallplanes, sehr skeptisch gegenüber einem Einsatz der Kleinst-U-Boote war.
Der Admiral hielt nicht viel von dem Plan, daß fünf Boote versuchen sollten, während des Angriffs in den Hafen einzudringen und Schiffe zu torpedieren, die von der Luftwaffe übersehen oder nicht getroffen worden waren. Von vornherein war ihm klar, daß die Besatzungen der fünf kleinen Boote, falls sie überhaupt in den Hafen eindringen konnten, rettungslos verloren waren. Die Bombenexplosionen mußten die nicht sehr stabilen Druckkörper der Fahrzeuge einfach zerquetschen. Doch das bestimmte nicht seine Skepsis. Für ihn war das Risiko zu groß, daß eventuell das eine oder das andere der Boote von der amerikanischen Abwehr entdeckt werden konnte, bevor der Angriff begann. Dann wäre mit einem Alarm zu rechnen, und die amerikanische Gegenwehr wäre weit effektvoller als im Falle der absoluten Überraschung.
Aber Admiral Yamamoto konnte sich in dieser Frage nicht gegen die U-Boot-Leute durchsetzen. Sie brannten darauf, ihre Bedeutung für den kommenden Krieg zu beweisen, und bestanden auf ihren Einsatz bei Pearl Harbor. Naoji Iwasa, Gruppenchef der A-Boote, schloß nach langem Hin und Her einen Kompromiß mit dem Admiral.
Die A-Boote würden erst in Aktion treten, nachdem der Luftangriff begonnen hatte. Sie würden auf jeden Fall in den Hafen ungesehen eindringen. Wenn es keine Möglichkeit gäbe, vor dem Luftangriff ungesehen in den Hafen einzudringen, würden sie abwarten, bis in der allgemeinen Verwirrung des Angriffs das U-Boot-Gitter zerstört werden könnte.

Gemeinsam mit den anderen hörte Kazuo Sakamaki am Abend des 16. November aus dem Munde Naoji Iwasas, daß die Boote am 18. auslaufen würden, und stimmte in das allgemeine »Banzai«-Geschrei ein. Danach nahm er die Gelegenheit zu einem letzten Landausgang wahr. Gemeinsam mit seinem Ingenieur, Kyoji Inagaki, schlenderte er durch die Hafengegend in Kure, besuchte ein Kino und trank einige Gläser Sake. Dann kaufte er in einem Blumenladen einen eben aus dem Treibhaus gebrachten blühenden Kirschzweig. Er ließ ihn in Zellophan einwickeln und nahm ihn mit an Bord, wo er ihn neben das Sehrohr in seinem A-Boot legte. Kirschblüten sollten Kazuo Sakamaki auf seiner Todesfahrt Glück bringen. Unter Glück verstand er in diesem Falle, daß es ihm gelänge, glorreich zu sterben, nämlich mindestens ein feindliches Schiff zu versenken, bevor er selbst getötet würde.

Kurz nach Mitternacht begab er sich im U-Kreuzer J-24 in seine Koje. Die lange Fahrt begann. Während die etwa hundert Mann starke Besatzung des U-Kreuzers ihren Dienst versah, beschäftigte sich Sakamaki mit dem Shogi-Spiel. In regelmäßigen Abständen jedoch überprüfte er sein A-Boot und überzeugte sich, daß alles daran in Ordnung war. Er mußte sich anseilen, wenn er bei der stürmischen See auf das Deck des U-Kreuzers hinauskletterte, um zu seinem A-Boot zu gelangen. Er betrachtete dies als eine Art Sport. Nachts fuhr das Schiff aufgetaucht, tagsüber fuhr es unter Wasser. Ebenso wie im Flottenverband des Admirals Nagumo wurde auch hier streng darauf geachtet, daß kein fremdes Schiff die U-Boote zu Gesicht bekam. Und es bestand auch für die U-Boote Funkverbot. Sie konnten nur noch den Sender des Stützpunktes in Kure empfangen.

Am 6. Dezember waren die fünf U-Kreuzer unmittelbar vor Oahu angelangt. Sie lagen in etwa zwanzig. Seemeilen Entfernung vor der Küste und beobachteten. Nach Einbruch der Dunkelheit tauchten sie auf und schoben sich noch näher an die Küste heran. Kazuo Sakamaki stand im Kommandoturm des U-Kreuzers und richtete seinen Blick durch das Fernglas auf die Hafenlichter von Pearl Harbor. Dahinter lag Honolulu, hell erleuchtet, nichtsahnend. Die höchsten Gebäude mit ihren Leuchtschriften waren auszumachen, ja sogar die beleuchteten Alleen am Fuße des Diamond-Head. Wieder kletterte Sakamaki in sein A-Boot. Der Blütenzweig lag noch immer neben dem Sehrohr. Er war ein wenig verwelkt. Sakamaki übte alle Handgriffe, die dem Angriff vorausgehen würden. Wie viele Male hatte er das schon getan! Und in diesem Augenblick stellte er fest, daß der Gyrokompaß des Bootes defektwar. Das hatte er bei seinen vorausgegangenen Kontrollgängen nie bemerkt. Vermutlich war das Gerät auf der langen Seereise beschädigt worden. Aufgeregt verschwand Sakamaki unter Deck und rief einen Mechaniker des U-Kreuzers herbei. Der packte sein Werkzeug ein und stieg in das Zwergboot um. Die Reparatur mußte im Zeitraum weniger Stunden ausgeführt werden, sonst war das A-Boot nicht einsatzfähig.

Der Arzt des U-Kreuzers schickte Sakamaki schließlich in seine Koje. Aber dieser fand keine Ruhe. Er ließ sich ein Beruhigungsmittel geben, trank jedoch gleich darauf starken, heißen Kaffee. Eine halbe Stunde nach Mitternacht stand er wieder an Deck. Sein Ingenieur Inagaki arbeitete noch mit dem Mechaniker des U-Kreuzers am Gyrokompaß, sie hatten den Defekt nicht gefunden. Sakamaki begab sich wieder unter Deck. Er war fest entschlossen, seinen Einsatz nicht an einem defekten Kompaß scheitern zu lassen. Auch wenn das Gerät nicht repariert werden

konnte, würde er das A-Boot zum Einsatz bringen. Notfalls konnte er sich durch das Sehrohr orientieren.
Um drei Uhr dreißig, der Startzeit der A-Boote, stand er im Turm, aber er mußte hören, daß der Kompaß immer noch nicht funktionierte. Sein Start wurde verschoben. Inagaki und der Mechaniker arbeiteten fieberhaft.
Zwei Stunden später gaben sie es auf. Ermüdet stiegen sie aus dem kleinen Boot. Doch Sakamaki war entschlossen zu fahren. Er nahm vor dem Kommandanten Haltung an und sagte: »Kapitän, ich fahre trotzdem?«
Hiroshi Hanabusa, Kommandant des U-Kreuzers J-24, nickte nur. Er kannte diese A-Boot-Fahrer. Er winkte Inagaki, sich mit dem Umkleiden zu beeilen. Die Morgendämmerung zog herauf. Es wurde höchste Zeit. Während Inagaki sein Lederzeug anzog, legte Sakamaki das weiße Stirnband um, den Hashamaki, den schon die Krieger des antiken Japans trugen. Reichliche zwei Stunden nach der vereinbarten Startzeit würde sein Boot starten. Der Kapitän umarmte die beiden Fahrer. Er wußte, daß er sie zum letztenmal sah. Dann wartete er, bis sie in ihrem kleinen Fahrzeug verschwunden waren und die Luke des Turmes geschlossen hatten. Da erst gab er den Befehl zum Tauchen.
Sakamaki und Inagaki, in ihre enge Stahlröhre eingeschlossen, warteten ungeduldig, bis das Zeichen kam. Der kleine Elektromotor des A-Bootes lief bereits. Dann beschleunigte der U-Kreuzer seine Fahrt, um das Zwergboot gleichsam abwerfen zu können. Dem Zeichen des Kapi
täns folgte ein Knirschen, als sich Metallklammern lösten. Das Zwergboot schoß nach vorn, während der U-Kreuzer seitwärts davonglitt.
Mehr als hundertmal hatte Sakamaki diesen Start geübt. Aber diesmal ging alles schief. Anstatt vorwärts zu gleiten, stellte sich das A-Boot fast senkrecht auf das Heck und torkelte.
Eine volle Stunde später versuchten die beiden immer noch erfolglos, das Boot auszutrimmen. Es war eng in dem kleinen Fahrzeug. Die Männer konnten sich nur kriechend bewegen. Sie wechselten einander ab, wenn sie Bleigewichte umschichteten, Luftventile bedienten und die Armaturen beobachteten. Nach einiger Zeit gelang es ihnen, das Boot einigermaßen auszubalancieren. Sie setzten die Fahrt fort. Durch das Sehrohr orientierte sich Sakamaki. Im ungewissen Frühlicht war die Küste zu erkennen. Er hielt darauf zu. Gegen sieben Uhr war das Boot immer noch ziemlich weit vom Hafeneingang Pearl Harbors entfernt. Da erschütterte plötzlich ein krachender Schlag das kleine Fahrzeug. Inagaki hatte die Geistesgegenwart, noch mit einem Griff den Motor abzustellen. Das Boot

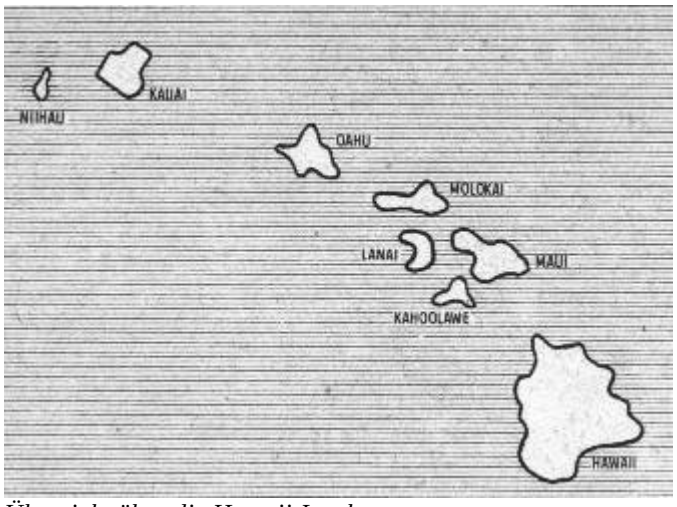
war auf ein Riff geprallt. Da es langsam gefahren war, gab es keinen Bruch im Druckmantel. Nur das unterste der beiden Torpedorohre war unbrauchbar geworden. Ein glücklicher Zufall hatte die Sprengladung des Torpedos nicht explodieren lassen.
Vorsichtig ging Sakamaki auf Sehrohrtiefe und nahm erneut Kurs auf die Küste. Aber er war um diese Zeit schon erheblich von seinem Kurs abgekommen und in die Gegend der Riffe geraten, aus der es wenig Chancen für ein Entrinnen gab. Eine Stunde später erschütterte ein neuer Aufprall das kleine Boot. Es war wieder auf einen Felsen gelaufen. Diesmal wurde auch das zweite Torpedorohr unbrauchbar.
Verzweifelt kroch Sakamaki durch das Boot. An einigen Stellen drang Wasser ein. Die Steueranlage funktionierte nicht mehr einwandfrei. Aber der Motor lief noch. Unter großem Kraftaufwand gelang es den beiden Fahrern, das Boot noch einmal auf Sehrohrtiefe zu manövrieren. Aber um diese Zeit drang bereits Wasser in die säuregefüllten Batterien. Es verbreitete sich ein ätzender, bitterer Gestank, der den beiden Männern den Atem nahm.
Sakamaki klemmte sich hinter das Sehrohr und heftete den Blick auf die näher kommende Küste. Dort lag Pearl Herbor, das Ziel!
Der Gedanke, an dem geplanten Angriff nicht teilnehmen zu können, war entmutigend. Er nagte an Sakamakis Stolz und stachelte ihn an, alles zu unternehmen, um das Boot zum Kampfplatz zu bringen. Andererseits aber sah er sehr wohl ein, daß sein kaum noch manövrierfähiges Unterwasserfahrzeug keine Chance mehr hatte, eine wesentliche Rolle bei dem geplanten Angriff zu spielen. Wenn es ihm nur gelänge, mit dem Boot bis in die Nähe der amerikanischen Schiffe zu kommen! Dann würde er nicht mehr an die Rettung des eigenen Lebens denken, sondern die kleine stählerne Zigarre mit der hochexplosiven Ladung im Bug in voller Fahrt auf das nächste Schlachtschiff prallen lassen. Den Gegner mit in den Tod reißen - das entsprach dem Geist, in dem er erzogen war.
Er spürte, wie ihm das Atmen immer schwerer wurde. Die Gase, die sich bei der Vermischung des eingedrungenen Wassers mit der Säure aus den Batterien gebildet hatten, trieben ihm die Tränen in die Augen. Nach seiner Schätzung mußte er jetzt etwa zehn Seemeilen vor Pearl Harbor sein.
Als er sich umdrehte, sah er Inagaki neben den Batterien liegen. Er wollte sich erheben, zu ihm hin riechen, aber er schaffte es nicht mehr, Das Gas machte ihn bewußtlos.
Ohne daß er den Kurs korrigieren konnte, glitt das Boot langsam auf die Küste zu.

Das Paradies und seine Hüter

Über kaum ein anderes Land in der Welt wird so viel Reklame gemacht wie über Hawaii. Die USA, die auf diesen idyllischen Pazifikinseln ihre Herrschaft errichtet haben, preisen sie als Perlen tropischer Schönheit, Ruhe und Beschaulichkeit. Daran ist vieles wahr. Sicher gehören die sonnigen Palmeninseln zu den schönsten Gegenden der Welt. Die Natur bietet hier all ihre Schönheit, allen Reichtum auf, um die Menschen zu erfreuen, sie freundlich zu stimmen, es ihnen leicht zu machen, sich zu erholen.

Die Inseln sind reich an Vegetation. Früchte aller Art gedeihen hier in verschwenderischer Fülle. Die Zahl der reizvollen Landschaften, der stillen, verschwiegenen Plätze zwischen Palmenhainen und grünen Berghängen ist nie errechnet worden. Felsengebirge von majestätischer Schönheit erheben sich im Innern des Landes. Ewig scheint die Sonne, und ein milder, lauwarmer Wind bringt in den Nächten etwas Kühlung. Wenn es hier regnet, dann tanzen die Menschen vor Freude. Zuweilen ist es so warm, und der Regen ist so dünn, daß er in der Luftverdampft, noch bevor die Tropfen die Erde erreichen.

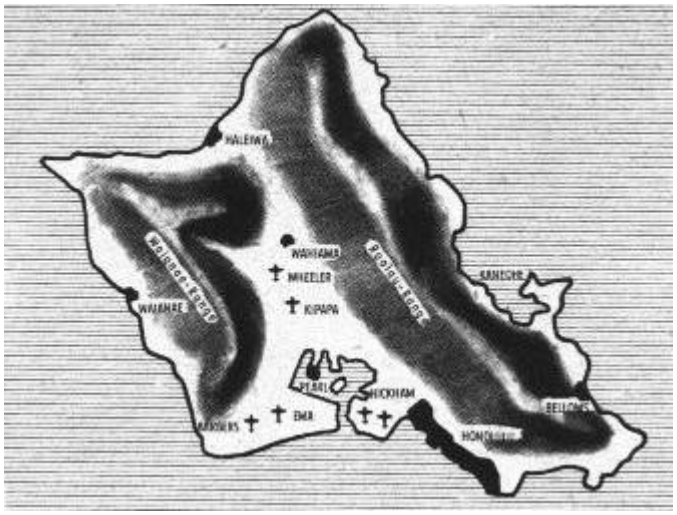
Unzählige Touristenhotels waren in den letzten Jahren entstanden, besonders auf der Insel Oahu, die zugleich Stützpunkt der US-Pazifikflotte und der Armee beherbergte. Clubs und Bars gab es ohne Zahl. Man erholte sich hier. Selbst die Soldaten der US-Army und die Matrosen der US-Navy spürten die Anstrengungen des Dienstes kaum. Die freundlichen, dunkelhäutigen Einheimischen nannten die Soldaten die. »Ananasarmee«. Es war eine Armee, die ein Paradies bewachte. Ein Paradies der sonnigen Küsten und der Palmenhaine, der duftenden Hibiskusblüten und des wohltönenden, einschmeichelnden Gesanges. Aus acht Hauptinseln besteht die Hawaii-Gruppe, die von einem bunten Völkergemisch bewohnt wird. Nur knapp 22 000 polynesische Hawaiianer lebten noch hier. Verglichen mit der Gesamteinwohnerzahl der Inseln, die rund 370 000 betrug, war das eine geringe Zahl. Den Hauptanteil hatten zugewanderte Japaner, Chinesen, Filipinos, Nordamerikaner und Europäer. Bis 1893 war das Inselreich von der Königin Liliuokalani regiert worden. Dann wurde es dank dem Eingreifen eines amerikanischen Kriegsschiffes Republik. Fünf Jahre später annektierte es die USA-Regierung und setzte einen Gouverneur ein.



Übersicht über die Hawaii-Inselgruppe

Neben ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die vorwiegend in Zuckerrohr und Südfrüchten bestanden, hatte die Hawaii-Gruppe für Amerika hauptsächlich militärischen Wert. Die Insel Oahu mit ihren günstigen Häfen bot sich geradezu als Stützpunkt für die Marine an. So war hier, im Hafenbecken um die Ford-Insel, einer der größten Flottenstützpunkte des Pazifiks entstanden. Flugplätze und Kasernen wurden gebaut. Die größten von ihnen waren Schofield und Fort Shafter, daneben die Luftwaffenstützpunkte Wheeler Field und Hickam Field. Die Hawaii-Inseln spielten eine wichtige Rolle in der militärischen Planung der USA-Regierung. Von hier aus dirigierte sie den größten Teil ihrer Operationen, die die wirtschaftliche und politische Vorherrschaft der USA in Asien und im Pazifik sichern sollten.

Am Abend des 6. Dezember 1941 machte Oahu mit seiner Hauptstadt Honolulu einen friedlichen Eindruck. Nirgendwo gab es besondere Vorsichtsmaßnahmen. Alle Lichter in der Stadt und im Hafen brannten. Auf den Schiffen der Pazifikflotte herrschte Ruhe. Die Mannschaften hatten den üblichen Wochenendausgang. Ebenso verhielt es sich in den Armeekasernen und auf den Flugplätzen. Im Hafenbecken um die Ford-Insel lag der größte Teil der Pazifikflotte vor Anker. Die Flotte hatte einen Rhythmus entwickelt, der aus Patrouillenfahrten und Ruhe bestand. Abwechselnd befanden sich Admiral Pye mit seinen Schlachtschiffen oder Admiral Halsey mit seiner Trägergruppe auf hoher See.



Die Insel Oahu

In den letzten Tagen war aus Washington eine Warnung eingetroffen. Sie war im höchsten Grade unbestimmt und machte nur in sehr vagen Andeutungen darauf aufmerksam, man müsse damit rechnen, daß Japan einen Angriff führe. Als voraussichtliche Ziele wurden die Philippinen, Thailand, Singapore oder Borneo angegeben. Zugleich wurde empfohlen, die weit entfernt liegenden, kleineren Stützpunkte der USA zu verstärken. So brachte der Flugzeugträger »Enterprise« Marine-Jagdflugzeuge nach der etwa 4000 Kilometer westlich gelegenen Insel Wake, und die »Lexington«, der zweite große Flugzeugträger, war nach den Midway-Inseln, die 2500 Kilometer nordwestlich liegen, unterwegs, um dort ebenfalls Flugzeuge abzuliefern. Beide Träger wurden von einigen schweren Kreuzern begleitet. Auf Schlachtschiffe hatte man verzichtet, weil diese die Geschwindigkeit der Träger von dreißig auf siebzehn Knoten herabgesetzt hätten. So waren die Schlachtschiffe in Pearl Harbor geblieben, sehr zur Freude ihrer Besatzungen. Das Wochenende mit seinen vielerlei Vergnügungen lockte alle, Mannschaften und Offiziere, von Bord in die Clubs und die Hotels der Stadt. Offizierspartys fanden an verschiedenen Stellen auf der Insel statt. Man trank, tanzte, sah Gruppen von Mischungsmädchen zu, die den Hula tanzten, ärgerte sich über seine mit jüngeren Offizieren flirtende Frau und ergab sich im übrigen der trägen Stimmung des tropisch warmen Abends.
Ein Mann war an diesem Abend von einer besonderen Unruhe erfüllt, und er kam zu der für ihn veranstalteten Party mit beträchtlicher Ver-

General Walter C. Short, Befehlshaber der auf Hawaii stationierten Armeeverbände

spätung. General Walter C. Short, der Kommandierende General der auf Oahu stationierten Armeeverbände.
Er wollte Fort Shafter, am Rande von Honolulu, gerade verlassen und zu den Schofield-Kasernen fahren, wo General Wilson, der Kommandeur der 24. Infanteriedivision, eine Party zu Ehren einer Dame namens Ann Etzler gab, als sein Abwehroffizier, Colonel Kendall Fielder, ihn aufhielt. Ann Etzler bereiste die Inseln mit einer Kabarettgruppe, die aus zwei Dutzend außerordentlich gut gewachsener singender und tanzender junger Mädchen bestand. Als Colonel Fielder seinem General ein Schriftstück hinhielt, auf das dieser einen ärgerlichen Blick warf, hatte die Party in Schofield bereits begonnen.
General Short las verwundert eine Meldung des Leutnants George Bicknell, der den Funk- und Telefonverkehr abhörte. Am Vortage hatte Bicknell ein Telefongespräch abgehört, das zwischen Honolulu und Tokio geführt worden war. Doktor Motokazu Mori, ein japanischer Zahnarzt in Honolulu, dessen Frau die Korrespondentin der Tokioer Zeitung »Yomiuri Shimbun« war, hatte mit der Redaktion der Zeitung telefoniert. Die Redaktion hatte sich ausführlich über die allgemeine Situation in
Honolulu, über Schiffsverkehr und Wetterbedingungen erkundigt. Das war nicht überraschend. Seit langer Zeit war bekannt, daß die Korrespondentin der »Yomiuri Shimbun« derartige Einzelheiten nach Tokio telefonierte. Sie stand auf der Liste der zu beobachtenden Personen. Diesmal aber schloß sich an die üblichen Fragen ein Gespräch über Blumen an.

Tokio erkundigte sich eingehend über alle Arten von Blumen, die zur Zeit in Honolulu blühten. Doktor Mori hatte darauf geantwortet, daß um diese Jahreszeit nur wenige Blumen ihre Blüten geöffnet hätten, aber immerhin stünden Hibiskus und Poinsettia in Blüte.

General Short und sein Abwehroffizier lasen das Stenogramm des Gesprächs mehrmals. Der Text klang verwunderlich. Es sah so aus, als. ob hier ein neuer Code benutzt würde. Trotzdem schien es fraglich, ob sich ein Spion für seine Nachrichtenübermittlung eines so unsicheren Mediums wie des Telefons bedienen würde. Das Ganze konnte sich als harmlos erweisen, und es war nach Meinung Shorts nicht ratsam, sofort einzugreifen.

Die Männer berieten noch eine Weile, dann entschlossen sie sich, die Sache zunächst auf sich beruhen zu lassen. Sie holten ihre ungeduldig wartenden Frauen ab und fuhren nach Schofield.

General Short, der so gut wie nicht trank, begnügte sich mit zwei Ananascocktails, während seine junge Frau von Stabsoffizieren zum Tanz auf die mit Blüten geschmückte Tanzfläche geführt wurde. Die Blüten rund um die Tanzfläche waren es, die General Short an diesem Abend nicht zur Ruhe kommen ließen. Immer wieder mußte er an jenen geheimnisvollen Text denken, der da zwischen einem in Honolulu lebenden Japaner und einer Tokioer Zeitung ausgetauscht worden war. Doch General Short dachte nicht im entferntesten an einen Angriff. Seine Gedanken bewegten sich in anderer Richtung. Er fürchtete seit längerer Zeit, daß die etwas 150000 Köpfe zählende japanische Bevölkerungsgruppe auf der Insel konspirativ von den Japanern eingesetzt werden könnte, um großangelegte Sabotageakte durchzuführen. Noch während der Party nahm er Colonel Fielder erneut beiseite und beriet sich mit ihm. Schließlich entschied sich der General dafür, die für einen solchen Fall vorgesehenen Sabotageabwehrmaßnahmen auszulösen. Er gab den Befehl von Schofield aus. Besondere Wachen wurden in allen militärisch wichtigen Objekten aufgestellt. Auf den Flugplätzen schob das Bodenpersonal die Flugzeuge aus den großen Hallen und stellte sie am Rande des Rollfeldes auf, wo sie besser zu bewachen waren als in einer Halle, die durch einen Sprengstoffanschlag zerstört werden konnte. Short meldete seine Maßnahme nach Washington, wo sie ohne besonderen Kommentar aufgenommen wurde.

Eine Stunde vor Mitternacht machte sich Short auf den Heimweg nach Fort Shafter. Die beiden vom Tanzen etwas erhitzten Frauen waren entzückt von dem prächtigen Anblick, den Pearl Harbor bei Nacht bot. Tausende von Lichtern flimmerten überall. Die großen Schiffe im Hafen-

becken waren hell erleuchtet. Gelegentlich geisterten die Lichtfinger von Scheinwerfern über den klaren Nachthimmel.
»Was für eine wunderbare Nacht«, sagte General Short zu seiner Frau. Er betrachtete nachdenklich die hell erleuchteten Schiffe.

Etwa um die gleiche Zeit begab sich auch Admiral Husband E. Kimmel, Commander-in-Chief der Pazifikflotte, zu Bett. Er war der jüngste Admiral auf der Insel und trotzdem der Oberkommandierende. Kimmel hatte eine schnelle Karriere hinter sich. Sein kometenhafter Aufstieg hatte ihm unter den anderen Admiralen, die fast alle einmal seine Vorgesetzten gewesen waren, wenig Freunde erworben. Er lebte zurückgezogen, beschränkte seine Beziehungen zu den anderen Offizieren auf streng dienstliche Gespräche und kam nur selten zu den Festlichkeiten, die das Offizierskorps veranstaltete.
An diesem Nachmittag hatte er eine lange Konferenz mit seinem Stab abgehalten. Die Situation war gespannt. Aus Washington kamen alarmierende Meldungen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der schwelende Konflikt zwischen Japan und den USA offen ausbrechen würde.
Der Aufklärungsdienst der Flotte hatte herausgefunden, daß in japanischen Dienststellen im Ausland die Funkcodes verbrannt wurden. Aus Japan wurde gemeldet, daß sämtliche japanischen Flugzeugträger seit Wochen verschwunden waren. Diese Nachricht hätte jeden amerikanischen Stützpunkt alarmieren müssen. Aber Kimmel wußte, daß die Aufklärung bisher etwa zwölfmal die japanischen Flugzeugträger aus den Augen verloren hatte. Immer waren sie zu irgendwelchen Übungen ausgelaufen, hatten sich im Gewirr der Kurilenversteckt und waren dann unvermutet wieder in Kure aufgetaucht. Überhaupt dachte auch Kimmel nicht ernstlich daran, daß Pearl Harbor als Angriffsziel für Japan in Frage käme, falls das Kaiserreich seiner alten Tradition gemäß einen Krieg durch einen Überfall auslöste. Kimmel tippte vielmehr auf die fernöstlichen Gebiete der Sowjetunion oder auf südlichere Gegenden. Singapore würde gefährdet sein, vielleicht auch Borneo.
Admiral Husband E. Kimmel stand mit dieser Meinung nicht allein. Sie entsprach den Überlegungen in der obersten militärischen Führung der USA. Kriegsminister Stimson und General George C. Marshall, Generalstabschef der US-Army, waren sich seit geraumer Zeit darüber einig, daß die Japaner eines Tages angreifen würden. Vor Monaten war es Spezialisten der Abwehr gelungen, den japanischen Geheimcode zu brechen. Fortan war das Kriegsministerium über den Inhalt des geheimen

Admiral Husband E. Kimmel, zur Zeit des Überfalls auf Pearl Harbor der Chef der US-Pazifikflotte

Funkverkehrs der Japaner bestens informiert. Trotzdem fehlte bislang jeder Hinweis auf die Stelle im amerikanischen Verteidigungssystem, an der Japan zuschlagen würde. In Washington wußte man aus dechiffrierten japanischen Funksprüchen, daß die Worte »Ostwind-Regen« von der obersten militärischen Führung Japans als Signal zum Angriff vorgesehen waren. Die beiden Worte sollten um eine bestimmte Zeit in einem normalen japanischen Kurzwellenprogramm gesendet werden. Sie würden den um diese Zeit bereits zum Angriff angetretenen japanischen Verbänden das letzte„entscheidende Signal zum Losschlagen geben. Die Kenntnis dieser Geheimvereinbarung war für die amerikanische Führung zweifellos von großem Nutzen. Trotzdem konnte auch sie keinen präzisen Hinweis auf die Gegend geben, die Japan zuerst angreifen würde. Alles, was Generalstabschef George C. Marshall angesichts dieser drohenden Gefahr unternahm, war eine sehr allgemein gehaltene Warnung, die er an die Befehlshaber in Panama, auf den Philippinen und den Hawaii-Inseln richtete. Diese Warnung hatten Admiral Kimmel und General Short erhalten. Beide waren sie der Meinung, daß ein japanischer Angriff nichtunbedingt Amerika treffen würde. Die Japaner hatten Drohungen ausgestoßen, in denen viel über Singapore die Rede war. Es war zu vermuten, daß sie ihren Angriff in diese Richtung lenkten. Allenfalls bestand Gefahr für die Philippinen.

Kimmel hatte die Verteidigung der Hawaii-Inseln, soweit sie den Einsatz von Infanterie und anderen Bodentruppen betraf, der Armee selbst und dem 14. Marinedistrikt übertragen. Er wußte, daß die Verteidigung der Inselkette im Falle eines Überraschungsangriffs alles andere als einfach war.

Um die Mittagszeit des 6. Dezember hielt Kimmel eine Stabsbesprechung ab, in der wieder Fragen der Verteidigung besprochen wurden. Es wurde Bilanz gezogen. Sie ergab einen erheblichen Mangel an Waffen und Ausrüstungsgegenständen. Kimmel vertrat erneut seine Ansicht, daß die vorhandenen Streitkräfte nicht ausreichten, die Inselkette gegen einen Überraschungsangriff zu sichern. »Um ein Gebiet wie die Hawaii-Inseln beispielsweise gegen den Angriff einer Flotte von Flugzeugträgern und Schlachtschiffen wirkungsvoll zu schützen, muß die Wasserfläche rund um die Insel in einem Umkreis von etwa achthundert Seemeilen durch Patrouillenflugzeuge abgesucht werden. Geschieht das am Abend, so reicht die Sicherung bis zum nächsten Vormittag aus und ist demzufolge kurz nach Sonnenaufgang zu wiederholen.« Kimmel ahnte noch nicht, als er diese Worte sprach, wie nahe er und sein Stützpunkt einem solchen Überraschungsangriff waren. Er fuhr fort, seine Berechnungen darzulegen. »Eine solche wirkungsvolle Kontrolle erfordert genau vierhundertachtzig Flugzeuge, die genau sechzehn Stunden über dem Abschirmgebiet zu kreuzen hätten. Natürlich können dieselben Flugzeuge mit denselben Besatzungen nicht zweimal, sechzehn Stunden täglich, eingesetzt werden. Um diese Aufgabe erfüllen zu können; brauchen wir einen Flugzeugbestand von zweihundertfünfzig Maschinen. Das müßten Suchmaschinen sein, vorzugsweise Flugboote. Wir haben nicht einmal zwei Dutzend davon. Mit den anderen Maschinen kann diese Abschirmung nicht geschafft werden. Diese Tatsache ist dem Kriegsministerium bekannt. Es ist versprochen worden, unseren Flugzeugbestand zu erhöhen. Bis jetzt aber ist das nicht geschehen. Man hat uns vom Festland einen Transport von B-siebzehn-Maschinen gemeldet, der morgen eintreffen soll. Aber die B-siebzehn reichen ebenfalls nicht aus, unseren Schutz gegen Überraschungsangriffe zu gewährleisten.«

Auch in dieser Stabskonferenz geschah weiter nichts, als daß die mangelnde Verteidigungsfähigkeit festgestellt wurde. Man unterhielt sich wiederum über die in den letzten Wochen gelegentlich festgestellten Anzeichen dafür, daß sich fremde Fahrzeuge in den Gewässern um die Hawaii-Inseln aufhielten. So waren beispielsweise in den letzten fünf Wochen dreimal U-Boote ausgemacht worden. Es bestand kein Zweifel darüber, daß es sich dabei nur um japanische Boote gehandelt haben konnte.

Am 3. November hatte ein PBY-Flugboot einen großen Ölfleck auf dem Wasser gesichtet. Das Flugboot suchte in einem Umkreis von fünfzehn Seemeilen die Wasserfläche ab und rief einen Zerstörer herbei, der die Suche aufnahm. Aber sie blieb erfolglos. Und trotzdem konnte das Öl nur von einem U-Boot stammen, das Treibstoff verloren hatte.

Am 28. November hatte der Radarbeobachter des Zerstörers »Helena« auf seinem Schirm einen Kontakt entdeckt. Er war sicher, daß es sich nur um ein U-Boot handeln konnte. Wiederum ergab die weitere Suche nichts. Vermutlich hatte eich das Boot aus dem Gebiet entfernt oder war auf Grund gegangen, um abzuwarten, bis die Suche eingestellt würde.

In der Nacht zum 2. Dezember hatte der Zerstörer »Ga mble« einen neuen Radarkontakt gemeldet, aber auch hier blieb die sofort eingeleitete Suchaktion erfolglos.

Admiral Kimmel brach die Konferenz am späten Nachmittag ab. Sie war nicht mehr gewesen als eine jener üblichen Unterhaltungen, in denen jeder Dinge zur Sprache brachte, die schon zur Genüge bekannt waren. Dafür lohnte es nicht, Zeit zu verschwenden.

Gegen Abend ging Kimmel zu einer Party ins Halekulani-Hotel in Waikiki und trank ein paar Gläser Sherry. Aber er war ohnehin kein guter Gesellschafter, und bald weckte er seinen Fahrer, der in seinem Wagen schlief, und befahl ihm, ihn heimzufahren. Es war ein anstrengender Tag gewesen. Und für den Sonntagmorgen war Kimmel zu einer Partie Golf mit General Short verabredet. Er ärgerte sich ein wenig darüber, daß er zugesagt hatte. Da hieß es wieder zeitig aufstehen.

Das Beispiel Kimmels und Shorts, an diesem Wochenende zeitig ins Bett zu gehen, wurde keineswegs allgemein nachgeahmt. Pearl City, Waikiki und Honolulu boten an einem Sonnabend so viel, daß man es einfach nicht versäumen durfte. In überfüllten Autobussen, Taxis und eigenen Wagen verließen die Mannschaften und Offiziere ihre Quartiere in Schofield und Fort Shafter, in Ewa und Kaneohe. Die meisten von ihnen durchbummelten die Kneipen von Waikiki Beach. Hier gab es für jeden Geschmack etwas. Und wer hier nicht auf seine Kosten kam, der schlenderte bis zur Hotel Street. Dort traf er die Mädchen, die sich vorgenommen hatten, den Abend so entgegenkommend wie möglich zu verbringen. Neben Spielsälen gab es hier Kabaretts, Kinos und Souvenirgeschäfte. Massagesalons mit Damenbedienung luden ein und Schießbuden, eine Sensationsschau lag neben der anderen, eine Getränkebude an der anderen. Das alles war in Blüte gekommen, seit die Armee in Hawaii stand. Es hatte nichts mehr mit Schönheit des Inselparadieses zu tun. Es war jene Art Zivilisation, die unabhängig davon gedeiht, ob der. Platz von Natur begünstigt oder vernachlässigt ist.

Schlager wurden von Musikboxen in die Nacht geplärrt. Die Cafes priesen ihre Eisspezialitäten an. Hier und da bekamen sich ein paar Seeleute in die Haare und trugen den Streit gleich auf der Straße aus. Die Militärpolizei hatte am Wochenende alle Hände voll zu tun. Nach Mitternacht mußten die Betrunkenen aufgelesen werden, die sich irgendwo im Freien zum Schlaf niedergelegt hatten. Und gewöhnlich gab es gegen Morgen noch einmal eine Reihe von Krawallen, nämlich dann, wenn ein paar verspätete Trinker versuchten, in eines der als Clubs getarnten Bordelle einzudringen, dessen Damen längst für den Rest der Nacht besetzt waren. Ein einsames Auto glitt spät nachts noch auf Fort Shafter zu. Es war einer der Piloten, deren Dienst um vier Uhr begann. Er war Jagdflieger und würde in der Morgendämmerung seinen ersten Patrouillenflug ausführen.
Leutnant Snyder, der noch nicht lange hier stationiert war, freute sich darauf, den Sonnenaufgang in seiner P-40 hoch oben über den Inseln zu erleben. Er schaltete sein Autoradio ein und hörte, wie die einschmeichelnde Stimme einer Nachtansagerin der Station KGMB ihren Hörerinnen und Hörern empfahl, dem neuen Tag entgegenzuträumen, süß begleitet vom neuesten Hit der Musikkonfektion, »Sweet Leilani«.Die Militärpolizei hatte inzwischen etwa zwei Dutzend Betrunkene aufgesammelt. Gemessen an den 42 000 Armee- und Marineangehörigen, die sich auf den Hawaii-Inseln befanden, war das eine erträgliche Quote. Das stimmte die Polizisten versöhnlich. Der Strand von Waikiki, in unzähligen Schlagern besungen, lag still und verlassen, als die Nacht langsam in den Morgen hinüberwuchs. Unter den vielen Abfällen, die hier regelmäßig bei Sonnenaufgang von Reinigungstrupps aufgesammelt wurden, befand sich eine Ausgabe der »Star Bulletin«, einer Lokalzeitung. Am Morgen würden die Schlagzeilen veraltet sein:
»Roosevelt appelliert an Hirohito, einen Krieg zu vermeiden.« »Japanische Presse fordert Krieg.«
»US-Navy kann jeden Gegner vernichten.«In den Anzeigenspalten der Zeitung wurden Weihnachtsartikel angeboten. Hollisters Drugstore bot für 1,95 Dollar einen Konfektkasten mit dem vielversprechenden Namen »Aloha-Box« an. Die Firma Tung Chun Tong informierte ihre Kundschaft darüber, daß sie etwa zweihundert verschiedene Sorten Likör auf Lager hatte. Und Pattons Warenhaus empfahl zum Weihnachtsfest praktische Geschenke: Schreibmaschinen, Staubsauger, Radios oder Wecker.
Fast unmerklich kündigte sich der Morgen an.

USS »Ward« greift an

Im Navy Yard von Pearl Harbor, wo die Schiffe der amerikanischen Pazifikflotte repariert wurden, hatte einmal ein Leitender Ingenieur gesagt: »Wenn die >Ward< eines Tages von einer Patrouillenfahrt nicht mehr zurückkommt, war es ganz sicher Altersschwäche.«
Der ziemlich schäbig aussehende Zerstörer war ganze dreiundzwanzig Jahre alt. Er war im Jahre 1918 gebaut worden, in jener Schnellbauweise; die während der vom ersten Weltkrieg hervorgerufenen Hochkonjunktur üblich gewesen war. Siebzehn Tage nach der Kiellegung hatte der Stapellauf stattgefunden. Das Schiff - benannt nach James Harmon Ward, dem ersten im Sezessionskrieg gefallenen Marineoffizier - besaß als Bewaffnung vier veraltete Geschütze und ein paar überschwere Maschinengewehre, die für die Fliegerabwehr nicht verwendet werden konnten, weil man sie nicht hochkurbeln konnte. Dafür war sie in der Lage, Wasserbomben zu werfen. Seit 1934 stand die »Ward« auf der Liste der auszurangierenden Schiffe, aber angesichts der heraufziehenden Kriegsgefahr war sie noch einmal überholt und aufpoliert worden. Es hatte nicht viel geholfen.
Für Oberleutnant William Woodward Outerbridge, den Kommandanten der »Ward«, war die Fahrt mit dem veralteten Schiff immerhin ein großes Erlebnis. Er fuhr zum erstenmal als Kommandant eines Schiffes, nachdem er zuvor längere Zeit als Erster Offizier auf der »Cummings«, einem viel moderneren Zerstörer, Dienst getan hatte. Deshalb war Outerbridge stolz, als er mit der »Ward« zum erstenmal auslief. Es war der 5. Dezember, um die Mittagszeit, als die »Ward« die U-Boot-Sperre an der Hafeneinfahrt von Pearl Harbor passierte.
Außer dem Stolz, zum erstenmal ein Schiff zu führen, hatte Oberleutnant Outerbridge noch einen anderen Grund, froh zu sein, daß man ihm das Kommando der »Ward« übertragen hatte. Schließlich wurde das Schiff nicht im Atlantik eingesetzt, wo es seit einiger Zeit einen unerklärten Krieg zwischen deutschen U-Booten und amerikanischen Schiffseinheiten gab, sondern hatte die Aufgabe, die Seewege zu kontrollieren, die nach Pearl Harbor führten. Das brachte es mit sich, daß man alle drei Tage Landurlaub bekam, seine Familie sehen und sich in der Sonne Hawaiis erholen konnte.
Honolulu hatte viel zu bieten, es fehlte nicht an Abwechslung, wenn man

Oberleutnant Outerbridge, Kommandant der Ward

von der kurzen Fahrt zurückkam. Outerbridge rechnete sich bereits bei seiner Ausfahrt am 5. Dezember aus, daß er am kommenden Sonntag wieder im Hafen sein würde. Er dachte daran, daß er mit seiner Frau wieder einmal ins Kino gehen könnte. Im Waikiki-Theater wurde »A Yank in the R. A. F.« gegeben, und im »Princess« lief mit großem Erfolg Chaplins »Der große Diktator«. Der Kommandant hatte noch kurz vor der Ausfahrt das »Star Bulletin« gelesen. Die große Schlagzeile auf der ersten Seite lautete: »Japan will keinen offenen Bruch mit den USA - Es wird weiter verhandelt.«
Aus Singapore kamen weniger erfreuliche Meldungen. Dort war der Urlaub für alle Angehörigen der Streitkräfte gesperrt worden. Und auf den Philippinen forderte Präsident Manuel Quezon alle Zivilisten auf, die gefährdeten militärischen Zonen zu verlassen.

Die »Ward« beendete ihre Patrouillenfahrt, ohne Kontakt mit fremden Schiffen gehabt zu haben. Sie war einer Anzahl kleinerer Küstenfahrzeuge begegnet, Fischerbooten und Dschunken, die sich immer in den Küstengewässern herumtrieben. In der Nacht vom 6. zum 7. Dezember kehrte sie mit halber Kraft geruhsam zurück. Outerbridge, froh darüber, daß seine erste Fahrt bislang glücklich verlaufen war, kontrollierte noch einmal alle Gefechtsstationen und überzeugte sich, daß die Mannschaft ihren Dienst tat. Gegen Mitternacht zog er sich dann ins Kartenhaus auf der Brücke zurück und legte sich auf das hier für ihn aufgestellte Feldbett.

Er hätte unter Deck in seiner Kabine schlafen können, die weitaus bequemer war, aber er zog es vor, auf einer Patrouillenfahrt stets in der Nähe der Brücke zu sein. Dazu kam, daß Outerbridge der einzige aktive Marineoffizier an Bord war. Alle anderen gehörten der Reserve an. Outerbridge wußte, daß er sich trotzdem auf sie verlassen konnte, aber es war sein Prinzip, immer an Ort und Stelle zu sein für den Fall, daß es unvorhergesehene Ereignisse gab. Also wälzte er sich auf seinem schmalen Feldbett im Kartenhaus hin und her, ohne Ruhe zu finden. Er legte seine Uniform ab und warf einen japanischen Kimono über, den er von seiner Frau zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Während er versuchte, ein paar Stunden zu schlafen, ging der Dienstbetrieb an Bord weiter. Ruhig zog das Schiff seine Bahn. Es fuhr große Achten, um ein möglichst weites Gebiet abzusuchen. Die Ausguckposten mit den Nachtgläsern strengten ihre Augen an.

Es war zwei Minuten vor vier, die Zeit, um die sich die nächste Wache auf die Stationen zu begeben hatte, als Fähnrich Platt im Kartenraum erschien und den Kommandanten aus seinem Halbschlaf weckte. »Sir, ein Blinksignal des Minensuchers >Condor<. Er hat westlich von seinem Kurs ein verdächtiges Objekt im Wasser entdeckt und vermutet, daß es ein U-Boot ist.

Outerbridge war sofort hellwach. Er nahm sich nicht die Zeit, seine Uniform anzulegen. In seinem japanischen Kimono stürmte er auf die Brücke und gab sofort das Signal: »Klar Schiff zum Gefecht!«Der Gong schlug an. An Bord wurde es lebendig. Gefechtsalarm bedeutete, daß alle Offiziere und Mannschaften an Bord sofort ihre Stationen auf suchten. Geschützbedienungen nahmen ihre Plätze ein, die Munitionsaufzüge wurden besetzt. Reparaturkolonnen stellten sich bereit,, bei eventuellen Beschädigungen sofort einzugreifen. Der Schiffsarzt legte Verbandzeug zurecht. Alle Ausguckposten wurden besetzt.

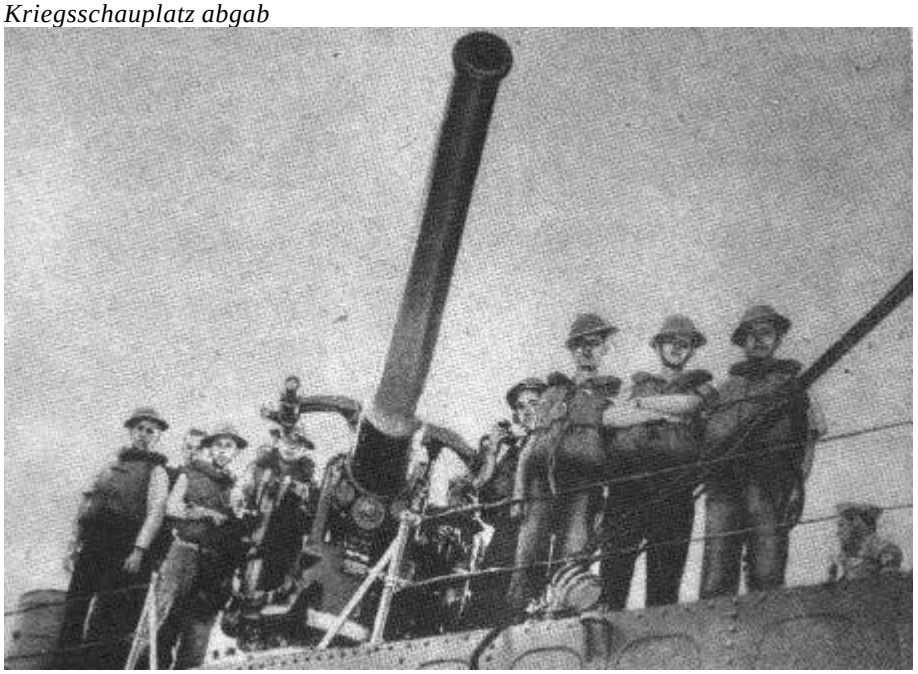
Jeder Mann, der frei war, stand mit einem Fernglas bewaffnet an der Reling und hielt Ausschau nach dem von der »Condor« gemeldeten Objekt. Für eine Stunde ereignete sich nichts. Die »Ward« suchte die Gegend ab, die von der »Condor« angegeben wurde. Aber weder die Ausguckposten noch der Mann am Unterwasserhorchgerät konnten etwas entdecken. Outerbridge stand in Sprechverbindung mit dem Minensucher. Noch einmal erkundigte er sich: »Können Sie Angaben über den Kurs des vermeintlichen U-Bootes machen?«

Die »Condor« gab Auskunft: »Das vermeintliche U-Boot fuhr etwa tausend Meter westlich von uns, mit gleichem Kurs. Das ist die Richtung auf die Hafeneinfahrt.«

»Genaue Zeit?«
»Drei Uhr fünfzig.«
Outerbridge schaltete die Verbindung ab. Er glaubte, daß die »Condor« einer Täuschung erlegen wäre. So etwas kam bei nächtlichen Suchaktionen nicht selten vor. Das Unterwasserhorchgerät war eine zuverlässige Einrichtung. Wenn es keinen Kontakt anzeigte, dann konnte man sich damit zufriedengeben. Er verzichtete darauf, eine Meldung an Land zu schicken. Für ihn war die Sache erledigt. Er beendete den Gefechtsalarm, beließ aber mehr Ausguckposten als sonst auf ihren Plätzen. Dann begab er sich wieder ins Kartenhaus und versuchte, den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.
Fähnrich Platt, der inzwischen abgelöst war, schlief bald in seiner Koje. An seiner Stelle versah jetzt Leutnant Goepner, ein junger Reservist aus Chikago, die Deckwache. Er stand auf der Brücke und hob immer wieder das lange Nachtglas an die Augen. Goepner ahnte, daß für diese Nacht noch nicht alle Aufregung vorbei war. Er behielt recht.
Es war genau sechs Uhr siebenunddreißig, als er sein Nachtglas verdutzt absetzte, sich über die Augen wischte, dann erneut das Glas ansetzte und in die Richtung blickte, in der der Schlepper »Antares« vorbeizog, der an einem langen Stahltau ein kleines Zielschiff, einem Lastkahn ähnlich, in Richtung Pearl Harbor schleppte. Eben noch hatte Goepner der »Antares« ein Blinkzeichen geben lassen. Diesen kleinen Schlepper, der das Zielschiff zog, kannte jeder. Er würde nicht bis in den Hafen fahren. Die »Keosanqua«, ein Hafenschlepper, würde ihm entgegenkommen und das stählerne Zielschiff noch vor dem Hafeneingang übernehmen. Leutnant Goepner strengte seine Augen an. Es war jetzt hell genug, und was er sah, ließ keinen Zweifel zu. Zwischen der »Antares« und dem Zielschiff, unweit der Stahltrosse, schwamm ein kleines, schwarzes Objekt, das dort einfach nichts zu suchen hatte. Goepner sah, daß es nicht mit der Trosse verbunden war. Es schwamm selbständig, die Wellen brachen sich an ihm. Goepner zögerte nicht. Er lief zum Kartenhaus und weckte den Kommandanten. Outerbridge gab sofort wieder Gefechtsalarm. Ein Blick auf das verdächtige Objekt genügte: Dies war der Turm eines U-Bootes. Aber dieser Turm war gleichsam eine Miniaturausgabe. Outerbridge konnte sich nicht erinnern, so etwas jemals gesehen zu haben. Es konnte keines der in der Flotte üblichen U-Boote sein. Einen Augenblick lang hegte er Zweifel. Wenn es sich nun doch um ein eigenes Boot handelte, dann durfte er es nicht angreifen. Es waren Landsleute. Trotzdem zögerte er nicht. Dieses seltsame U-Boot befand sich in der Sperrzone. Hier durften sich

nur Fahrzeuge aufhalten, die gemeldet waren. Und es war kein U-Boot gemeldet worden. Für diesen Fall gab es nur einen Befehl: Angreifen! »Volle Kraft! « Outerbridge wies den Steuermann an, auf das gegnerische U-Boot zuzufahren. »Alle Geschütze feuerbereit!« Die Geschütze meldeten ihre Feuerbereitschaft. Outerbridge befahl: »Wasserbomben klar zum Wurf!«
Während sich der Zerstörer dem U-Boot näherte, dessen Turm immer noch über der Wasseroberfläche herausragte, erschien in der Luft ein PBY-Flugboot, das von seiner Morgenpatrouille zurückkehrte.
Der Pilot, Fähnrich William Tanner, hatte das eigenartige Objekt ebenfalls entdeckt. Auch er wußte, daß sich in diesem Gebiet kein ungemeldetes U-Boot 'aufhalten durfte. Aber er glaubte fest daran, daß es sich um ein eigenes Fahrzeug handelte, das infolge eines Schadens hierhergeraten war. Er sah, daß der Zerstörer auf das Boot zufuhr, und in diesem Augenblick vermutete er, daß das Schiff das U-Boot versehentlich rammen und

Die Geschützbedienung der »Ward«, die den ersten Schuß auf dem pazifischen Kriegsschauplatz abgab



eine Katastrophe herbeiführen würde. Um das zu verhindern, zog er einen engen Kreis und warf zwei Rauchbomben ab, die die Position des U-Bootes markieren sollten. Aber die »Ward« brauchte keine Markierungszeichen mehr. Sie war nur noch knapp hundert Meter von dem U-Boot entfernt.
»Feuer!« kommandierte Outerbridge. Er konnte jetzt das U-Boot mit dem bloßen Auge genau erkennen. Es war unwahrscheinlich klein, hatte einen schlanken, zigarrenförmigen Bootskörper und einen etwa halbmeterhohen Turm mit einem klobigen Sehrohr. Es trug keinerlei Abzeichen. Eigenartigerweise schien das U-Boot weder den Zerstörer noch die Rauchbomben des Flugbootes bemerkt zu haben. Es setzte seine Fahrt hinter der »Antares« fort, leicht schlingernd und ziemlich langsam.
Es war genau sechs Uhr fünfundvierzig, als das Buggeschütz der »Ward« den ersten Schuß auf das U-Boot abgab. Die Geschützbedienung konnte infolge der geringen Entfernung nur über das Rohr zielen. Die erste Granate pfiff über den Turm des U-Bootes hinweg und klatschte ins Meer. Es war der erste Schuß, der von Streitkräften der USA auf dem pazifischen Kriegsschauplatz abgegeben wurde. Dreißig Sekunden später feuerte das Geschütz drei, und diese Granate traf den Turm des U-Bootes. Das kleine Fahrzeug schaukelte und schlingerte, aber es fuhr weiter. Die »Ward« war inzwischen so nahe herangekommen, daß die Geschütze nicht mehr in Aktion treten konnten. Gespannt sahen die Männer auf das fremde Fahrzeug, das ganz dicht an der Bordwand der »Ward« entlangglitt und in ihrem Kielwasser hin und her tanzte.Da gab Outerbridge den Befehl, die erste Serie Wasserbomben zu
werfen. Vier der Geschosse torkelten im hohen Bogen um das U-Boot ins Meer. Sofort wurde das kleine Boot von den aufschießenden Wassermassen eingehüllt.
Das Flugboot hatte inzwischen einen weiteren Kreis gezogen und war näher gekommen. William Tanner hatte nur ein paar kurze Worte mit Fähnrich Greevey, seinem Co-Piloten, gewechselt. Beide waren sich einig, daß es sich nur um ein eigenes Boot handeln konnte. Der Befehl aber schrieb vor, jedes U-Boot, das unangemeldet in diesem Gebiet auftauchte, zu vernichten. Tanner handelte kurz entschlossen. Er zog nochmals einen engen Kreis über der Stelle, wo soeben die Wasserbomben des Zerstörers einschlugen, und warf ebenfalls eine Serie Wasserbomben ab. Als sich das Wasser beruhigt hatte, war von dem U-Boot nichts mehr zu sehen. Tanner, der wenig später auf dem Marinestützpunkt Kaneohe wasserte, gab seine Meldung ab und hörte kaum hin, als der Wachhabende ihn aufzog: »Wird wohl wieder ein Walfisch gewesen sein, Bill!«

Auf der »Ward« wußte jeder, daß es kein Walfisch gewesen war. Zu nahe war das seltsame U-Boot an dem Zerstörer vorbeigeglitten. Outerbridge schickte um sechs Uhr einundfünfzig seine Meldung nach Pearl Harbor. Sie lautete: »Ich habe ein im Sperrgebiet kreuzendes U-Boot mit Wasserbomben angegriffen.«
Nach einiger Zeit überlegte er sich, daß diese Meldung den Sachverhalt nicht ganz korrekt umriß. Er setzte eine zweite Meldung auf und ließ sie an die Marinestation von Bishops Point durchgeben. Diesmal schrieb er: »Ein im Sperrgebiet operierendes U-Boot wurde mit Geschützfeuer und Wasserbomben vernichtet.«
Erst jetzt fand Outerbridge Zeit, den Kimono abzulegen und seine Uniform anzuziehen. Kaum war er damit fertig, als es bereits einen neuen Alarm gab. Die »Ward« hatte ihre Fahrt fortgesetzt und suchte methodisch das Sperrgebiet vor der Hafeneinfahrt ab. Am Horizont im Osten erschien ein rötlicher Streifen. Die Sonne schob sich über das Wasser. Um diese Zeit meldete der Ausguck ein Fischerboot, das sich ebenfalls im Sperrgebiet befand. Die »Ward« nahm sofort Kurs auf das kleine Fahrzeug, einen motorgetriebenen Sampan, der schleunigst die Flucht ergriff.
Aber die »Ward« war schneller. Sie überholte das Fahrzeug und stoppte es. Durch ein Fernglas konnte Outerbridge sehen, wie sich drüben auf dem Sampan drei japanische Fischer an der Reling aufstellten, die Hände hoben und mit weißen Tüchern winkten.
D,as überraschte Outerbridge. Sampans von in Honolulu lebenden' japanischen Fischern hatten sich schon oft in das Sperrgebiet eingeschlichen, angeblich um Schwärme von Fischen zu verfolgen. Immer wenn sie gestellt worden waren, hatte man ihnen eine Strafe aufgebrummt und sie wieder laufenlassen. Aber es war nie vorgekommen, daß sich die Besatzung eines solchen Bootes mit erhobenen Händen an der Reling aufstellte.
Ohne lang zu überlegen, nahm Outerbridge den Sampan ins Schlepptau und übergab ihn ein wenig später einem Kutter der Küstenwache, der ihn zur Untersuchung dieser Angelegenheit in den Hafen schleppte.
Diese ganze Zeit über war die U-Boot-Sperre am Hafeneingang offen. Man hatte sie aufgezogen, als die »Keosanqua« ausfuhr, um das Zielschiff einzubringen, das die »Antares« heranschleppte. Das Manöver hatte sich lange hingezogen. Nun nahte das Küstenwachboot und brachte den verdächtigen Sampan ein. Es lohnte sich nicht, den Mechanismus zu betätigen, der die U-Boot-Sperre schloß. Der Vorgang nahm mehrere Minuten in Anspruch, und bis dahin würde der Kutter mit seinem Sampan

bereits an der Sperre sein. Also wartete die Bedienungsmannschaft. Was sie nicht ahnen konnte, war der Auftrag des seltsamen Sampans, der direkt aus Tokio kam. Leutnant Maejima, der vor Monaten als unverdächtiger Geschäftsreisender Pearl Harbor besucht hatte, war nicht umsonst so lange in der Nähe der U-Boot-Sperre herumspaziert. Er hatte die Gewohnheiten der Bedienungsmannschaften genau studiert. Auf diesen Studien beruhte der seltsame Vorgang, daß sich ein Sampan verdächtig machte. Er gab den Anlaß dafür, daß die U-Boot-Sperre längere Zeit geöffnet blieb. Für die von den U-Kreuzern gestarteten A-Boote war dies der Augenblick, in dem sie ungesehen in den Hafen eindringen konnten.

Es gelang nur zwei Booten, in den Hafen zu kommen. Eines davon kreuzte längere Zeit im Hafenbecken und fertigte eine Karte von den dort liegenden Schiffen an. Es verließ den Hafen wieder, als die Sperre erneut aufgezogen wurde. Das zweite legte sich in Schußposition und wartete, wie vereinbart, auf den Beginn des Luftangriffs. Das Boot jedoch, das die Karte an Bord hatte, lief bei der Ausfahrt auf ein Riff und sank. Es wurde. erst Wochen später entdeckt und gehoben. Dabei fand man auch die Karte.

Alle anderen A-Boote schafften es nicht bis zum Hafen. Sakamaki trieb noch immer bewußtlos vor Diamond Head herum. Ein weiteres Boot war von der »Ward« versenkt worden. Das fünfte- versuchte, hinter der »Keosanqua« in den Hafen zu kommen. Aber genau um sieben Uhr und drei Minuten zeigte das Unterwasserhorchgerät der »Ward« leises Motorgeräusch an. Sofort ließ Outerbridge Kurs auf das Geräusch nehmen und fünf Wasserbomben werfen. Bald darauf bildete sich in einer Entfernung von vielleicht dreihundert Metern ein großer Ölfleck. Wasserblasen erschienen an der Oberfläche.

Von neuem erging eine Meldung über den Vorfall nach Bishops Point, und von da wanderte sie auf den Schreibtisch des Leutnants Harold Kaminsky, der im Hauptquartier des 14. Marine-Distrikts Dienst tat.

Kaminsky war ein alter Reservist. Er sagte sich, daß hier etwas im Gange sein mußte. Entweder handelte es sich um eine ausgedehnte Übung, die überraschend abgehalten wurde, oder es waren tatsächlich U-Boote in die Sperrzone eingedrungen. Jedenfalls zögerte er nicht, seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Kapitän John B. Earle, anzurufen. Dessen Frau antwortetemürrisch, als das Telefon auf dem Nachttisch läutete. Aber sie übergab sofort ihrem Mann den Hörer. Dieser ließ sich berichten, was vorgefallen war, überlegte einen Augenblick, fand dann aber die beiden Meldungen der »Ward« doch zu ernst, um sie einfach zur

Die B-17, die am Morgen des japanischen Überfalls von San Franzisko nach Oahu flogen. Sie gerieten in den japanischen Angriff und wurden zum größten Teil vernichtet. Die B-17, damals eines der modernsten Flugzeuge der amerikanischen Luftwaffe, wurde »Fliegende Festung« genannt

Kenntnis zu nehmen und auf sich beruhen zu lassen. Er befahl, sofort Admiral Husband E. Kimmel zu benachrichtigen.
Es wurde sieben Uhr vierzig, bis Kaminsky den Admiral erreichte, der in einem kleinen Haus in Makalapa lebte. Seine Familie hatte er in den Staaten zurückgelassen. Er liebte es nicht, während seines Dienstes Angehörige in der Nähe zu haben. Das brachte Verpflichtungen mit sich, und Verpflichtungen kosteten Zeit.
Er ordnete kurz und bündig an: »Meldung bestätigen lassen! Ich bin in einer Viertelstunde bei Ihnen.«

»Ostwind - Regen«

In der Nacht vorn 4. zum 5. Dezember 1941 fing eine amerikanische Funkstation an der Westküste eine Wettermeldung auf, die der Sender Tokio verbreitete und die sofort von den Dechiffrierspezialisten als geheimes Signal an die japanischen Streitkräfte erkannt wurde. Mit Genauigkeit war allerdings dieses Signal nicht zu deuten. Amerikas Codespezialisten hatten im Juli ein System zur Dechiffrierung der japanischen Geheimnachrichten entwickelt. Sie konnten also die von den Japanern gegebenen Zahlensysteme in Buchstabengruppen umsetzen. Mit Hilfe von modernen Maschinen entzifferten sie diese Buchstabengruppen dann, soweit es sich um normale Texte handelte. Unlösbar blieben Codebezeichnungen und Stichworte, für die nach wie vor der
Schlüssel fehlte. Als nun die seltsame, unzutreffende Wettermeldung »Ostwind - Regen« aufgefangen wurde, wußte man damit nichts anzufangen. Klar war nur, daß es sich um ein von den Japanern vereinbartes Stichwort handelte. In der Dechiffrierungszentrale vermutete man, daß dieses Stichwort in Beziehung zu den sich rapid verschlechternden Beziehungen zwischen Japan und Amerika stand, aber damit allein war nicht viel anzufangen. Um diese Zeit wußte man in Amerika noch nicht, daß das japanische Oberkommando mit seinen auf hoher See befindlichen Streitkräften drei solche Stichworte vereinbart hatte, die im gegebenen Augenblick darüber informieren sollten, welche Richtung der japanische Angriff nahm. Ausgegeben worden waren die Texte »Higashi No Kazeame« (» Ostwind - Regen«) für die unmittelbare Kriegsgefahr mit den USA, »Kitanokaze Kumori« (»Nordwind - bewölkt«) für die unmittelbare Kriegsgefahr mit der Sowjetunion, und »Nishi No Kaze Hare« (»Westwind - klar«) bedeutete unmittelbare Kriegsgefahr mit Großbritannien. Diese Stichworte sollten jeweils in der Mitte der täglichen Wettervorhersage gebracht und an deren Ende zweimal wiederholt werden.
Die Meldung von der Durchgabe dieses für die Amerikaner höchst unheilvollen Signals gelangte noch am Morgen des 5. Dezember auf den Schreibtisch des Chefs der amerikanischen Flotte, Admiral Starks. Dieser hielt nicht viel von den verständlicherweise nur unbestimmten Ausführungen, die der Chef seiner Abwehrabteilung dazu machen konnte. Er hielt überhaupt nicht viel von der Geschäftigkeit des Fre-

gattenkapitäns Safford und dessen Dechiffrierexperten Dalton Kramer. So ermahnte er die beiden, keine Panik zu machen, und überließ die Botschaft ihrem Schicksal in einem der überfüllten Ablegekörbchen seines Büros.
Einweiteres Telegramm, das von der Abwehrabteilung entziffert wurde und das von Tokio an den Unterhändler Nomura gerichtet war, landete direkt auf dem Schreibtisch des Präsidenten. Das war einen Tag später. Das Telegramm enthielt genaue Anweisungen, wann eine vierzehnteilige Botschaft an die USA-Regierung auszuhändigen sei. Eine solche genaue Terminierung deutete unzweifelhaft darauf hin, daß mit dem Zeitpunkt der Übergabe des Memorandums gleichlaufend eine militärische Aktion gestartet würde. Als Roosevelt am Abend des 6. Dezember darüber unterrichtet wurde, wollte er sofort eine Beratung einberufen. Es ergab sich jedoch, daß Admiral Harold R. Stark, Chef der US-Flotte, gerade zu dieser Zeit einer Operettenpremiere beiwohnte. Roosevelt konnte sich nicht entschließen, ihn von dort herausrufen zu lassen. So blieb es dabei, daß er nur von dem unzweideutigen Sachverhalt Kenntnis nahm, die Entscheidung über vorbeugende Maßnahmen jedoch auf den nächsten Tag verschob.
Der 7. Dezember 1941 war ein sonniger Wintertag. Generalstabschef George C. Marshall ritt geruhsam in den Wäldern um Fort Myers am Ufer des Potomac spazieren. Er ahnte nicht, daß man ihn verzweifelt suchte. Korvettenkapitän Dalton Kramer hatte von dem abgefangenen Telegramm an Nomura eine Feinübersetzung angefertigt und diese dem Flottenchef Stark vorgelegt. Dieser erkannte, daß sich hier das große Gewitter ankündigte. Er murmelte verdrossen: »Das bedeutet Krieg!« Bevor er Entschlüsse fassen konnte, müßte er mit Marshall sprechen. Dieser würde erst am Mittag von seinem Ritt zurück sein. Also verschob auch er die Entscheidung. Er hätte ohnehin den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten können. Zu lange hatte man sich in den führenden Militärkreisen Amerikas in Sicherheit gewiegt, indem man annahm, die Japaner würden in jedem Fall die Sowjetunion angreifen. Nun war es zu spät. Zur selben Stunde, als George C. Marshall am Potomac spazieren ritt - nach fernöstlicher Zeit war das der B. Dezember 1941, kurz nach vier Uhr morgens -, ließ Admiral Nagumo auf dem Gefechtsmast der »Akagi« ein altes, zerfetztes Fahnentuch hissen: die Kriegsflagge Admiral Togos aus der Seeschlacht von Tsushima. Der Überfall begann.

Generalstabschef Marshall, der mit einiger Verspätung von seinem Morgenritt zurückkehrte, konnte am Lauf der Dinge nichts mehr ändern.

Er konnte auch nicht ahnen, daß sein Verhalten an diesem Tage in den nächsten Monaten und Jahren wiederholt Anlaß zu kritischen Auseinandersetzungen sein würde. Zweifellos gehörte auch Marshall zu jenen amerikanischen Militärs, die einen sowjetisch-japanischen Konflikt begrüßt hätten. Obwohl zahlreiche Anzeichen direkt oder indirekt darauf hindeuteten, daß sich der japanische Schlag nicht gegen die Sowjetunion, sondern gegen die USA richten würde, übersah Marshall geflissentlich die sich immer deutlicher abzeichnende Gefahr eines japanischen Überraschungsangriffs auf amerikanisches Territorium. Selbst die von ihm offiziell erlassenen Anordnungen spiegeln das wider. In der von ihm am 27. November verfaßten Warnung hieß es: »Verhandlungen mit Japan scheinen ergebnislos zu verlaufen. Abbruch vorauszusehen, falls japanische Regierung nicht erneut um Aufnahme nachsucht. Japanische Absichten für die Zukunft unklar, feindselige Handlungen allerdings jederzeit möglich. Wenn Feindseligkeiten nicht vermieden werden können, ziehen die USA es vor, Japan den ersten feindseligen Akt ausführen zu lassen. Diese Politik soll keinen unserer Kommandeure dazu verleiten, Verteidigungsmaßnahmen zu vernachlässigen. Einem eventuellen feindseligen Akt Japans muß durch entsprechende Aufklärungsaktionen vorgebaut werden. Diese Maßnahmen sollten so ausgeführt werden, daß die Zivilbevölkerung nicht dadurch beunruhigt wird und die Absicht der Maßnahmen auf jeden Fall unerkannt bleibt. Über jede Maßnahme dieser Art ist zu berichten. Diese strengstens geheime Anweisung ist nur einem begrenzten Kreis verantwortlicher Offiziere zur Kenntnis 2u geben. Marshall.«

Allgemeiner und unverbindlicher hätte sich ein Generalstabschef, der über alle Geheimdienstinformationen aus erster Hand verfügte, nicht äußern können. Er vermied es, die bereits deutlich erkennbaren Angriffsabsichten Japans präzis zu formulieren, und wies auch nicht darauf hin, daß sich die japanische Flotte offenbar bereits auf Kriegskurs befand. Für ihn war die Gefahr, die manche seiner Untergebenen viel klarer sahen als er, einfach nicht ernst genug.

An jenem 7. Dezember nun, als George C. Marshall um elf Uhr fünfundzwanzig von seinem Morgenritt zurückkehrte und das entschlüsselte Telegramm der japanischen Regierung an Nomura überreicht bekam, entschloß er sich endlich, eine gesonderte Warnung an die USA-Besatzungen im Pazifik zu richten. In wenigen Minuten diktierte er den folgenden Text: »Dies ist eine Kriegswarnung! Die Verhandlungen mit Japan zum Zweck einer Stabilisierung der Verhältnisse im Pazifik sind beendet worden, und ein aggressiver Akt von seiten Japans wird in den

nächsten Tagen erwartet. Die Stärke und Ausrüstung der japanischen Truppen und die Aufstellung von maritimen Kampfgruppen läßt eine Landungsoperation der Japaner in den Philippinen, in Thailand oder der Kra-Halbinsel vermuten. Möglicherweise auch in Borneo. Verteidigung muß dementsprechend vorbereitet werden. Gefechtsbereitschaft herstellen gemäß Befehl WPM. sechsundvierzig. Alle Kommandeure benachrichtigen, ebenso britische Autoritäten. Anti-Sabotage-Maßnahmen treffen.«

Einen weiteren, folgenschweren Fehler beging Marshall bei der Form, die er für die Übermittlung der Warnung wählte. Er benutzte nicht eine der drei Linien, auf denen eine solche Botschaft unverzüglich übermittelt werden konnte. Das waren das sogenannte Scrambler-Telefon, eine Direktverbindung von seinem Dienstraum aus, weiterhin der FBI-Sender oder eine der großen Funkstationen der Marine. Er gab den Warntext vielmehr an die Funkzentrale der Armee und fügte nicht einmal einen Dringlichkeitsvermerk hinzu. So wurde der Text ganz routinemäßig abgefertigt, zu einer Zeit, als er durch die Ereignisse ohnehin schon überholt war. Denn während der Armeefunker ans Verschlüsseln der Nachricht ging, hatte die »Ward« bereits ihr erstes Gefecht mit japanischen U-Booten vor der Hafeneinfahrt von Pearl Harbor.

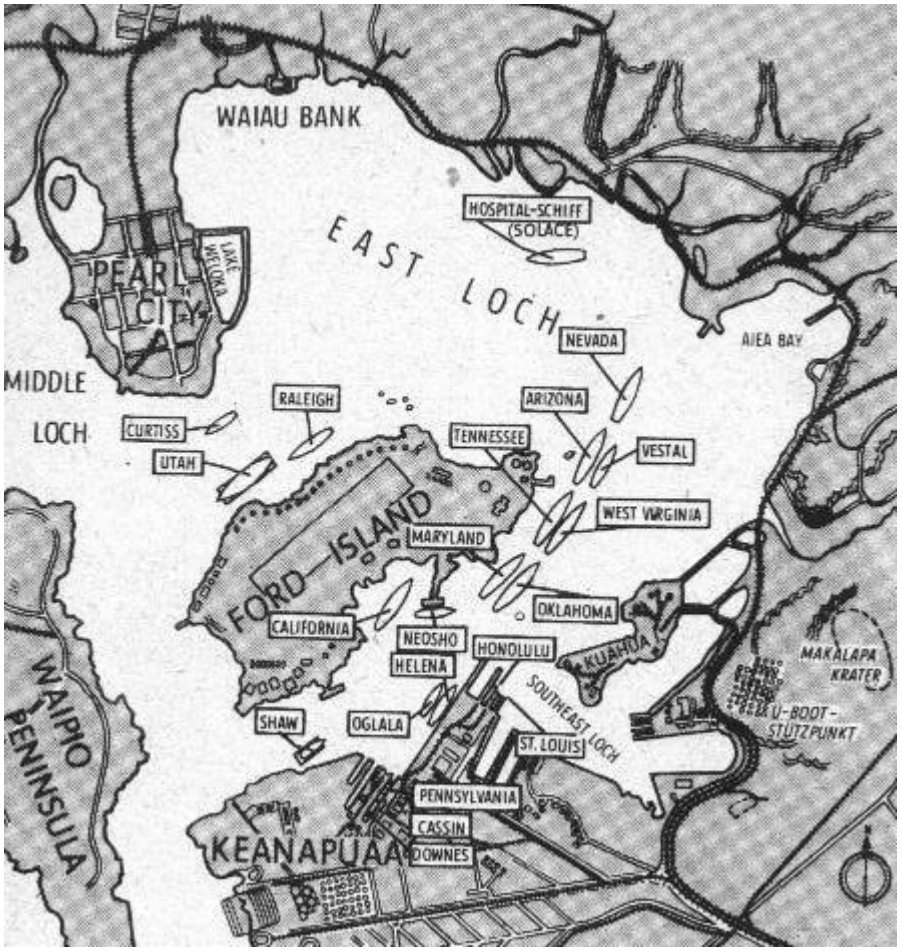
Die Warnung kam in Pearl Harbor erst an, als der Stützpunkt bereits von dem japanischen Angriff überrascht worden war.

Start bei Sonnenaufgang

Es war genau fünf Uhr dreißig, als gleichzeitig zwei Katapultflugzeuge auf den Kreuzern »Tone« und »Chikuma« gestartet wurden. Zu dieser Zeit dampfte der japanische Angriffsverband mit äußerster Kraft südwärts. Er war nicht mehr ganz 250 Seemeilen von Oahu entfernt. Admiral Nagumo schickte die beiden Aufklärungsflugzeuge voraus zu einer letzten Besichtigung des Schauplatzes, an dem sich der heimtückische Überfall in weniger als zwei Stunden abspielen sollte.
Entgegen den Befürchtungen der Katapultmannschaften verliefen die beiden Starts trotz der Schlingerbewegungen der Schiffe reibungslos. Die beiden Flugzeuge beschrieben noch einen Kreis über dem Flottenverband und verschwanden dann schnell südwärts. Zur selben Zeit trafen die Besatzungen auf den Flugzeugträgern ihre letzten Vorbereitungen. Die Startmannschaften - sie waren eine Stunde früher geweckt worden als die Piloten der Flugzeuge -- kontrollierten ein letztes Mal die Maschinen unter Deck, prüften den Ölstand und die Elektroaggregate, die Torpedo und Bombenaufhängungen sowie die Funkgeräte. Sie entfernten die Kartonscheibchen, die bis jetzt die Gebertasten blockiert hatten, und als alles getan war, wurden die Maschinen an Deck gebracht. Die abgeklappten Tragflächen wurden eingeklinkt, die Motoren angewärmt. Alles verlief nach einem bis zum letzten Handgriff methodisch geordneten System, das Ganze glich einer Übung.
Unter Deck schlüpften die Piloten in ihre sorgfältig gereinigten und geplätteten Uniformen. Die meisten von ihnen hatten bereits die beschrifteten Stirnbänder, die Hashamakis, angelegt. Grüppchenweise, versammelten sie sich um die kleinen Shinto-Altäre und beteten ein letztes Mal für den Sieg. Andere tranken noch vor dem Frühstück ein paar Gläser Sake. Man verwehrte es ihnen nicht, obgleich es während der Ausbildung außerordentlich strenge Vorschriften über den Alkoholgenuß gegeben hatte.
Das Frühstück war eine angenehme Überraschung. Statt der sonst üblichen Portion eines Gemisches von Reis und Graupen, zu dem eingesalzene Makrelen gereicht wurden, gab es heute Sekihan. Diese wohlschmeckende Speise, die aus Reis und kleinen, bräunlichen Bohnen zubereitet wird, gab es nur bei feierlichen Anlässen. Admiral Nagumo hatte angeordnet, daß es heute Sekihan geben sollte. Die Bedeutung der Stunde sollte sich für jeden Beteiligten schon beim Frühstück ankündigen.

Kleine Pakete mit Reiseproviant lagen neben den Reisschalen, in denen das Frühstück serviert wurde. Sie enthielten eine Notmahlzeit aus Reis und sauer eingelegten Pflaumen, Keks, Schokolade und Wachhaltetabletten.
Nach dem Frühstück wurde die letzte Einweisung gegeben. Auf einer großen Wandtafel war noch einmal die Lage der Schiffe in Pearl Harbor dargestellt. Die Darstellung war erst am Vorabend um zweiundzwanzig Uhr dreißig durch letzte Meldungen vervollständigt worden. Windgeschwindigkeit und Wetterbedingungen wurden verlesen. Zum letzten mal wurde die genaue Zeit des Hin- und des Rückflugs berechnet. Zuletzt wurde befohlen, daß keiner der Flieger sein Funkgerät benutzen durfte, bevor der Angriff begann. Die einzige Ausnahme davon machte Kapitän Fuchida. Ihm war es als einzigem erlaubt, knappe Anweisungen an die anderen Maschinen zu geben, wenn die Situation es erforderte. Auf den Flugdecks der Träger traten die Besatzungen noch einmal kurz an, um eine Ansprache des jeweiligen Kommandanten zu hören, der sie anfeuerte, ihre Pflicht ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben vorbildlich zu erfüllen und den amerikanischen Barbaren einen Schlag zu versetzen, von dem sie sich nie wieder erholen sollten. Auf dem Flugdeck der »Akagi« hielt Admiral Nagumo selbst die Ansprache. In wenigen Minuten war alles vorbei, und die Piloten liefen zu ihren Maschinen. Sie kletterten in die Kabinen, winkten noch einmal zurück. Dann begann der Start.
Kapitän Fuchida bestieg die Maschine des Verbandsführers der ersten Welle. Sie trug am Heck, kurz vor dem Leitwerk, einen roten und einen gelben Streifen. Bevor Fuchida den Bomber bestieg, händigte ihm sein Monteur noch einen Hashamaki aus, ein Andenken von dem zurückbleibenden Betreuer der Maschine.
Gemäß dem Plan Nagumos wurde der Angriff in zwei Wellen geführt. Als erste Welle starteten pünktlich um sechs Uhr 40 Torpedoflugzeuge, 49 Bombenflugzeuge, 51 Sturzkampfflugzeuge sowie 43 Jagdflugzeuge, die den Begleitschutz übernahmen und Tiefangriffe führen sollten. Die zweite Welle startete sieben Uhr fünfzehn: 80 Sturzkampfflugzeuge, 54 Bombenflugzeuge und 36 Jagdflugzeuge. Bei dieser Einteilung blieben noch 39 Jagdflugzeuge auf den Trägern zurück, die zum Einsatz kommen sollten, wenn die Amerikaner wieder Erwarten zurückschlugen und den Angriffsverband bedrohten.

Alle Augen waren auf die »Akagi« gerichtet. Von ihr würde das Signal zum Start kommen. Gleichzeitig drehten die Träger in den Wind. Er kam von Osten und war ideal für den Start. Weniger ideal war der Seegang,



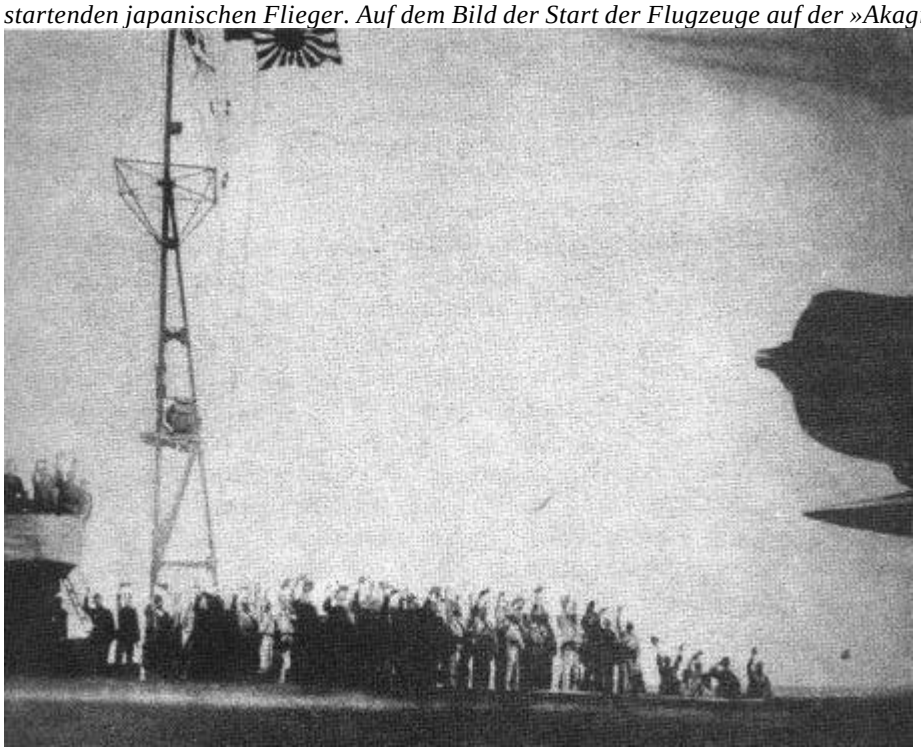
Die Lage der amerikanischen Pazifikflotte in Pearl Harbor

der die Träger bis zu fünfzehn Grad schlingern ließ. Aber jetzt durfte nicht mehr gezögert werden. Was tat es, wenn die eine oder andere Maschine ins Wasser stürzte?
Es wurde sechs Uhr. Der Trägerverband stand genau 230 Seemeilen nordöstlich von Oahu. In diesem Augenblick stiegen die Signalflaggen am Mast der »Akagi« hoch und wurden sofort wieder eingeholt. Das war das Startzeichen.

Die Motoren heulten auf. Qualm strömte aus den Auspuffstutzen. Schreiend und jubelnd vor Freude warfen die Monteure und Matrosen die Arme in die Luft. Eine Maschine nach der anderen hob von den Trägerdecks ab und zog auf Kurs. Es begannen die Bombenflugzeuge und die Jäger, ihnen folgten die Torpedoflugzeuge und die Sturzkampfflugzeuge. Kapitän Fuchida beobachtete aus der Kabine seines Flugzeugs das Manöver, bis er sah, daß alle hundertdreiundachtzig Maschinen sicher in der Luft waren.
Eine Viertelstunde später formierte sich der Verband. Fuchida setzte sich an die Spitze. Es lagen knapp zwei Stunden Flugzeit vor ihnen.

Um sieben Uhr vierzig, eine Stunde und vierzig Minuten später, überzeugte sich Fuchida noch einmal, daß der Verband wohlgeordnet hinter ihm war. Es war alles in Ordnung. Die übrigen achtundvierzig Bom-

»Banzai«-Rufe und Winken waren der Abschiedsgruß für die von ihren Trägern startenden japanischen Flieger. Auf dem Bild der Start der Flugzeuge auf der »Akagi«



benflugzeuge folgten ihm auf gleicher Höhe. Links von der Bombergruppe, etwas höher, flogen die einundfünfzig Sturzkampfflugzeuge, von Leutnant Takahashi angeführt. Rechts, ein wenig tiefer als die Bomber, schwebten die vierzig Torpedoflugzeuge des Leutnants Murata. Und hoch oben tummelten sich Leutnant Shigeru Itayas dreiundvierzig Jäger.
Fuchida wartete auf einen Funkspruch der ausgeschickten Beobachtungsflugzeuge, aber diese hatten noch nichts von sich hören lassen. Unruhig blickte er in die Runde. Dann schaltete er das Radio ein. Die amerikanische Station auf Oahu brachte Morgenmusik. Plötzlich wurde die Sendung unterbrochen. Fuchida stellte den Sender deutlicher ein. Er atmete erleichtert auf, als der Ansager den Wetterbericht für den Sonntag durchgab: »Warm und regenfrei, über den Gebirgen teilweise bewölkt, sonst klar. Gute Sichtverhältnisse.«
Er schaltete ab. Eine Weile später überlegte er sich, daß es unter den gegebenen Wetterbedingungen für den Verband besser wäre, aus westlicher oder südwestlicher Richtung anzufliegen. Die Wolken über den Gebirgen machten den Anflug gefährlich. Er änderte leicht den Kurs, und bald löste sich die Wolkenschicht unter ihm nach und nach auf. Unter den anfliegenden Maschinen lag das grüne, idyllisch anmutende Land mit seinen Palmenwäldern und Lavagebirgen, mit den winzigen, bunten Häusern und der schäumenden Brandung an den Küsten. Fuchida konnte sich nicht satt sehen an diesem Anblick.
Für den Angriff waren zwei Varianten vereinbart worden. Falls es gelang, die Amerikaner zu überraschen, dann sollten die Torpedoflugzeuge zuerst angreifen, nach ihnen die Bomber und zuletzt die Sturzkampfflugzeuge. Auf diese Weise würden die Torpedoflugzeuge nicht durch Rauch und Explosionen beim Anfliegen ihrer Ziele beeinträchtigt werden. Erst nachdem sie ihre Torpedos ins Ziel gebracht hatten, sollten die Bomber mit ihrem Werk beginnen. Für den Fall hingegen, daß die Amerikaner noch im letzten Augenblick gewarnt würden, mußten sich die Bomber und Jagdflugzeuge sofort auf die amerikanischen Flugplätze stürzen und die Luftverteidigung lahmlegen. Erst dann sollten die Torpedoflugzeuge angreifen. Zwei Signale waren von Fuchida mit den Piloten vereinbart worden. Feuerte er seine Leuchtpistole einmal ab, so hieß das, der Angriff konnte nach der ersten Variante geflogen werden. Feuerte er sie jedoch zweimal ab, so trat die zweite Variante in Aktion.
Als es sieben Uhr vierzig wurde, hatte Fuchida noch keine Gewißheit, ob die Amerikaner gewarnt waren oder nicht. Die Aufklärungsflugzeuge hatten nichts von sich hören lassen. Hatten die Amerikaner sie abgeschossen, und war der Angriff schon entdeckt?

Er stellte das Radio an. Aber die Morgenmusik ging weiter. Niemand gab hastige Warnsprüche durch. Fuchida entschied sich daraufhin für die erste Variante des Angriffsplanes. Er schob das Kabinenfenster etwas zurück und hielt seine Signalpistole hinaus. Die Piloten der Sturzkampfflugzeuge sahen seine Leuchtkugel. Sie gingen sofort auf größere Höhe. Auch die Bombenflugzeuge und die Torpedoflugzeuge reagierten auf das Signal und gingen auf die für sie vorgesehenen Höhen. Nur die Jäger des Leutnants Itaya reagierten nicht. Ein paar Minuten wartete Fuchida. Und dann beging er in seiner Ungeduld einen Fehler, der Verwirrung anrichtete. Er feuerte die Signalpistole nochmals ab. Diesmal bemerkten die Jäger das Signal. Alle anderen Gruppen jedoch nahmen an, Fuchida hätte ihnen signalisiert, die zweite Variante zu fliegen. Sie wechselten nochmals ihre Positionen und bereiteten sich auf starkes Abwehrfeuer vor. Das Resultat war, daß die Torpedo- und Sturzkampfflugzeuge gleichzeitig ihren Angriff ausführen würden.
Es blieb keine Zeit mehr, den Fehler zu korrigieren. Der Verband war bereits so nahe am Ziel, daß die Piloten Pearl Harbor sehen konnten. Die Flugzeuge stürzten sich auf ihr Ziel. Fuchida, der mit den Bombern leicht hinter den Torpedo- und Sturzkampfflugzeugen zurückblieb, funkte schnell seine Meldung an Admiral Nagumo: »Angriff beginnt!« Fuchida wußte, daß nun nichts mehr die sich herabstürzenden Metallvögel aufhalten konnte.

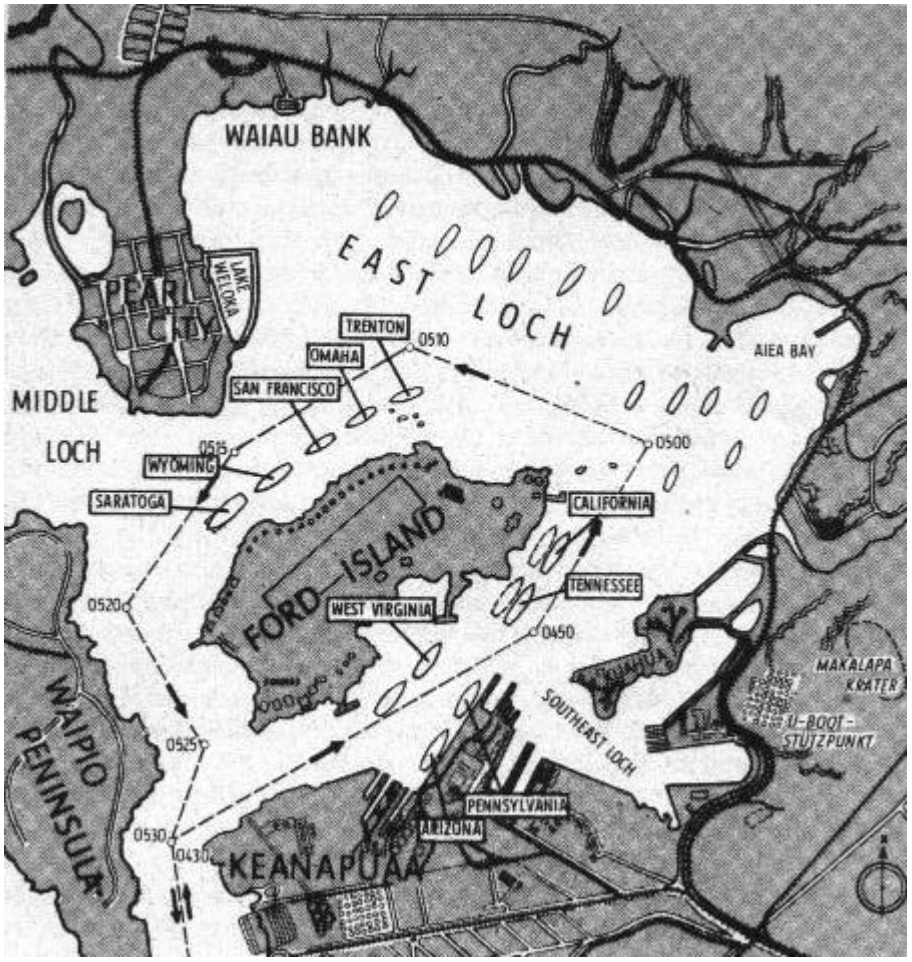
Radarkontakt auf dem Opana

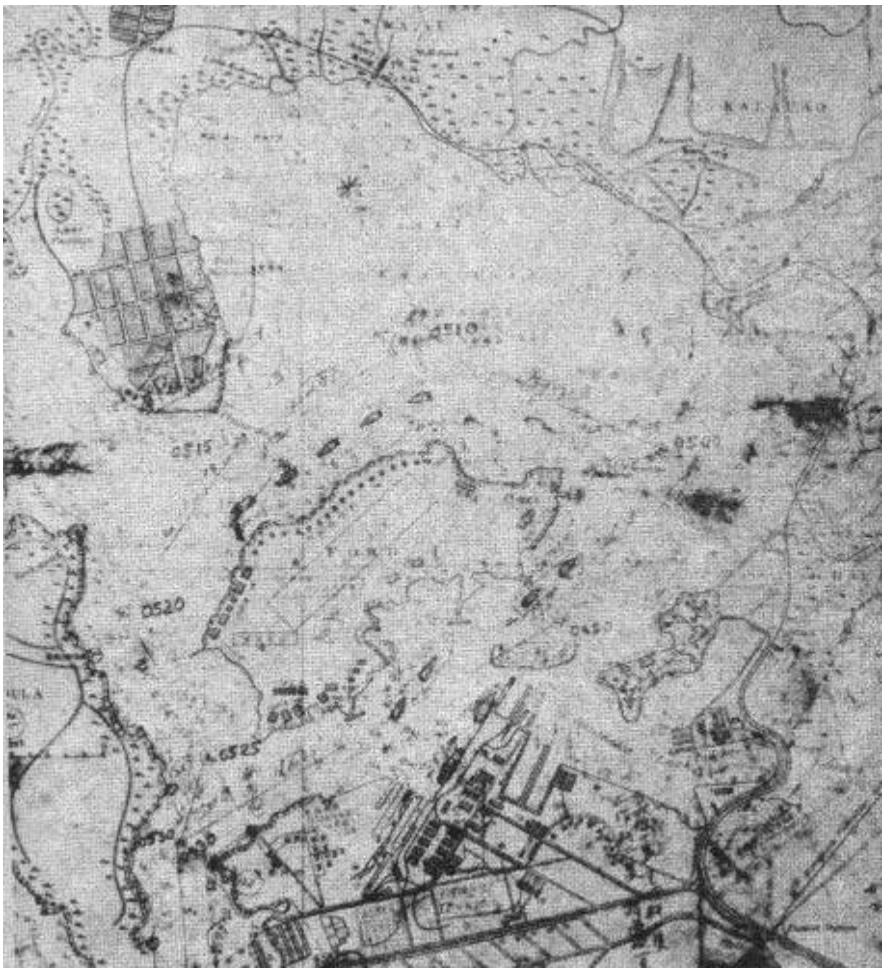
Oahu besaß sein Radarwarnnetz noch nicht lange. Die Anlage, die aus fünf fahrbaren Stationen bestand, war erst kürzlich aus den Staaten herübergebracht worden. Man hatte sie an den äußersten Küstenzipfeln der Insel aufgestellt und probierte sie aus. Auch unweit von Kahuku Point, der Gegend, die Kapitän Fuchida erblickt hatte, als er die Insel anflog und die Wolkendecke unter ihm aufriß, war eine der neuen Radarstationen aufgestellt. Sie befand sich auf dem Berg Opana: ein Lastauto, dessen Ladefläche in ein kleines Häuschen verwandelt worden war, auf dessen Dach sich die Antenne drehte.
Für die sechs Männer, die abwechselnd die Station Opana bedienten, war es ein recht langweiliger Dienst. Sie wohnten in einem kleinen Lager in Kawaiola, unweit der Küste. Je zwei von ihnen wurden alle acht Stunden von einem Lastwagen zur Station gefahren, der auch die Abgelösten zurückbrachte. Die Station Opana lag nicht ganz zehn Kilometer von dem Lager entfernt auf einem kleinen Plateau auf dem Gipfel des Berges. Man hatte einen wunderbaren Blick auf das Meer, wenn man bei klarem Wetter von hier zur Küste hinabsah.
Eigentlich hätten die Soldaten, die zum Radardienst abkommandiert waren, über den ruhigen Job zufrieden sein können. Aber es war tiefster Frieden, und jeder von ihnen wäre viel lieber in Pearl Harbor eingesetzt gewesen oder in Fort Shafter. Von dort waren es nur ein paar Minuten Fahrt zu den Kinos und Kabaretts, zu den Ladenstraßen und Kneipen. Hier oben in den Bergen, an der nördlichsten Spitze Oahus, gab es so gut wie keine Abwechslung. Man fühlte sich trotz aller Schönheit der Natur in eine Einöde versetzt, in ein Paradies, das unvollkommen war, weil man es mit niemand weiter teilen konnte als mit fünf ebenfalls mürrischen, gelangweilten Soldaten. Dazu kam, daß die Radarstation zwar neu war, bei weitem aber nicht störungsfrei arbeitete. Sie konnte, wenn kein Fehler auftrat, Flugzeuge bis zu einer Entfernung von 250 Kilometern entdecken. Aber etwa alle zwei Tage stellte sich irgendein Defekt ein, und die Bedienungsmannschaft war mehr mit Reparaturen beschäftigt als mit der eigentlichen Beobachtungsarbeit. Die Radartechnik schien noch in den Kinderschuhen zu stecken. Das mochte der Grund sein, weshalb sich die Armee auch entschlossen hatte, den Betrieb vorerst als Experiment anzusehen. Alle fünf Stationen waren durch Telefonleitungen mit einem Zentrum in Fort Shafter verbunden.

Dort registrierte man zwar jede Meldung, die von den Stationen kam, auf einer großen Landkarte, aber dies alles wurde nur als eine Art Übung aufgefaßt. Junge Luftwaffenoffiziere beschäftigten sich damit, »angenommene Jagdfliegerverbände« gegen »gemeldete Feindflugzeuge« loszuschicken. Alles in allem war es eine Art militärisches Spiel. Es würde noch Wochen dauern, bis die ganze Anlage einsatzreif war.

Seit General Short den Sabotagealarm gegeben hatte, war am Dienstbetrieb der Radarbeobachter noch nichts geändert worden. Wie zuvor lösten die Soldaten einander ab und beschäftigten sich an den neuen Geräten. Auf dem Opana hatten sich die sechs untereinander geeinigt, daß sie am Sonntag nur zwei Schichten einteilen würden. Auf diese Weise konnten wenigstens zwei Mann einen Tag lang nach Honolulufahren. Joseph Lockard und George Elliott, beides junge Soldaten, hatten am 6. Dezember gegen Mittag ihren Dienst übernommen. Sie würden das Radargerät gemäß der Dienstanweisung zu bestimmten Zeiten anschalten. Außerdem hatten sie es gegen Sabotageanschläge zu verteidigen. Ihre Bewaffnung bestand aus einer großkalibrigen Armeepistole und zwei Ladestreifen mit je neun Schuß Munition. Waffen waren knapp auf Oahu. Als es Nacht wurde, stellten die beiden das Gerät ab und schliefen abwechselnd in der Führerkabine des Wagens. Um vier Uhr früh hatten sie das Gerät laut Plan wieder einzuschalten und bis sieben Uhr in Betrieb zu halten. Als sie am frühen Sonntagmorgen ihre Beobachtungsarbeit begannen, waren beide zwar ausgeschlafen, hatten aber recht wenig Lust zu der eintönigen Beschäftigung. Es mußten wohl doch besonders trainierte Männer sein, die Stunde um Stunde vor dem fluoreszierenden Schirm sitzen und die Impulse beobachten konnten, die den zurückgeschickten Radarstrahl anzeigten.

Für drei Stunden saßen Lockard und Elliott abwechselnd vor dem Kontrollschirm und beobachteten den Luftraum. Nichts geschah. Es war offenbar nicht einmal ein eigenes Flugzeug unterwegs. An Wochentagen gab es sonst um diese Zeit mindestens schon zehn bis fünfzehn Impulse. Heute aber zeigte sich nichts. Erst um sechs Uhr fünfundvierzig entdeckten sie eine Maschine, die sich in einer Entfernung von etwa zweihundert Kilometern nordöstlich von Oahu herumtrieb. Sie meldeten den Kontakt, und er wurde bestätigt. Kurz darauf riet ihnen der Telefonist der Zentrale in Fort Shafter, langsam Schluß zu machen. Elliott und Lockard aber taten das nicht. Sie mußten ohnehin warten, bis der Lastwagen sie abholte und zum Frühstück nach Kawaiola hinunterfuhr. So beschlossen sie, an dem eingeschalteten Gerät noch eine Weile zu üben. Lockard, der mehr von der ganzen Sache verstand als Elliott, war bereit, seinem Ka-


WAIAU BANK
EAST LOCH
PEARL CITY
LAKE WELOKA
TRENTON
OMAHA
SAN FRANCISCO
0510
AIEA BAY
MIDDLE
LOCH
0515
WYOMING
0500
SARATOGA
CALIFORNIA
FORD ISLAND
TENNESSEE
WEST VIRGINIA
0520
0450
MAKALAPA CRATER
U-BOOT-STUTZPUNKT
SOUTHEAST LOCH
WAIPIO PENINSULA
0525
PENNSYLVANIA
ARIZONA
0530
0430
KEANAPUAA



Es gelang nur zwei japanischen Kleinst-U-Booten, in den Flottenstützpunkt Pearl Harbor einzudringen. Eines davon kreuzte längere Zeit im Hafenbecken und stellte die Positionen der dort liegenden Schiffe fest. Es verließ den Hafen wieder, als die Sperre erneut aufgezogen wurde. Bei der Ausfahrt lief es auf ein Riff und sank. Es wurde erst Wochen später entdeckt und gehoben, dabei fand man die angefertigte Karte (rechts). Die aus Deutlichkeitsgründen nachgezeichnete Skizze (oben) zeigt, daß der japanische Kommandant einer Reihe von Irrtümern erlegen war. So befanden sich die von ihm vor der Westküste der Ford-Insel erkundeten Flugzeugträger zu dieser Zeit auf hoher See

meraden ein paar Tricks beizubringen, die er während der kurzen Ausbildung aufgelesen hatte.
So wurde es sieben Uhr, und das Lastauto hätte schon längst mit der Ablösung da sein müssen. Aber es kam nicht selten vor, daß es sich verspätete. Das war kein Grund zur Beunruhigung. Außerdem wurde die Aufmerksamkeit der beiden Soldaten zwei Minuten später von dem zu erwartenden Frühstück abgelenkt. als nämlich auf dem Radarschirm plötzlich ein Impuls aufblitzte, der so stark war, daß die beiden dachten, das Gerät wäre wieder einmal defekt. Sie untersuchten die Sicherungen und probierten daran herum, aber das Gerät arbeitete einwandfrei.
»Du«, sagte Lockard nachdenklich zu Elliott, »das ist kein Kurzschluß. Das ist ein Schwarm Flugzeuge, oder ich fresse meinen Stahlhelm.« »Guten Appetit«, wünschte ihm Elliott sachlich. Er trat an die Karte, die mit dem Gerät gekoppelt war, und rechnete den Standort der Flugzeuge aus, die den starken Impuls gaben. Als Ergebnis bekam er eine Gegend heraus, die etwas über zweihundert Kilometer nordöstlich lag. Lockard überprüfte das Ergebnis kurz und fand es richtig. Immer noch flammte auf dem Schirm der Impuls auf, in regelmäßigen Abständen. Es gab keinen Zweifel: Die Flugzeuge kamen näher.
»Melden!« ordnete Lockard lakonisch an. Elliott ging zum Telefon, das die Station mit der Auswertungszentrale in Fort Shafter verband. Um sieben Uhr sechs Minuten hatte er die Verbindung mit der Telefonzentrale hergestellt. Am anderen Ende meldete sich die etwas verschlafene Stimme des Soldaten Joseph McDonald, der sich die aufgeregte Meldung Elliotts gelassen anhörte und sie quittierte. »In Ordnung, Freund«, sagte er dann. »Großer Haufen Flugzeuge kommt von Norden, drei Grad Ost. Meine Mitstreiter sind beim Frühstück. Wenn sie zurückkommen, werde ich es ausrichten.«
Die drei Soldaten, die die Meldungen auswerteten, waren um sieben Uhr zur Kantine gegangen, um zu frühstücken. Ihre Diensteinteilung sah das so vor. Während der Zeit, die sie wegblieben, gab es in der Auswertungszentrale nur noch einen einzigen Mann, und das war der Leutnant Kermit Tyler, ein junger Offizier, dem die Organisation der Jagdverbände beim Anflug feindlicher Flugzeuge oblag. Er arbeitete in dieser Funktion im wesentlichen theoretisch, denn es gab nicht genug Jagdflugzeuge auf Oahu, um bei jedem Radarkontakt sofort eine Staffel auszuschicken. Übrigens steckte die ganze Radaranlage ja noch in den Kinderschuhen. Das System bedurfte einer längeren Entwicklung, bis es zuverlässig arbeiten würde. Selbst der Auswertungszentrale in Fort Shafter war es beim gegenwärtigen Stand noch nicht möglich, auf Grund eines Radarimpulses

zu entscheiden, ob es sich um eigene oder fremde Flugzeuge handelte. Die Luftsicherung über Oahu war alles andere als organisiert. Sie arbeitete planlos und ungenau. Mit dem Eintreffen der neuen Radargeräte kündigte sich eine Besserung an, aber es würde noch Wochen dauern, bis auf das Warnnetz Verlaß wäre.
Der Soldat McDonald wollte schon die Meldung von Opana, die er mitgeschrieben hatte, ablegen, als er sich an Leutnant Tyler erinnerte, der noch in der Zentrale saß. Er ging hinüber und baute sich an der Tür auf. »Station Opana meldet Radarkontakt«, sagte er militärisch knapp. »Muß ein größerer Pulk Flugzeuge sein, der Impuls ist angeblich größer als alles, was man dort jemals hatte.« Er reichte Tyler die Meldung, und dieser las sie nachdenklich.
Auch Leutnant Tyler betrachtete seinen Dienst in der Auswertungszentrale von Fort Shafter noch als eine Art Übung. Er fragte den Soldaten McDonald kollegial: »Meinen Sie, wir sollten etwas tun?« McDonald zuckte die Schultern. »Vielleicht sollte man die Schriftgelehrten vom Frühstück zurückholen. Das ist mal ein Fall, wie er nicht alle Tage vorkommt, da können sie was lernen.«
Noch bevor sich Leutnant Tyler entschließen konnte, rief das Telefon McDonald zu seinem Klappenschrank zurück. Es war wieder die Station Opana, die anrief. Diesmal war Lockard der Sprecher. Er meldete aufgeregt: »Hör zu, Mac, da ist irgend etwas nicht in Ordnung! Der Impuls wird stärker. Und die Entfernung schrumpft. Jetzt sind es nur noch hundertfünfzig Meilen, die wir hier ausgerechnet haben. Die Flugzeuge müssen mindestens dreihundert Stundenkilometer fliegen.«
»Aber der Leutnant hat nichts angeordnet«, entgegenete McDonald. »Dann gib mir den Leutnant selber!« forderte Lockard.
Tyler ließ sich die Meldung nochmals durchsagen. Er überlegte. Die beiden Flugzeugträger »Enterprise« und »Lexington« waren unterwegs. Es konnte sich um Flugzeuge von ihnen handeln, denn die. Träger waren auf der Heimfahrt nach Pearl Harbor. Aber es gab noch eine andere, viel wahrscheinlichere Möglichkeit. Nach Angaben des Oberkommandos war eine Staffel B-17-Bomber von San Franzisko nach Pearl Harbor unterwegs. Sie sollten die Luftstreitkräfte auf der Insel verstärken. Solche Flüge wurden bei strengster Funkstille durchgeführt. Tyler erinnerte sich, daß die Radiostation KGMB seit Mitternacht am laufenden Band Musik gespielt hatte. Das war ein sicheres Zeichen dafür, daß Flugzeuge vom Festland erwartet wurden. Sie konnten die Radiostation anpeilen und danach ihren Kurs einrichten. Für ihn gab es keinen Zweifel, daß es sich um die Staffel B-17 handelte, die von der Radarstation Opana ent-

deckt worden war. Deshalb beruhigte er den aufgeregten Lockard: »Machen Sie sich keine Sorgen, das geht schon klar!«
Lockard gab sich nach dieser Auskunft zufrieden und legte den Hörer auf. Nur der Himmel und die Auswertungszentrale in Fort Shafter konnten wissen, um was für Flugzeuge es sich da handelte. Und Leutnant Tyler wußte es offenbar, das entnahm Lockard aus dem Gespräch.
Er drehte die Knöpfe am Radarschirm. Der Impuls war noch stärker geworden. Die Entfernung schrumpfte jetzt schnell zusammen. Um sieben Uhr neununddreißig waren die Flugzeuge noch etwas über dreißig Kilometer entfernt. Dann setzte der Impuls aus. Die Flugzeuge befanden sich jetzt im toten Winkel der Station und waren nicht mehr zu verfolgen. Enttäuscht schaltete Lockard das Gerät ab. In diesem Augenblick hupte der Lastwagen, der die beiden Posten zum Frühstück bringen sollte. Schnell übergab Lockard der Ablösung das Gerät, sprang neben Elliott in den Wagen und bald darauf rumpelte das Gefährt bergab in Richtung Kawaiola davon.

Leutnant Tyler unterhielt sich in der Auswertungszentrale in Fort Shafter noch eine Weile mit dem Soldaten McDonald. Die beiden hatten die Meldung Lockards beinahe vergessen, als die übrigen Mitarbeiter vom Frühstück zurückkamen. Wenn nicht McDonald sie erwähnt hätte, wäre sie einfach abgelegt worden. So besahen sich die anderen die inzwischen von McDonald aufgeschriebene Beobachtung Lockards noch einmal und waren erstaunt darüber, daß die zwölf erwarteten B-17 einen so starken Impuls auf einen Radarschirm hervorrufen konnten.
Tyler zog sich wieder in sein Büro zurück. Obwohl er die Meldung der Radarstation nicht weiter auswertete, war er vielleicht der einzige, der sich ernsthaftere Gedanken darüber machte, was geschehen konnte, wenn sich ein solcher Radarimpuls wirklich einmal als eine heranfliegende feindliche Luftflotte erwies. Er erwog die praktischen Möglichkeiten, einem überraschenden Luftangriff zu begegnen. Sie waren gering. Bis man soweit war, daß eigene Flugzeuge von eventuellen feindlichen unterschieden werden konnten, wenn der Radarschirm einen Impuls zeigte, würden Wochen, vielleicht Monate vergehen. Um das zu schaffen, mußte ein völlig neues, straff organisiertes Luftwarnsystem auf der Insel eingeführt werden. Bislang meldeten die einzelnen Flugplätze der Armee und Marine nicht einmal den Start eigener Flugzeuge an die Auswertungszentrale, ganz zu schweigen von Daten über Flugrichtung, Höhe und von anderen Angaben.
Aber damit nicht genug, selbst im Falle eines erkannten Anflugs feind-

licher Flugzeuge würde viel Zeit vergehen, bis eine wirkungsvolle Gegenwehr organisiert werden konnte. Die Hauptschwäche des militärischen Systems auf Oahu war, daß es kein einheitliches Kommando gab. General Short und Admiral Kimmel arbeiteten unabhängig voneinander. Die Kommandanten der Schiffe fällten ebenfalls Entscheidungen unabhängig voneinander. Sogar die Kommandeure der einzelnen Flugplätze gaben Anweisungen, die weit über ihren Befehlsbereich hinausgingen. Das alles hatte sich im Laufe von Jahren so eingebürgert. Man war daran gewöhnt. Tyler überlegte. Wenn sich jetzt beispielsweise die Auswertungszentrale entschloß, Luftalarm zu geben, dann mußte zunächst Admiral Kimmel benachrichtigt werden. Dieser hatte den Befehl zu erlassen. Aber für seinen Kommandobereich behielt sich General Short das Recht vor, über einen Alarm selbst zu entscheiden. Es würde erst eine Aussprache der beiden erfolgen müssen, auf der man sich einigte. Für die im Hafen liegenden Schiffe entstanden in einem solchen Falle noch weitere Probleme. Die meisten Schiffe lagen nicht unter Dampf. Es würde Stunden dauem, bis sie mit eigener Kraft den Hafen verlassen konnten, diese Ansammlung von höchst wertvollen Kriegsfahrzeugen, die sich auf wenigen Quadratkilometern zusammenballte. Man konnte einzelne Schiffe vielleicht hinausschleppen, aber selbst das würde viel mehr Zeit in Anspruch nehmen, als bei einem feindlichen Luftangriff blieb.

Leutnant Tyler bezweifelte nicht, daß die Organisation der militärischen Verteidigung auf Oahu ausgesprochen unzureichend war. Wenn der Begriff Schlendrian irgendwo anzuwenden war, dann traf er hier zu. Es lag auf der Hand: Seine Regierung rechnete nicht damit, daß der Stützpunkt Pearl Harbor angegriffen würde. Und doch könnte das einmal möglich sein, sagte sich Tyler. Er las täglich die Zeitungen, und für ihn gab es wenig Zweifel darüber, daß eine bewaffnete Auseinandersetzung mit den Japanern unmittelbar bevorstand. Warum, so fragte er sich, bereiten wir uns so wenig darauf vor? Er war vor nicht allzulanger Zeit vom Festland herübergekommen. In den Staaten beherrschten die Isolationisten mit ihren Parolen das Feld der öffentlichen Meinung. Es hieß ganz offen, man sollte abwarten, bis Deutsche und Russen sowie Japaner und Russen sich gegenseitig die Köpfe eingeschlagen hätten. Danach sollte Amerika das Trümmerfeld besichtigen und wieder Ordnung schaffen. Ob das so einfach gehen wird, fragte sich Tyler. Er brannte sich eine Zigarette an und ging durch den schmalen Korridor der Auswertungszentrale nach draußen. Es war acht Uhr. Seine Ablösung mußte jeden Augenblick eintreffen.

Über Oahu war ein wunderschöner Morgen angebrochen. Ganz ver-

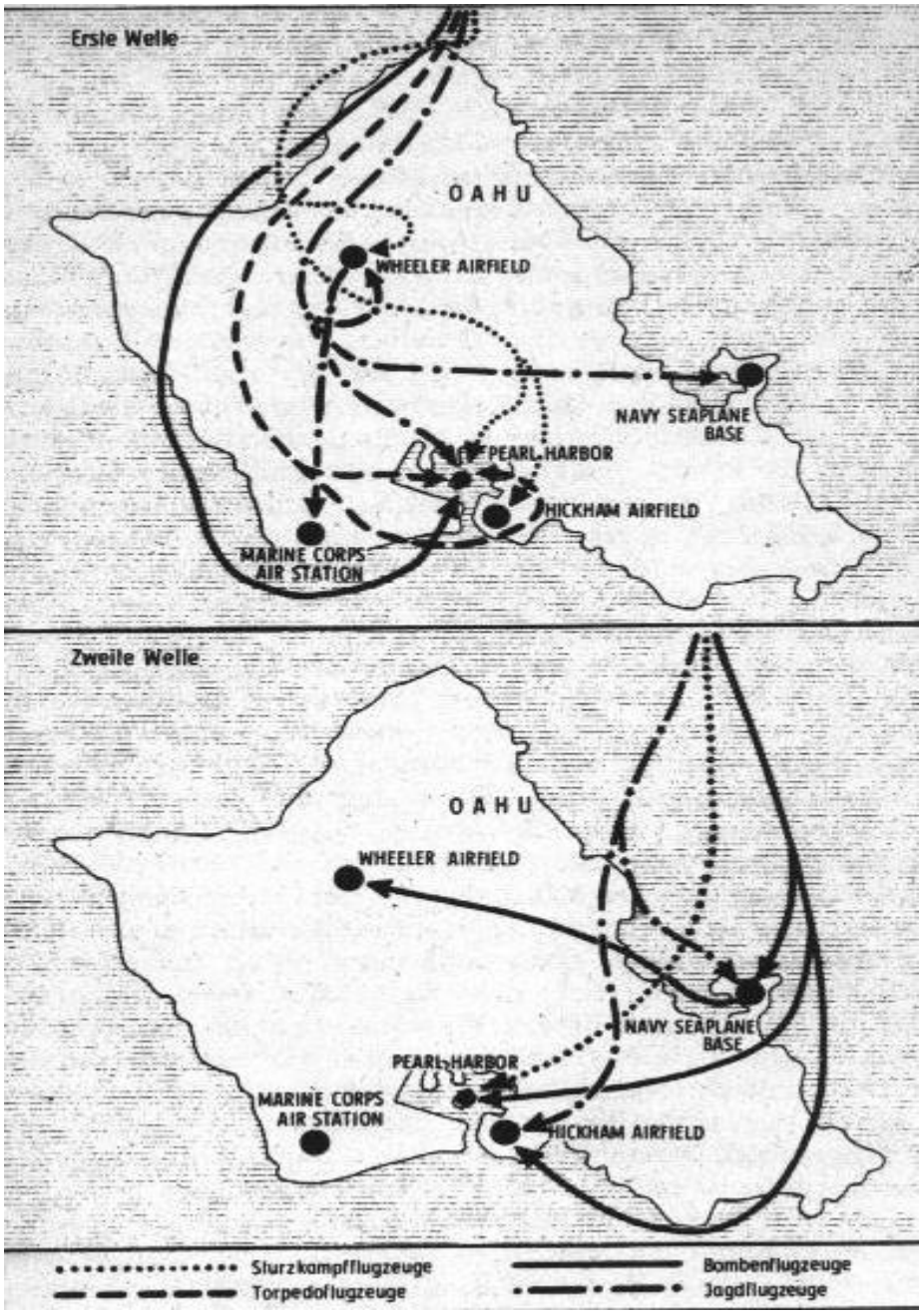
einzelt standen ein paar dünne Schäfchenwolken am tiefblauen Himmel.
Tyler horchte auf. Die Luft war erfüllt von Motorengebrumm. Er sah eine Kette Flugzeuge auf Pearl Harbor niederstoßen. Vermutlich hält die Marine wieder ein Manöver ab, sagte sich Tyler. Er hörte Detonationen, und er war ein wenig betrübt darüber, daß der stille Sonntagmorgen auf diese Weise gestört wurde. Die Marine sollte ihre Luftmanöver wochentags abhalten, dachte er.

» Tora . . . Tora. . . Tora ! «

Immer war es in Pearl Harbor am Sonntag so gewesen: Die Leute in der Stadt schliefen lange, weil sie am Abend zuvor einem Fußballspiel zugesehen hatten, nicht ohne dabei eine Anzahl Whiskys zu trinken. Die Soldaten in den Kasernen brauchten erst um acht Uhr zum Frühstück zu erscheinen. Einen Morgenappell gab es am Sonntag nicht. Dies war die Ananasarmee. Und diese Armee hatte Frieden. Die. meisten Soldaten schliefen am Wochenende ohnehin nicht in den Kasernen. Am Samstagnachmittag verließen sie ihre Quartiere, bummelten durch die Stadt, landeten dann gegen Abend bei ihren Mädchen, übernachteten dort, fuhren am Sonntag früh nach Waikiki zum Strand und legten sich in die Sonne, angelten, liefen Wasserski, verbrachten auf diese angenehme Weise den Tag, schliefen die Nacht wiederum bei ihren Mädchen und erschienen am Montag zum Morgenappell wieder bei ihrer Truppe.

Die Matrosen von den im Hafen ankernden Schiffen hielten es nicht wesentlich anders. Der amerikanische Steuerzahler durfte mit Recht skeptisch sein, wenn es sich um Ausgaben für die Verteidigung drehte.

Heute lagen die großen Schiffe ebenso still wie an jedem anderen Sonntagmorgen im seichten Wasser des Hafenbeckens um die Ford-Insel. An der Ostseite der Ford-Insel ragten die Masten der Schlachtschiffe auf. Hier lagen die »Nevada«, »Arizona«, »Tennessee«, die »West Virginia«, »Maryland«, »Oklahoma« und die »California«. Nur die »Pennsylvania« war nicht dabei. Sie lag im Trockendock eins, zusammen mit zwei Zerstörern. Nicht weit davon, in Dock 1010, lag der Zerstörer »Helena«. Vor East Loch ankerte das Lazarettschiff »Solace«, und gegenüber von Pearl City lag das alte Schlachtschiff »Utah«, das nur noch als Zielschiff verwendet wurde, daneben die Kreuzer »Raleigh« und »Curtiss«. Kanonenboote, Minenleger, Tanker und Hilfsschiffe waren über die ganze Hafenbucht verstreut. Kaum die Hälfte der Mannschaften war an Bord. Und von denen, die zurückgeblieben waren, bereiteten sich um diese Zeit viele auf den Landgang vor. Um acht Uhr zog man nach altem Brauch auf allen Schiffen die Flaggen auf. Danach gab es Landurlaub. Ein Beobachter, der sich die Mühe gemacht hätte, alle Schiffe zu zählen, die in Pearl Harbor vor Anker lagen, die großen und die kleinen, hätte die Zahl sechsundneunzig herausbekommen. Auf der Ford-Insel standen die Hangars der Flugboote, jener alten, schwerfälligen PBYs, die trotz aller Mängel immer


Erste Welle
OAHU
WHEELER AIRFIELD
NAVY SEAPLANE BASE
PEARL HARBOR
HICKHAM AIRFIELD
MARINE CORPS AIR STATION
Zweite Welle
OAHU
WHEELER AIRFIELD
NAVY SEAPLANE BASE
PEARL HARBOR
MARINE CORPS AIR STATION
HICKHAM AIRFIELD
Sturzkampfflugzeuge
Torpedoflugzeuge
Bombenflugzeuge
Jagdflugzeuge

noch recht gut für die Küstenaufklärung zu verwenden waren. Auch sie waren heute, gemäß dem Sabotagealarm General Shorts, aus den Hangars herausgezogen worden. Auf den Achterdecks der größeren Schiffe wurden Altäre aufgebaut. Es galt immer noch die alte Sitte, daß am Sonntag ein Kaplan an Bord kam und eine Messe abhielt. Aber von denen, die noch beim Frühstück saßen, waren viele fest entschlossen, noch vor der Messe an Land zu rudern.

Die Posten an der U-Boot-Sperre hatten die U-Boot-Jagd vom Morgen schon beinahe vergessen. Ein Fotograf aus Honolulu war gekommen, um Bilder von ihnen zu machen. Weihnachten nahte. Es war Zeit, ein Foto nach Hause zu schicken.

Nicht weit von Honolulu lag Hickam Field, der Stützpunkt der Bombergruppe der Armee. An Wochentagen herrschte hier um diese Zeit schon Hochbetrieb. Maschinen starteten, Motoren heulten auf, Tankwagen jagten über die Pisten, und die Besatzungen gruppierten sich um ihre Maschinen. Heute standen die Flugzeuge einsam am Rande der Rollbahn. Zwölf neue B-17, von denen allerdings nur die Hälfte einsatzbereit waren, weitere zwölf A-20-Bomber, mehr als dreißig der hoffnungslos veralteten B-18, mit denen sich viele Piloten kaum mehr in die Luft trauten.

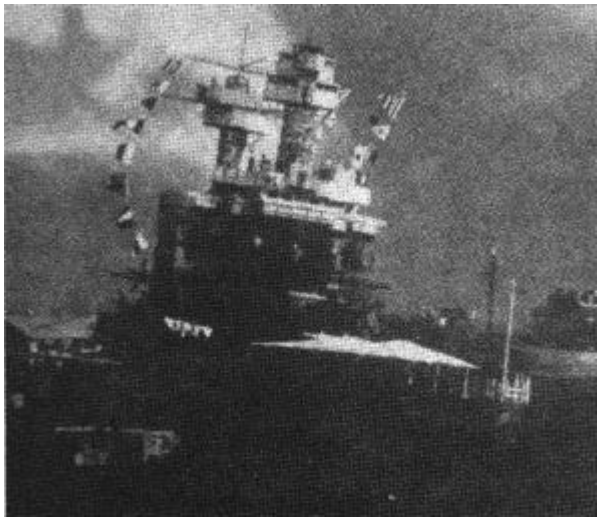
Im Kontrollturm des sonst stillen Flugplatzes hatten sich eine Anzahl Offiziere versammelt, unter ihnen der Kommandeur von Hickam Field, Colonel William Farthing. Man war zusammengekommen, um die neue Staffel B-17 zu begrüßen, die heute früh aus San Franzisko ankommen sollte. Die B-17 war die große Hoffnung der Flieger. Sie war mit Abstand das modernste und leistungsfähigste Flugzeug, über das die USA gegenwärtig verfügten.

Colonel Farthing dachte in diesem Augenblick nicht an eine Angelegenheit, die nun mehr als vier Monate zurücklag. Anfang August hatte er eine Denkschrift verfaßt und dem Kriegsministerium eingereicht. Damals hatte er Überlegungen angestellt, was wohl geschähe, wenn der schwelende Konflikt mit den Japanern offen zum Ausdruck käme. Für ihn war klar, daß die Japaner versuchen würden, Pearl Harbor anzugreifen. Farthing war über die Zahl und Leistungsfähigkeit der japanischen Flugzeugträger genau unterrichtet. Diese Kenntnis und eine gründliche Inspektion der Lage auf Oahu hatten ihn bereits im Sommer dazu bewogen, dem Kriegsministerium seine Befürchtungen mitzuteilen. Er hatte einen logisch sehr einleuchtenden Bericht verfaßt, aus dem hervorging, daß die Lage in Pearl Harbor jeden Angreifer, so auch die Japaner, geradezu verleiten mußte, einen Überraschungsangriff zu riskieren. Nach

Farthings Vermutung, und auch das hatte er in seiner Denkschrift ausführlich erläutert, würden sie früher oder später versuchen, mit Flugzeugträgern und Landungsfahrzeugen von Norden her die Hawaii-Inseln anzugreifen. Sie würden den Weg durch den unbefahrenen Nordpazifik nehmen, weil sie dort gegen eine vorzeitige Entdeckung gesichert wären. Nach Farthings Vermutung würden sie für den Angriff die frühen Morgenstunden wählen, weil sie die Nacht zur Annäherung an das Objekt ausnutzen könnten. Nach einem ausgedehnten Luftangriff würden sie versuchen, Truppen zu landen.

Farthing hatte dem Kriegsministerium vorgeschlagen, geeignete Abwehrmaßnahmen zu treffen. Er befürwortete ein System von Verteidigungsstellungen an den Küsten, einen regelmäßigen Luftaufklärungsdienst und ausgedehnte Kontrollfahrten von Zerstörergruppen im nördlichen Pazifik. Heute, vier Monate nach Abfassung seines Berichts, hatte Farthing lediglich eine Bestätigung in der Hand, daß sein Schreiben eingegangen sei. Er wußte nicht, daß es längst in einem der unergründlichen Aktenschränke des Kriegsministeriums abgelegt worden war. Er ahnte nicht, daß seine Befürchtungen, die er in jener Denkschrift erwähnt hatte, sich binnen weniger Minuten in erschreckender Weise bestätigen würden.

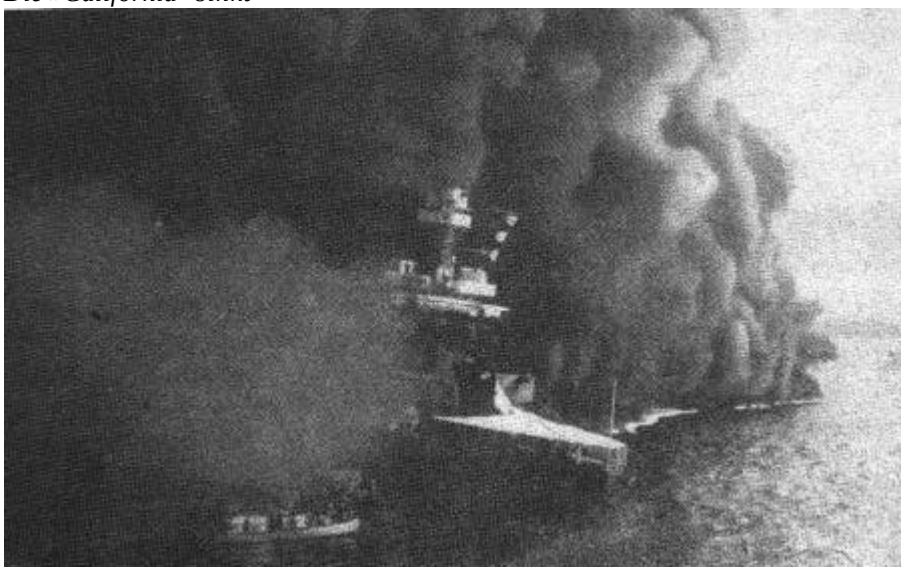
In Wheeler Field, dem Luftstützpunkt der Armee, auf dem die Jagdflugzeuge stationiert waren, herrschte ebenfalls Ruhe. Die sechzig neuen P-40-Maschinen waren vor den Hangars aufgestellt, säuberlich aus-



Die getroffene »CaIifornia«

gerichtet, wie zu einer Parade. Von den Piloten war noch keiner zu sehen. Es war kein regulärer Flugbetrieb angesetzt.
Etwas weiter nördlich, in der Schofield-Kaserne, waren nur die ausgesprochenen Frühaufsteher auf den Beinen. Am Sonntag konnte jeder frühstücken, wann und wo er Lust hatte. Wer von den Soldaten am späten Abend oder am frühen Morgen noch heimgekehrt war, lag im Bett und schlief seinen Rausch aus. Die 24. und 25. Infanteriedivision, die hier untergebracht waren, hatten in der vergangenen Woche eine anstrengende Feldübung durchgeführt. Selbst die Offiziere waren der Meinung, daß man diesen Sonntag einmal so ruhig wie möglich verlaufen lassen sollte.
In Fort Shafter begaben sich die ersten Offiziere zur Kirche. In Bellows, einem kleinen Armeeflugplatz an der Ostküste, waren zwei Staffeln Jagdflugzeuge vor die Hangars gefahren worden. Die Besatzungen hatten dienstfrei. Die meisten fuhren mit Omnibussen zur Küste, um zu angeln.
Etwas weiter nördlich, in Kaneohe, dem Stützpunkt der Marineluftwaffe, schaukelten dreißig PBYs auf dem Wasser. Drei der Flugboote waren auf Patrouillenflug in Richtung Süden. Fähnrich Tanner, der die Rauchbombe auf das A-Boot vor der Hafeneinfahrt geworfen hatte, zog sich gerade um. Er hatte nach dem Flug eine Weile Gewissensbisse gehabt,

Die »California« sinkt



weil es ihm immer noch möglich erschien, daß er ein eigenes Boot angegriffen hatte. Aber seine Kameraden hatten es fertiggebracht, ihn zu beruhigen. Er war ein begeisterter Fotograf, und heute morgen wollte er mit dem Motorrad an die Küste, um Aufnahmen am Meer zu machen.

Im Hafenbecken war die Zeit der Flaggenparade gekommen. Um sieben Uhr fünfundfünfzig versammelten sich wie immer die auf den Schiffen verbliebenen Mannschaften an Deck zu der Zeremonie. Sie ging nach einem tausendmal geübten Schema vor sich. Genau sieben Uhr fünfundfünfzig wurde auf dem großen Wassertank hinter den Docks zuerst die blaue Vorbereitungsflagge gehißt. Das tat dann auch jedes Schiff im Hafen, von den Schlachtschiffen bis zum kleinsten Torpedoboot. Vier Matrosen und ein Offizier standen um den Fahnenmast und hielten das Sternenbanner bereit, bis genau um acht Uhr die Vorbereitungsflagge auf dem Wassertank eingeholt und das Sternenbanner aufgezogen wurde. Diesem Beispiel folgten dann alle Schiffe. Die Schlachtschiffe, die eine eigene Kapelle hatten, ließen diese zu der Zeremonie heraustreten und die Nationalhymne spielen.

Es war wenige Sekunden nach sieben Uhr fünfundfünfzig: Über dem Wassertank wehte bereits die blaue Flagge. Da war plötzlich Motorengeräusch in der Luft. Es kam schnell näher. Die Männer wunderten sich, daß plötzlich so viele Flugzeuge in der Luft waren. Eine Gruppe jagte vom Süden heran, aus der Gegend der Hafeneinfahrt. Sie flog so tief, daß die Männer die Köpfe der Piloten in den Kanzeln erkennen konnten. Auf der »California« rief ein Maat verwundert: »Da haben wohl die Russen einen Träger zu Besuch geschickt, die haben ja rote Dinger an den Tragflächen!«

Jemand gab seiner Wut darüber Ausdruck, daß ein paar wildgewordene Armeeflieger ausgerechnet während der Flaggenparade diesen störenden Lärm veranstalteten. Wieder andere wiesen verblüfft auf die anfliegenden Maschinen, die alle starre Fahrwerke hatten. Solche Modelle gab es auf der Insel nicht. Dann schoß die erste der so überraschend aufgetauchten Maschinen pfeilschnell herab und jagte auf die Pier der Flugboote am Südende der Ford-Insel zu. Sekunden später krachte eine Explosion durch die Stille des Sonntagmorgens. Von der PBY-Pier flogen Wrackstücke hoch in die Luft.

Als die kleine Maschine in einer gewagten Kurve hochzog, konnten die Männer auf den Schiffen den orangeroten Kreis an der Unterseite der Tragflächen sehen.

»Das sind ... Japaner! « Der Schrei pflanzte sich fort. Er ging unter im Heulen der Motoren und in den berstenden Schlägen der Bomben und

Torpedos. Über der friedlichen Insel mit den sonnigen Palmenküsten, über dem schläfrigen Hafen und den halbvollen Kasernen, über der Stadt Honolulu und den Flugplätzen ringsum war die Hölle los.

In der Kanzel seines Bombers gab Kapitän Fuchida erregt das vereinbarte Signal an Admiral Nagumo durch, das diesem den Erfolg des Angriffs meldete. »Tora... Tora... Tora!« funkte Fuchida. Das hieß Tiger. Die geflügelten Tiger aus dem fernen Inselreich hatten zugeschlagen.

Zwei Herren im dunklen Anzug

Als es in Pearl Harbor sieben Uhr dreißig war, zeigten die Uhren in Washington dreizehn Uhr mittags. In Amerika stand man früher auf als auf den Hawaii-Inseln und viel früher als in Japan. Aber diese Feststellung hat keinen symbolischen Charakter, soweit sie das betraf, was sich an diesem Morgen um Pearl Harbor abspielte.

Während der ersten Dezemberwoche war in den Vereinigten Staaten nichts Ungewöhnliches geschehen. Das Land nahm noch immer nicht am Kriege teil. Präsident Roosevelt war damit beschäftigt, sich gegen die isolationistische »Amerika-First«-Bewegung zu wehren, jene Vereinigung von gutorganisierten Reaktionären, die verhindern wollten, daß sich die USA mit ihrer großen wirtschaftlichen und militärischen Macht auf die Seite der antifaschistischen Kräfte stellten. Angeführt wurde diese Bewegung von Charles A. Lindbergh. Zu ihren eifrigsten Verfechtern gehörten außerdem solche Senatoren wie Wheeler, Clark, Walsh und Nye. Sie ließen nichts unversucht, die Warnungen Präsident Roosevelts lächerlich zu machen, der die Gefährdung Amerikas durch die faschistischen Aggressoren erkannt hatte. Die Isolationisten befürworteten eine absolute Nichteinmischung in den ausgebrochenen Weltkrieg. Sie waren gegen das Programm Roosevelts, den Nationen zu helfen, die sich des Angriffs der Achsenmächte zu wehren hatten. Die Parole der Isolationisten war: »Besänftigung und versöhnliche Haltung gegenüber den Aggressoren.« Zwar hatte Roosevelt durchaus die Mehrheit des Volkes hinter sich, nicht aber den Kongreß. Die Isolationisten jedoch waren außerordentlich gut organisiert und überschwemmten das Land mit ihrer Propaganda.

Es schien ein schöner Dezember zu werden in diesem Jahr. In den letzten Tagen war es ungewöhnlich warm gewesen. Nur gelegentlich hatte es Nebel gegeben. Aus Colorado hörte man, daß dort in den Rocky Mountains schon etwas Schnee läge. Die Wetterstationen sagten eine neue Warmluftwelle an, die vom Atlantik heranzog und Regen und Nebel bringen würde. Auch vom Südwesten zog eine Warmluftfront heran, brachte frühlingshaft lindes Wetter nach Florida. An der Pazifikküste schien die Sonne, und die Luft war ungewöhnlich warm.

Diese milden Wetterbedingungen standen allerdings in keinem Zusammenhang mit dem Streik der Arbeiter in den Kohlengruben, den John

L. Lewis führte. Hier ging es einfach um höhere Löhne. In Georgia überraschte Senator Walter George die Leser der Sonntagsblätter mit einem ärgerlichen Kommentar über die Höhe der Steuern. Doch für die amerikanische Bevölkerung gab es an diesem Sonntag interessantere Dinge. In Washington trafen sich heute zwei der berühmtesten Footballmannschaften, die »Redskins« spielten gegen die »Philadelphia Eagles«. Auch in New York stand ein gleichermaßen spannender Kampf bevor. Hier spielten die »New York Giants« gegen die »Brooklyn Dodgers.«

Die Leute, die am Morgen ihre Zeitungen aus den Briefkästen oder von den Treppenstufen holten, sahen in den Schlagzeilen nichts, was sie sonderlich beunruhigte. Die »New York Times« schrieb über die Stärke der amerikanischen Seestreitkräfte. Über fünf Spalten war die Überschrift gesetzt. »Knox sagt: Unsere Marine ist jeder anderen überlegen.« Etwas weiter unten wurde angekündigt: »Wir werden Japans Pläne durchkreuzen!«

Anders die »Chicago Tribune«, ein isolationistisches Blatt. Hier stand auf der Titelseite als permanentes Motto zu lesen: »Rettet unsere Republik!« Gemeint war, daß jeder Leser für die Nichteinmischung eintreten und damit eine Schädigung amerikanischer Interessen unterbinden sollte. In einer anderen isolationistischen Zeitung, der »New York Daily News«, wurde Roosevelt aufgefordert, einen weiteren Appell zur Verständigung an Kaiser Hirohito zu richten. Niemand von den morgendlichen Lesern nahm die Schlagzeilen zu ernst. Man widmete sich viel interessierter der Sonntagsbeilage, den Comics, jener typisch amerikanischen Form relativ geistloser Unterhaltung. Superman und Captain Bligh, Li'l Abner und Popeye triumphierten auch an diesem Sonntagmorgen über die hohe Politik.

In Fort Sam Houston, in Texas, kehrte an diesem Morgen ein General namens Dwight D. Eisenhower ziemlich übermüdet von einem Manöver zurück. Er ließ sich von seiner Frau ein paar Spiegeleier braten und ging zu Bett, um den versäumten Schlaf nachzuholen.

Gegen Mittag begann in Washington das Spiel der »Redskins« gegen die »Philadelphia Eagles«. Mit 40000 Zuschauern war das Stadion völlig überfüllt. Wer keine Karte mehr bekommen hatte, saß vor dem Radio. Dort lief zur selben Zeit auf einer anderen Station eine Übertragung aus der New-Yorker Carnegie Hall. Die New-Yorker Philharmonie spielte Schostakowitschs Erste Symphonie, es dirigierte Artur Rodzinski. Die Übertragung hatte noch nicht begonnen, als sich der Sprecher der Station meldete und aufgeregt verkündete, die Japaner hätten Pearl Harbor angegriffen.

Die Zuhörer an den Rundfunkgeräten zeigten sich zunächst nicht sonderlich beeindruckt. Ein Amerikaner war schlau, und er war stolz darauf. Vor einem halben Jahr war man darauf hereingefallen, als Orson Welles ein Hörspiel produzierte, das eine außerordentlich realistische Landung von Marsmenschen auf dem amerikanischen Kontinent vortäuschte. Auch damals hatte der Nachrichtensprecher plötzlich erregt angesagt: »Liebe Hörerinnen und Hörer! Soeben erreicht uns eine in ihren Folgen noch nicht abzusehende Meldung. Aus dem Weltraum haben sich rätselhafte Fahrzeuge genähert und sind in Amerika gelandet. Es entstiegen ihnen Lebewesen, die in ihrem Aussehen außerhalb unserer Vorstellungswelt liegen. Über ihre Absichten ist nichts bekannt. Wir schalten jetzt um zum Ort der Landung, um Sie weiter zu informieren.« Zunächst hatte fast jeder Hörer das für bare Münze genommen. Auch später, in dem geschickt als Reportage aufgemachten Horrorhörspiel, war nur wenigen ein Licht aufgegangen. Es hatten sich erschütternde Szenen abgespielt. Leute waren voller Angst auf die Straße gelaufen und hatten Schutz bei der Polizei gesucht, andere wieder hatten stillschweigend ein Gewehr von der Wand genommen, es geladen, die Fensterläden geschlossen und sich in Erwartung der Marsmenschen hinter der Haustür verbarrikadiert. In Krankenhäusern waren Leute vor Angst aus den Fenstern gesprungen. Selbst Offiziere der Armee, die sich in Urlaub befanden, waren ohne Aufforderung sofort zu ihrer Truppe zurückgekehrt.
Deshalb nahm das Publikum die kurze Durchsage vor Beginn des Symphoniekonzertes nicht sonderlich ernst. Man war gewitzt geworden. Mit solchen Tricks überrumpelte man einen cleveren Amerikaner nur einmal! Erst als auch die Fußballübertragung unterbrochen wurde, horchte man auf. Und diesmal fügte der Sprecher hinzu, daß es sich um eine absolut authentische Nachricht handle.

Die Japaner hatten Pearl Harbor angegriffen? Was war geschehen? Der Durchschnittsamerikaner wußte über die politischen Vorgänge, die sich bis zu diesem Augenblick abgespielt hatten, nur relativ wenig. Das, was er wußte, war zuvor von einer nicht sehr zuverlässigen Clique von Zeitungsleuten zurechtgestutzt worden. Über die wahren Vorgänge drang nur wenig an die Öffentlichkeit. Die Legende, daß der Amerikaner der am besten informierte Bürger der ganzen Welt wäre, blieb zwar aufrechterhalten, war aber letztlich doch nur eine Legende. Nirgendwo war die öffentliche Meinungsbildung mit so vielen ausgezeichneten Medien ausgestattet wie in Amerika. Nirgendwo aber ließ sie sich auch leichter von unkontrollierbaren Kräften beeinflussen. Die Isolationisten beispiels

weise hatten eine nicht geringe Zahl von Publikationsmitteln zur Verfügung. In ihren D arstellungen des in Europa tobenden Krieges verfuhren sie so, daß sie ihr Ziel, die Nichteinmischung Amerikas, keinesfalls gefährdeten. Viele Amerikaner waren um diese Zeit weder über den ganzen Umfang der Nazigreuel noch über die von Japan ausgehende akute Kriegsgefahr genügend informiert. Man lebte weitab vom Schuß. Die mahnende Stimme Roosevelts, der die Bedrohung aller freien Menschen in der ganzen Welt durch die verbrecherische Allianz der Achsenmächte erkannt hatte, wurde von zu vielen amerikanischen Bürgern überhört. Man widmete sich angenehmeren Dingen. Man ließ sich einlullen in eine Traumwelt von Nichteinmischung und Sicherheit. Der Schlag von Pearl Harbor kam deshalb um so unerwarteter. Erst durch ihn wurde die Nation buchstäblich wachgerüttelt. In den vergangenen Monaten war viel über die »gelbbäuchigen kleinen Japse« geschimpft worden, die Amerika im Südpazifik den Rang ablaufen wollten. Oft geschah es auf einer Ebene, die mit sachlichen Untersuchungen und Erörterungen nichts mehr zu tun hatte. Die Groschenblätter mit ihren Millionenauflagen, die von den einfachen Bürgern Amerikas verkonsumiert wurden, zeichneten sich nicht durch sachliche, faktentreue Berichterstattung aus. Erst im weiteren Verlaufe des Krieges sollten viele Amerikaner erfahren, was sich in der Periode, die Pearl Harbor vorausging, wirklich im Pazifik abgespielt hatte.

Japan war entschlossen, eine Großmacht zu werden. Es hatte sich auf den Weg zur Weltherrschaft begeben. Für jeden, der die wirtschaftlichen Potenzen des Inselreiches einigermaßen genau kannte, wurde klar, daß die relative Armut Japans an Naturschätzen dem ehrgeizigen Vorhaben seiner herrschenden Kreise sehr konkrete Grenzen zog. Auch der Ausweg der Aggression, den Japan wählte, um diese Grenzen zu überwinden, kam nicht unerwartet. Im letzten Jahrhundert hatte Japan nichts unversucht gelassen, sein Territorium zu erweitern und Reichtümer an sich zu reißen. In diesem Prozeß war mit diplomatischen wie militärischen Mitteln gearbeitet worden. Was im Falle der Kurilen-Inseln durch Verhandlungen erreicht worden war, das erreichte man in anderen Fällen, wie beispielsweise in Korea und der Mandschurei, mit dem Schwert. Im November 1914 hatte Japan den deutschen Flottenstützpunkt auf der Schantung Halbinsel erobert und die chinesische Regierung gezwungen, den Besitzwechsel anzuerkennen. Nach dem ersten Weltkrieg fielen Japan die ehemaligen deutschen Kolonien auf den Marianen, den Karolinen und den Marshall-Inseln zu. Das Reich des Gott-Kaisers breitete sich aus. Während sich in Rußland Arbeiter und Bauern gegen die Konterrevolution wehr-

ten, landeten japanische Truppen in Wladiwostok, mit der Absicht, große Teile des Fernost-Gebietes Rußlands zu annektieren. Erst der Sieg der Roten Armee über die Konterrevolution und die ausländischen Interventen machte diesem Vorhaben ein Ende. Das aber setzte dem Eroberungsdrang Japans keinesfalls Grenzen. China wurde als großes Ziel der nächsten Eroberungsfeldzüge genommen. Die reichen Eisen- und Kohlevorkommen der Mandschurei machten sie zur idealen Beute für Japan. China war überhaupt reich an Naturschätzen, das erkannten die japanischen Militaristen sehr früh. Mit diesem Reichtum, der für die japanische Rüstungswirtschaft nutzbar gemacht werden sollte, konnte das Kaiserreich in das nächste, weiterstrebende Stadium seines Eroberungszuges eintreten. Allerdings ergaben sich bei dem Versuch der Eroberung Chinas erhebliche Schwierigkeiten. Der Widerstand des chinesischen Volkes hemmte den Vormarsch der japanischen Truppen und ließ ihnen selbst da, wo sie schon als Besatzung standen, keine Ruhe. Im Verlaufe von Jahren mußte Japan immer mehr einsehen, daß es sich an China schließlich die Zähne ausbeißen würde. Der ursprüngliche Plan, mit den materiellen Reserven des annektierten Chinas im Rücken den Einfall in die Sowjetunion zu wagen, mußte aufgegeben werden. Japanische Truppen hatten an der sowjetischen Grenze einige vorsichtige Vorstöße untemommen und waren überraschend heftig zurückgeschlagen worden. Die Sowjetunion war kein schwacher, wehrloser Staat. An ihrer Grenze zur Mandschurei befanden sich ausreichende Sicherungsanlagen. Starke sowjetische U-Boot-Verbände operierten vor der Ostküste. Bomberstaffeln standen startbereit. Und im Hinterland war eine leistungsfähige Verteidigungsindustrie aufgebaut worden. Hier hatte der japanische Aggressor keine Chance, und er wußte es. Daher konnte es nicht überraschen, als sich die japanische Regierung 1937 entschloß, mit neuen Kräften zunächst das »Chinaproblem« zu lösen. Aber auch dieser Vorstoß kam nicht so recht vorwärts, obwohl es Anfangserfolge gab. Japan hatte die Widerstandskraft der Chinesen erheblich unterschätzt. Bereits nach dem ersten Kriegsjahr hatte die kaiserliche Armee einige hunderttausend Tote zu beklagen. Nach 1939 änderte sich das Bild in China nur noch unwesentlich. Japan konnte das Land nicht endgültig erobern. Selbst in den eroberten Provinzen waren die Besatzungstruppen nicht sicher. Je mehr der Mißerfolg in China deutlich wurde, desto stärker wendete sieh die japanische Militärclique Südostasien und dem Südpazifik zu, wo sie sich ein leichteres Spiel versprach.
In der Tat waren die europäischen Kolonialmächte in Europa auf Leben und Tod in den Krieg mit dem faschistischen Deutschland verwickelt.

Am Tage des Überfalls, kurz nach 14 Uhr Washingtoner Zeit, erschienen die japanischen Unterhändler Nomura (links) und Kurusu (rechts) im amerikanischen Außenministerium, um die Botschaft zu überreichen, die Krieg bedeutete

Mit den Gesichtern von Märtyrern verließen die beiden japanischen Unterhändler das State Department, nachdem sie das Memorandum überreicht hatten

Daraus beschloß Japan Kapital zu schlagen. Es faßte den Plan, die wirtschaftlich außerordentlich reichen Gebiete Südostasiens an sich zu reißen und mit Hilfe dieser neuerlichen Stärkung der Potenzen des Kaiserreiches nicht nur das chinesische Festland endgültig niederzuzwingen, sondern auch für Amerika in Asien und im Südpazifik einfach vollendete Tatsachen zu schaffen. Der Angriff auf Pearl Harbor, der zu Beginn der neuen Aktion geführt werden sollte, war nötig für die Aggressionen. Durch ihn sollte es der amerikanischen Flotte unmöglich gemacht werden, die japanischen Aktionen zu stören. War aber das Ziel der Aktionen erreicht, dann würde Japan stark genug sein, nicht nur den Amerikanern Bedingungen zu diktieren. Dann würde es seinen Blick endgültig auf die Sowjetunion richten.

Im August 1941 hatte der japanische Botschafter Kichisaburo Nomura im Auftrage seiner Regierung Besprechungen mit dem amerikanischen Außenminister Hull aufgenommen. Als Ziel der Besprechungen wurde angegeben: Schaffung einer besseren Grundlage für die Beziehungen zwischen Japan und den USA. Doch bereits im September liefen sich diese Besprechungen tot. Die Forderungen Japans waren nicht erfüllbar. Japan verlangte nicht mehr und nicht weniger als freie Hand im Pazifik und bei seiner Aggression in China. Da gab Tokio am 21. September bekannt, es werde einen Sonderbeauftragten nach Washington senden, Saburo Kurusu. Dieser werde Außenminister Hull neue Vorschläge präsentieren. Am 15. November traf Kurusu ein. Eine Besprechung folgte der anderen. An den japanischen Vorschlägen, die eigentlich Forderungen waren, hatte sich nichts geändert. In der Zwischenzeit ergingen verschlüsselte Funksprüche von Tokio an die japanische Botschaft in Washington. Kurusu wurde von seiner Regierung unterrichtet, daß die Besprechungen bis zum 7. Dezember zu führen seien. Bis dahin hätten sie entweder das von Japan gewünschte Resultat zu zeigen, oder aber Kurusu würde an diesem Tage dem Außenminister Hull eine aus vierzehn Kapiteln bestehende, sehr lange Botschaft der japanischen Regierung überreichen, in der endgültig festgestellt würde, daß die Differenzen zwischen Japan und den USA nicht in friedlichen Verhandlungen zu lösen seien. Diese Botschaft, deren letztes Kapitel am Morgen des 7. Dezember noch nicht entschlüsselt und abgeschrieben war, bedeutete praktisch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen Japans zu den USA. Das wußte nicht nur Präsident Roosevelt. Der amerikanische Abwehrdienst hatte den größten Teil der Botschaft bereits dechiffriert und kannte sie. Auch Außenminister Hull war darüber informiert. Trotzdem ergingen außer der von

Generalstabschef Marshall erlassenen allgemeinen Warnung keine Befehle, die die amerikanischen Streitkräfte in Alarmzustand versetzt hätten. Das geschah auch dann nicht, als Sicherheitsbeamte meldeten, im Hof der japanischen Botschaft würden sackweise Papiere verbrannt. Selbst dieses untrügliche Zeichen dafür, daß eine Kriegserklärung bevorstand, wurde ignoriert. War das allein Unaufmerksamkeit?
Es war zum großen Teil Überheblichkeit. Amerika fühlte sich stark, es fühlte sich unverletzbar. Was können uns die »kleinen gelbbäuchigen Japse« schon anhaben?
Am 6. Dezember, kurz nach zehn Uhr Washingtoner Zeit, war beim Außenministerium ein Telegramm aus London eingetroffen. Es lautete: »Japanische Flotte nimmt Kurs auf Isthmus von Kra.«
Selbst diese Mitteilung, die eindeutig davon zeugte, daß die Japaner den Überfall auf Singapore vorbereiteten, löste keine Reaktion aus. Für den 7. Dezember, Punkt zwölf Uhr, setzte Außenminister Hull eine neue Besprechung mit Nomura und Kurusu an.
Am Morgen des 7. Dezember baten die Japaner, das Treffen um eine Stunde zu verschieben. Aber sie blieben noch länger aus. Kriegsminister Stimson, Marineminister Knox und Außenminister Hull konferierten im Außenministerium. Sie unterhielten sich ausführlich über die kritische Situation zwischen Japan und den USA. Als Hull die Zusammenkunft beendete, weil er sich auf das Zusammentreffen mit den beiden japanischen Unterhändlern vorbereiten wollte, begab sich Knox sofort ins Marineministerium, das zwischen der 17. und 19. Straße auf der Constitution Avenue liegt. Er hatte sich gerade entschlossen, seinen Sekretär zu beauftragen, etwas zum Mittagessen zu besorgen, als Admiral Harold R. Stark an seinen Schreibtisch trat und ihm wortlos eine Meldung hinlegte. Da stand in nüchternen Fernschreiberbuchstaben: »Von CINCPAC an alle Schiffe im Gebiet Hawaii: Luftangriff auf Pearl Harbor. Dies ist keine Übung!«
»Wo kommt das her?« wollte der Marineminister wissen.
»Es ist ein Funkspruch. Die Marinefunkstation von Mare Island, San Franzisko, hat ihn aufgefangen und weitergeleitet.« Knox sprang auf und griff nach dem Telefonhörer. Es war genau dreizehn Uhr und siebenundvierzig Minuten.
Präsident Roosevelt saß mit seinem persönlichen Berater, Staatssekretär Hopkins, beim Lunch im Ovalen Raum des Weißen Hauses, als ihn der Anruf von Knox erreichte.
»Nein!« war sein erstes Wort, nachdem Knox ihm den Funkspruch verlesen hatte. Auch er wollte noch nicht daran glauben, daß dieser

Funkspruch die Wahrheit war. Aber die Tatsachen sprachen ihre eigene Sprache. Der Präsident der Vereinigten Staaten mußte handeln. Es gab keinen Zweifel mehr: Die USA waren angegriffen worden.

Als die beiden japanischen Diplomaten Nomura und Kurusu im dunklen Anzug um vierzehn Uhr und fünf Minuten im State Department erschienen, um Außenminister Hull die nun vollständige, vierzehnteilige Note ihrer Regierung zu überreichen, wußte Hull bereits, daß Pearl Harbor angegriffen worden war. Er sparte seinen Zorn über diesen heimtückischen Angriff für später auf und begnügte sich damit, die Note, die ihm überreicht wurde, als das rüdeste, verlogenste und unverschämteste Dokument zu bezeichnen, das ihm während seiner ganzen Dienstzeit unter die Augen gekommen sei. Außenminister Hull kannte die ersten dreizehn Teile dieser Note bereits. Der eigene Abwehrdienst hatte sie entschlüsselt und ihm übergeben, noch bevor die Reinschrift in der japanischen Botschaft fertig gewesen war. Während er sich den Anschein gab, das lange Schriftstück einer Durchsicht zu unterziehen, hatte Hull Zeit, darüber nachzudenken, was dieser De-facto-Kriegserklärung vorausgegangen war.
Bereits am 22. November hatte der Abwehrdienst eine Depesche aus Tokio, die an die japanische Botschaft in Washington gerichtet war, aufgefangen und entschlüsselt. Der Text lautete, daß Nomura und Kurusu die Verhandlungen auf jeden Fall bis Ende November hinziehen sollten. Danach sollten sich die Dinge »automatisch entwickeln«. Dies hätte für die militärischen Führer der USA eine ernste Warnung sein müssen. Wenig später, am 3. Dezember, fing der Abwehrdienst einen weiteren Funkspruch aus Tokio auf, der der japanischen Botschaft in Washington die Anweisung erteilte, Geheimdokumente aller Stufen sowie den Geheimcode zu vernichten. Die Meldung, daß im Gelände der Botschaft Dokumente verbrannt wurden, war eine erneute Warnung gewesen. Keine Botschaft verbrannte ihre Geheimdokumente, wenn nicht ein Krieg unmittelbar bevorstand. Am 6. Dezember schließlich war ein Funkspruch aufgefangen worden, in dem es hieß, daß die beiden japanischen Unterhändler die vierzehnteilige Note genau um dreizehn Uhr der USA-Regierung auszuhändigen hätten. Ein derartig genau festgelegter Zeitpunkt für die Übergabe einer Botschaft war ein absolut sicheres Zeichen dafür, daß kriegerische Handlungen zu erwarten waren. Aber Armee und Marine waren nicht in Alarmzustand versetzt worden, weder in den Staaten noch in den überseeischen Besitzungen.
Nach der Meldung über den Angriff auf Pearl Harbor wurde Hull plötz-

lich klar, mit welcher Fahrlässigkeit die oberste Führung der USA alle Vorzeichen für diesen Überfall unbeachtet gelassen hatte. Niemand hatte es für möglich gehalten, daß sich die Japaner, anstatt die durch den Überfall Hitlers in einem Kampf auf Leben und Tod stehende Sowjetunion ebenfalls anzugreifen, gegen die USA wenden würde. Der Wunsch, daß Japan die Sowjetunion in einen Zweifrontenkrieg verwickeln würde, war der Vater des Gedankens gewesen, daß alle festgestellten Kriegsvorbereitungen Japans Zeichen für einen bevorstehenden Überfall auf die fernöstlichen Gebiete der Sowjetunion waren. Dies war der Lieblingsgedanke der amerikanischen Hochfinanz gewesen, jener Kreise, die Todfeinde der Sowjetunion waren und die an einem Ausgleich mit Japan auf Kosten der UdSSR interessiert waren.

Nun war es zu spät. Pearl Harbor lag unter dem Bombenhagel japanischer Flugzeuge. Außenminister Hull las die letzten Sätze der japanischen Note: »Die japanische Regierung bedauert, hiermit der amerikanischen Regierung mitteilen zu müssen, daß sie infolge der von der amerikanischen Regierung eingenommenen Haltung nicht anders handeln kann, als es für unmöglich zu erachten, durch weitere Verhandlungen zu einer Einigung zu gelangen.«

Die Note enthielt keine offene Kriegserklärung, aber die Kampfhandlungen hatten bereits begonnen. Politische Hinterhältigkeit und militärische Überheblichkeit hatten dazu geführt, daß die amerikanische Nation den, ersten Schlag auf dem pazifischen Kriegsschauplatz nahezu unvorbereitet hinnehmen mußte.

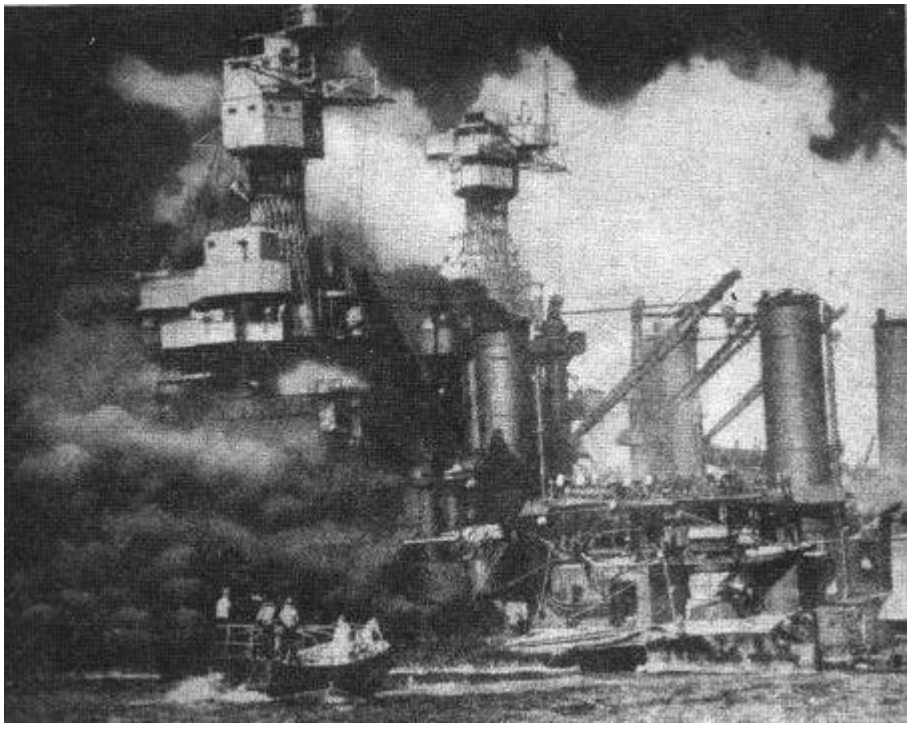
Nomura und Kurusu verließen mit den Mienen von Märtyrern das State Department. Innerlich aber triumphierten sie. Die Überraschung war geglückt. Man hatte die USA an der verwundbarsten Stelle getroffen. Um diese Zeit würde die Pazifikflotte in Pearl Harbor unter den Bomben und Torpedos der japanischen Flugzeuge in Flammen aufgehen.

Das Sterben der großen Schiffe

Die erste Explosion an der Pier der Flugboote am Südende der Ford-Insel war kaum verhallt, als sich zwei weitere Flugzeuge im steilen Gleitflug herabstürzten. Diesmal trafen sie den großen Hangar und die Anlegebrücke. Flammen und Rauch hüllten den Startplatz der PBY-Flugboote ein. Von allen Richtungen her stürzten sich jetzt Flugzeuge auf den Hafen. Die »Utah« erzitterte unter dem Aufprall zweier Torpedos, die ihre Stahlflanken aufrissen. Die »Helena«, die »Oglala« und die »Raleigh« bekamen die nächsten Treffer ab.
Selbst um diese Zeit gab es noch eine Menge Leute, die entweder auf die Armee oder auf die Marine schimpften, weil sie vermuteten, daß ein Teil der Streitkräfte dem anderen einen Streich spielte oder am friedlichen Sonntagmorgen ein sehr realistisches Manöver ausführte, das der Hebung der Verteidigungsbereitschaft dienen sollte. Während die Anlagen auf der Ford-Insel in Flammen aufgingen, schüttelten manche Matrosen auf den Schiffen den Kopf und sagten: »Da wird es aber ein paar Monate Gefängnis für die Kerle geben, die in ihrem Übereifer solchen Schaden anrichten! « Auf dem Schlachtschiff »Nevada« stand immer noch die Kapelle angetreten, um bei der Flaggenparade die Nationalhymn e zu spielen. Dreiundzwanzig Musiker warteten auf das Zeichen ihres Kapellmeisters, um die Instrumente anzusetzen. Einige der Männer bemerkten die Flugzeuge, die über dem Hafen herumschwirrten. Sie sahen Dreckfontänen aufspritzen, als die Bomben auf der Ford-Insel einschlugen, aber auch das alles hielten sie für eine Übung. Dann war es acht Uhr! Der Kapellmeister McMillän gab das Zeichen, und die Musiker begannen »The Star-Spangled Banner« zu spielen. Eines der Flugzeuge glitt heran und ließ einen Torpedo auf die »Arizona« zufliegen. Er klatschte unweit der »Nevada« ins Wasser und nahm seine Bahn auf. Die Explosion fiel mit der Geschoßgarbe zusammen, die der Heckschütze des Flugzeugs auf die Männer abgab, die auf der »Nevada« zum Fahnenappell angetreten waren.
Eigenartigerweise traf keines der Geschosse auch nur einen der stillstehenden Matrosen. Aber die Flagge, die langsam am Mast aufstieg, wurde durchlöchert. Der Kapellmeister erkannte die roten Kreise auf den Tragflächen der Maschine, als sie abdrehte. Nun begriff er, was hier vorging. Aber er hörte trotzdem nicht auf zu dirigieren. Die Kapelle spielte die Nationalhymne zu Ende. Auch als ein zweites Flugzeug herabstieß und

das Deck der »Nevada« mit seinen Maschinengewehren beschoß, setzte die Musik nicht aus. Erst als der letzte Ton verklungen war und die durchlöcherte Fahne hoch oben am Mast wehte, ließen die Musiker ihre Instrumente fallen und sprangen in Deckung. Über das Lautsprechersystem der »Nevada« gellte der Ruf: »Alle Mann auf Gefechtsstation! Luftangriff! Dies ist keine Übung ! «
So oder ähnlich verhielt es sich auch auf den meisten anderen Schiffen. Überall erkannte man endlich, daß dies ein echter Angriff mit scharfen Bomben war, die von japanischen Flugzeugen geworfen wurden. Hornisten bliesen Alarmsignale, lautstarke Hupen gaben das Gefahrzeichen. Überall sprangen Matrosen aus ihren Hängematten, krochen aus ihren Kojen, streiften Hemd und Hose über und kletterten über Stiegen und schmale Aufgänge zu ihren Gefechtsstationen. Die »Oklahoma« erhielt den ersten Torpedotreffer. Vier weitere sollten

Schlachtschiffe sterben! Im Vordergrund die brennende » West Virginia«, dahinter die »Tennessee«



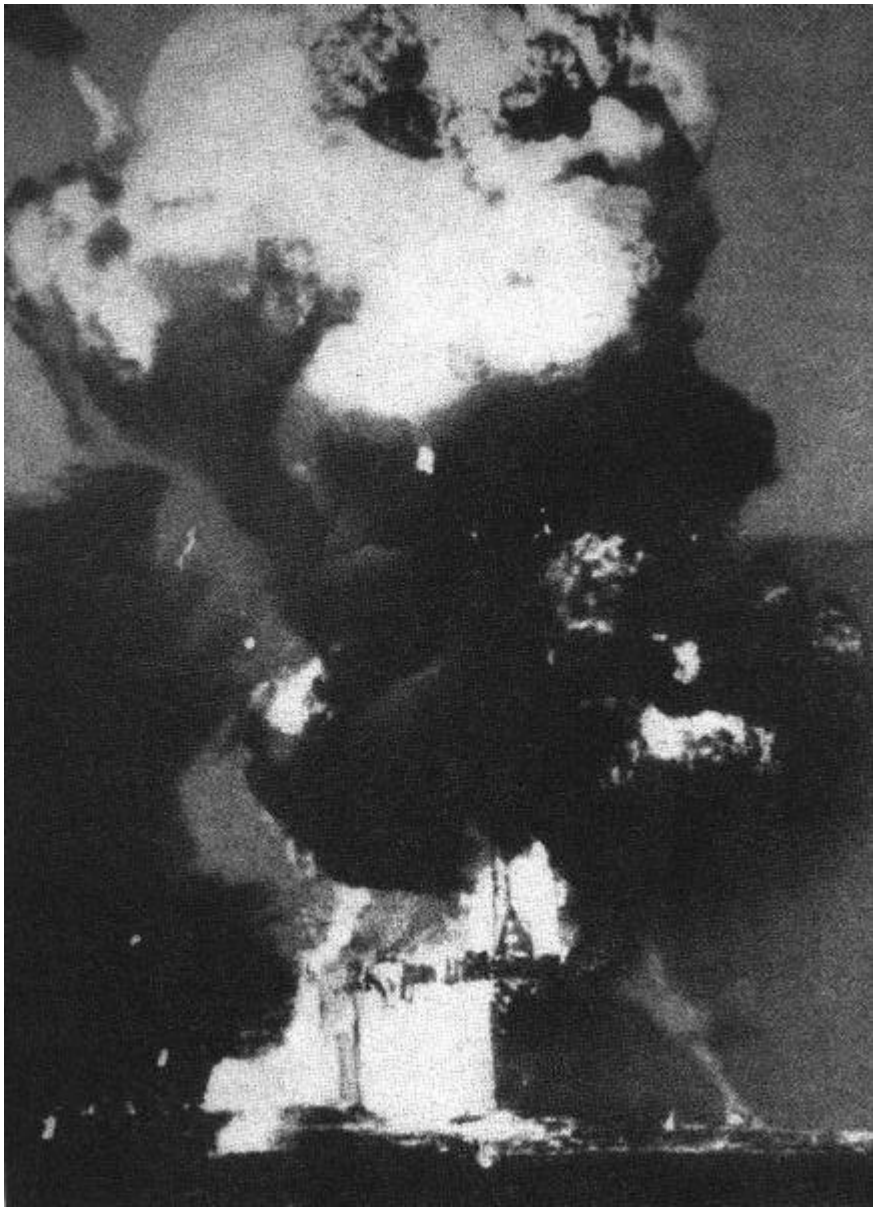
folgen. Die »West Virginia« erzitterte unter der Explosion zweier Torpedos. Ebenso erging es der »California«. Die ersten der großen Schiffe neigten sich zur Seite, torkelnd, als wenn sie sich zum Schlaf legen wollten. Rauch hüllte sie ein. Stahl zerriß mit berstendem Getöse. Flammen schossen hochauf. Menschen wurden durch die Luft gewirbelt.

Im Hauptquartier des CINCPAC saß der diensthabende Offizier, Vincent Murphy, am Telefon und versuchte Admiral Kimmel zu erreichen. Als Kimmel sich meldete, berichtete Murphy hastig: »Sir, wir haben eine Nachricht vom Hafen, daß die Japaner Pearl Harbor angreifen. Es handelt sich nicht um eine Übung.«

Kimmel, der gerade dabei gewesen war, zum Hauptquartier zu fahren, ordnete Gefechtsalarm an. Sekunden später erging ein Funkspruch an alle: »Luftangriff auf Pearl Harbor. Dies ist keine Übung!« Auch in Washington empfing man diesen Funkspruch. Er war für Marineminister Knox und Präsident Roosevelt das erste Signal für den bereits begonnenen Krieg. Während im Hafen die Schiffe unter den Treffern der Torpedoflugzeuge und Sturzkampfflugzeuge zerbarsten, bemächtigte sich der vielen Familienangehörigen von Marineoffizieren, die in den Villenvierteln außerhalb Honolulus wohnten, eine Panik. Frauen und Kinder liefen, nur dürftig bekleidet, auf die Straße, suchten Schutz unter Bäumen und hinter Hauswänden. Hohe Offiziere standen im Pyjama in den Gärten ihrer Villen und suchten mit ihren Ferngläsern den Himmel ab. Auf dem Hügel von Makalapa, wo Admiral Kimmel wohnte, fuhr der Wagen vor. Der Admiral sprang hinein, und das Fahrzeug brachte ihn binnenweniger Minuten, zum Hauptquartier.

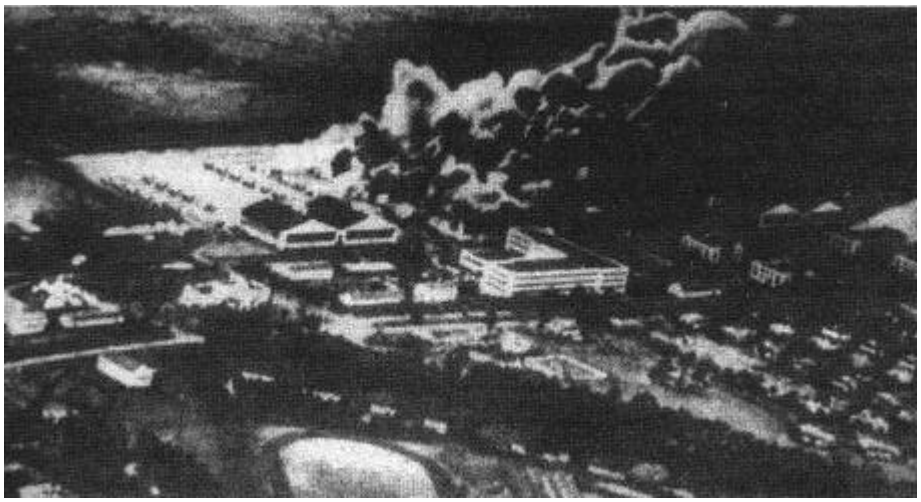
Im Kontrollturm des Flugplatzes Hickam Field beobachtete Colonel William Farthing, der Mann, der noch vor Monaten einen Überraschungsangriff der Japaner vorausgesagt hatte, die über der Ford-Insel kreisenden Flugzeuge. Er hielt sie für Marineflugzeuge aus Ewa, und er bemerkte zu einem untergeordneten Stabsoffizier beifällig: »Ein sehr realistisches Manöver!«

Aber in diesem Augenblick traf eine Bombe einen großen Öltank, der sofort explodierte. Flammen und dichter Rauch stiegen zum Himmel. Farthing griff beunruhigt nach seinem Fernglas. Das Flugzeug, dessen Bombe den Öltank getroffen hatte, zog eine steile Kurve und schoß heran. Die Sonne beleuchtete das rote Zeichen auf seinen Tragflächen. Da begriff Fahrthing, daß dies kein Manöver war. Sekunden später flitzte er mit seinem Stab, der sich ursprünglich. zum Empfang der B-17-Maschinen hier versammelt hatte, aus dem Turm und suchte Deckung. Von überallher schossen nun Flugzeuge heran, warfen Bomben auf Hangars und



Explodierend sinkt die Arizona

Unterkünfte, beschossen mit ihren Bordwaffen die über das Rollfeld laufenden Mannschaften.
Wenige Minuten später wiederholte sich dasselbe in Wheeler Field, dem Jagdfliegerstützpunkt der Armee. Von Westen her kurvten Flugzeuge heran und stürzten sich auf den Flugplatz. Eine der neuen P-40-Maschinen nach der anderen wurde getroffen. Ein paar Piloten, die im Hagel der Bordwaffengeschosse versuchten, ihre Maschinen zu erreichen und zu starten, stellten entsetzt fest, daß die Tanks leer waren und sich keine Munition an Bord befand. Die Anweisung über den Sabotagealarm vom Vorabend besagte, daß keine der aus den Hangars geschobenen Maschinen aufgetankt sein durfte.
Mechaniker und Piloten trafen sich vor den Waffenkammern, wo sie sich wenigstens Maschinengewehre holen wollten, um die Flugzeuge zu bekämpfen. Aber die Türen der Waffenkammern waren verschlossen, und die Waffenmeister waren in der Stadt bei ihren Mädchen oder schliefen noch. Mit Brechstangen brachen die Männer die Türen auf, griffen sich ein paar Maschinengewehre und einige Kisten mit Munition, liefen hinaus, -postierten sich hinter irgendeinem Gebäude.
Etwas nördlich von Wheeler Field, in der Schofield-Kaserne, lief General Maxwell Murray, Kommandeur der 25. Infanteriedivision, zum Fenster seines Schlafzimmers und reckte den Hals, um die Nummer des Flugzeugs festzustellen, das da am frühen Morgen unerlaubterweise im Sturzflug auf die Kaserne herabstieß. Zur allergrößten Überraschung des Generals beließ es der Pilot nicht dabei, nur einen gewagten Sturzflug auszuführen, er warf auch noch eine Bombe ab. Der General stürzte zum Telefon. Inzwischen hatte ein Sergeant auf dem Kasernenhof die Abzeichen des Flugzeugs erkannt. Er lief zu der handbetriebenen Luftwarnsirene und begann die Kurbel zu drehen. Etwas unwillig noch räumten die Soldaten, die schon vor der Kantine nach Frühstück anstanden, ihre guten Plätze und begaben sich in die Kaserne zurück. Aber da wimmelte es schon von Flugzeugen über Schofield. Bomben krachten in die Gebäude. Auch hier wurden die Waffenkammern gewaltsam aufgebrochen, damit die Soldaten wenigstens in der Lage waren, sich mit ein paar Maschinengewehren gegen die Angreifer zur Wehr zu setzen.
Leutnant Tyler, der Mann, der die Radarwarnung von Opana empfangen hatte, war abgelöst worden. Er stand noch eine Weile vor dem Gebäude der Luftwarnzentrale herum. Da hörte er die ersten Explosionen vom Hafen her. Er hielt diesen morgendlichen Lärm für eine Übung, von der er nichts gewußt hatte. Es waren in der Vergangenheit des öfteren solche



Der Luftstützpunkt Wheeler Field, aufgenommen aus einem japanischen Bomber. Im Hintergrund die Reihen der vor den Hangars aufgestellten Flugzeuge

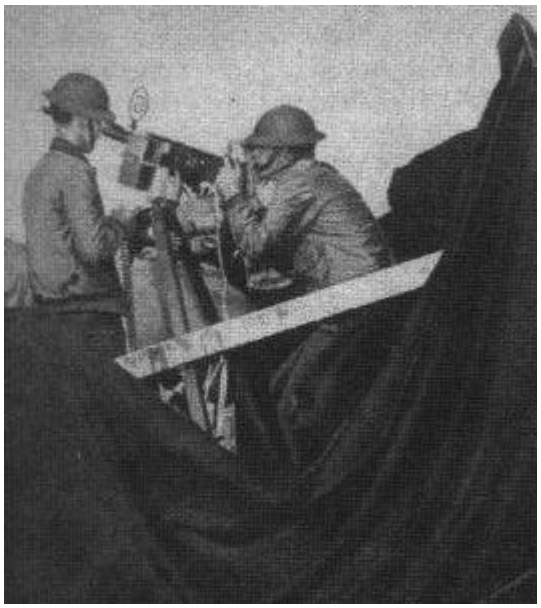
Im Vordergrund die zerstörten Flugplatzanlagen auf der Ford-Insel. Im Hintergrund explodiert die Arizona

überraschenden Übungen abgehalten worden, um die Wachsamkeit zu steigern. Im nächsten Augenblick stürzte ein Melder aus dem Gebäude und rief: »Die Japaner-sind da! Luftangriff!« Leutnant Tyler durchfuhr ein eisiger Schreck. Sollten jene Flugzeuge, die von Opana gemeldet worden waren, doch nicht die B-17 aus San Franzisko gewesen sein? Er lief in das Gebäude zurück und half seiner Ablösung, die einzelnen Radarstationen zu benachrichtigen.

General Walter C. Short, der Kommandierende General der auf Oahu stationierten Armeeverbände, war soeben dabei, sich zu rasieren, als Lärm vom Hafen her ihn irritierte. Short wollte die Verabredung mit Kimmel einhalten. Golf war eine der Sportarten, die den Offizieren vorbehalten blieb. Die wenigen Golfplätze auf der Insel waren den Mannschaften nicht zugänglich. Und Short spielte ebenso wie Kimmel sehr gern Golf. Es würde ihm ein Vergnügen sein, den jungen Admiral wieder einmal nach allen Regeln der Kunst zu besiegen. Als die Explosionen kein Ende nahmen, legte Short den Rasierapparat aus der Hand. Nur mit einem Bademantel bekleidet, trat er vor seinen Bungalow. Im Westen stiegen dicke Rauchwolken auf. Short wunderte sich. Die Marine hatte nichts von einem Manöver verlauten lassen. Er runzelte die Stirn. Wieder einmal erinnerte er sich daran, daß die Kommandobefugnisse auf der Insel verwirrend waren und es eine Reihe Überschneidungen gab. Ebenso gab es Dinge, für die sich einfach überhaupt niemand verantwortlich fühlte. Wann würde das aufhören?
Der General wollte soeben wieder in seinen Bungalow zurückkehren, als sein Stabschef, Colonel Philips, angelaufen kam und ihm atemlos, völlig unmilitärisch zurief: »Die Japse greifen an! Das ist echt! Kein Manöver!« General Short verlor keine Sekunde Zeit. Er wischte den Seifenschaum vom Gesicht, warf die Uniform über und eilte ins Hauptquartier. Keinem fiel es besonders auf, daß er nur die linke Gesichtshälfte rasiert hatte.

In Fort Shafter war der Morgengottesdienst noch nicht zu Ende. Aber die Explosionen erschütterten die Kirche und ließen die Fensterscheiben zittern. Von draußen kam ein Soldat in die Kirche gelaufen. Er kümmerte sich nicht um die feierliche Atmosphäre und lief geradewegs auf den Altar zu, wo er dem zelebrierenden Kaplan einfach auf die Schulter klopfte und ihm zurief: »He, Bruder, die Japaner schmeißen Bomben! Pack ein, und schick die Leute in Deckung!«
Auf dem Marineluftstützpunkt Kaneohe beobachtete Leutnant

McCrimmon erstaunt das erste Flugzeug, das sich auf die Hangars stürzte. Er sah die Leuchtspur der MG-Geschosse in das Gebäude ziehen und fluchte über den wildgewordenen Hundesohn von der Armeeluftwaffe, der da solchen Unfug anrichtete. Aber im nächsten Augenblick waren bereits ein Dutzend Flugzeuge über dem Stützpunkt, und McCrimmon erkannte die roten Kreise auf den Tragflächen. Der erste Hangar ging in Flammen auf. Maschinengewehrgarben fraßen sich in die Reihen der abgestellten Flugzeuge. McCrimmon gab Alarm. Aber es waren nur fünf Piloten greifbar, die sofort in einen Jeep sprangen und auf das Rollfeld hinausfuhren. Auf halbem Wege zerschnitt eine Maschinengewehrgarbe den Benzintank des Fahrzeuges, und es ging in Flammen auf. Als die fünf Piloten bei ihren Maschinen ankamen, brannten diese bereits. Dreiunddreißig Flugzeuge, alle Maschinen, die in Kaneohe einsatzfähig waren, außer den drei auf Patrouillenflug befindlichen PBY-Flugbooten, brannten lichterloh.
So wie hier verliefen die Ereignisse auch auf dem Marinefliegerstützpunkt Ewa, westlich von Pearl Harbor. Der diensthabende Offizier, Captain Leonard Ashwell, sah zwei Ketten Torpedoflugzeuge die Küste entlangfliegen. Er hob sein Glas an die Augen, und als einer der wenigen Offiziere an diesem Tag erkannte er sofort, daß es sich um japanische



Die Abwehr erwacht. Auf der Ford-Insel haben sich Soldaten einen behelfsmäßigen MG-Stand errichtet, von dem aus sie die anfliegenden japanischen Flugzeuge bekämpfen können.

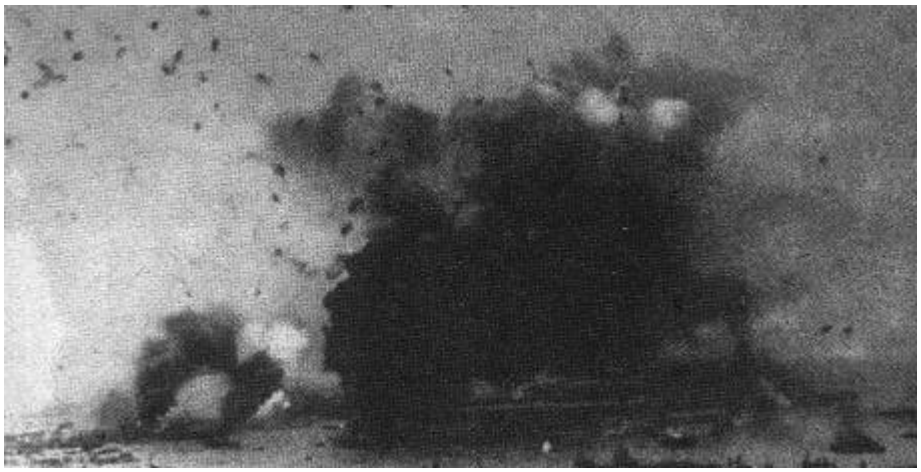
Flugzeuge handelte. Er gab Alarm. Aber während er das tat, jagten bereits neben den beiden Ketten der Torpedoflugzeuge weitere zwanzig Zeros über die Waianae-Berge heran. Während die Torpedoflugzeuge die Anlagen am Wasser angriffen, schossen die Zeros mit ihren Bordwaffen die an Land stehenden Flugzeuge zusammen und setzten die Hangars in Brand. Sie zerschossen das Auto des Flugplatzkommandanten Larkin, der soeben zum Dienst eintraf. Auf halbem Wege mußte er aus dem brennenden Plymouth aussteigen und den Rest zu Fuß zurücklegen. Er war trotzdem bereits wenige Minuten nach acht Uhr auf seinem Stützpunkt, aber um diese Zeit fand er von den etwa fünfzig Flugzeugen, über die er verfügte, mehr als dreißig nur noch als rauchende Wracks vor.

Der japanische Angriff war keinesfalls in allen Einzelheiten so geplant gewesen, wie er verlief. Aber es zeigte sich, daß die Piloten, die sich über Pearl Harbor befanden, sehr gut mit dem Terrain vertraut waren und blitzschnell eigene Entschlüsse fassen konnten. Sie ließen von den Hangars ab, wenn sie sahen, daß die Flugzeuge im Freien aufgestellt waren. Sie warfen Bomben auf Treibstofftanks, die in ihren taktischen Karten zwar nicht verzeichnet, aus der Luft aber deutlich erkennbar waren. Sie achteten im Hafen darauf, daß keines der Schiffe Fahrt aufnehmen und den kochenden Hexenkessel in Richtung auf das offene Meer verlassen konnte. Die Zeros stürzten sich auf jedes Maschinengewehr, das von den amerikanischen Soldaten irgendwo aufgestellt wurde und zurückschoß. Auf diese Weise schirmten sie den Angriffsverband wirkungsvoll gegen die amerikanische Gegenwehr ab, die langsam erwachte. Die erste Welle der Angreifer war auf fast keine Verteidigung getroffen. Als eine Viertelstunde später die zweite Welle der von den Trägern gestarteten Flugzeuge eintraf, hatten sich die Amerikaner einigermaßen gefunden und begannen, ihre Fliegerabwehr zu organisieren. Sie konnten einige Geschütze einsetzen und eine größere Anzahl Maschinengewehre in Stellung bringen. Trotzdem hatte diese Abwehr nur einen geringen Erfolg. Sie kämpfte ohne einheitliche Feuerleitung und hatte durch die wachsamen Tiefflieger der Japaner erhebliche Verluste.
Von allen Jagdflugzeugen der Amerikaner gelang es nur etwa einem halben Dutzend, überhaupt aufzusteigen. Sie konnten keine nennenswerten Erfolge für sich buchen. Meist gerieten sie in Schwärme von japanischen Jägern und wurden schnell abgeschossen.
Aber an diesem Morgen waren nicht nur Militärflugzeuge in der Luft. Es gehörte zu den kuriosesten Erscheinungen dieses Tages, daß sich. auch eine Anzahl von Privatflugzeugen in der Luft befand. Sie gerieten in den

japanischen Angriff. Seltsamerweise gelang es ihnen mit einer Ausnahme zu entkommen.
Von John Rogers Airport, dem Zivilflugplatz östlich von Hickam Field, war früh am Morgen Jimmy Duncan mit einer knallgelb gestrichenen Aeronca aufgestiegen. Er war Prokurist einer Firma, die auf den Inseln viele Niederlassungen hatte, die Duncan regelmäßig besuchen mußte. Noch hatte er seine Flugzeugführerlizenz nicht erworben, aber es konnte sich nur noch um einige Tage handeln, bis er sie bekam. In der Zwischenzeit mußte er mehrere Überlandflüge absolvieren. Heute war ein guter Tag für einen solchen Flug, deshalb war er zeitig gestartet.
Er befand sich gerade über Kahuku Point, als er plötzlich Maschinengewehrfeuer hörte und ein fremdes Flugzeug sehr nahe an seiner kleinen zerbrechlichen Maschine vorbeischoß. Der Luftstrom ließ die Aeronca schaukeln. Jimmy Duncan dachte zuerst, daß sich wieder einmal ein Armeeflieger einen Spaß geleistet hätte, aber er wurde bald eines Besseren belehrt, als nämlich ein zweites Flugzeug auf ihn herabstieß und ihn mit seinen Maschinengewehren angriff. Er hörte die Geschosse in den Rumpf der Aeronca einschlagen und sah die Leuchtspur. Und dann erkannte er auf den Tragflächen der beiden Zeros die japanischen Hoheitszeichen. Vor Schreck ließ er die Steuerung los, und die Aeronca geriet ins Trudeln. Das rettete Jimmy Duncan vermutlich das Leben. Die Japaner sahen die Maschine als vernichtet an und zogen sich in Richtung Hickam Field zurück. Duncan gelang es, die Aeronca noch kurz vor dem Boden abzufangen. Dicht an der Küste steuerte er sie bis auf die Höhe von John Rogers Airport zurück und konnte sie ohne Bruch zur Erde bringen.
Eine andere Aeronca, die ebenfalls zum Fliegerclub »HuiLele« gehörte, wurde von dem Rechtsanwalt Roy Vitousek gesteuert. Er war zusammen mit seinem Sohn Martin, einem Schulbuben, am Morgen aufgestiegen und befand sich bereits wieder über John Rogers Airport, als er die erste Explosion auf der Ford-Insel hörte. Zunächst erkannte er die Flugzeuge nicht, die da über dem Hafen herumschwirrten. Er hielt sie für eigene Maschinen, die eine Übung abhielten. Aber als er sah, wie die Hangars auf der Ford-Insel unter den Bomben auseinanderbarsten, kamen ihm Zweifel. Er drückte seine Aeronca, um zu landen, aber in diesem Augenblick hatten ihn bereits zwei Zeros erspäht und stürzten sich auf ihn. Vi
tousek erkannte die roten Kreise auf den Tragflächen und erschrak. Die Zeros schnitten ihm den Weg zum Flugplatz ab. Kurzerhand floh Vitousek in Richtung See. Dicht über dem Wasser jagte er die Aeronca dahin, ließ sie alles hergeben, was in ihr steckte. Die Japaner hatten wohlwenig Lust, weit aufs Meer hinauszufliegen, noch dazu wegen eines einzelnen Flug-

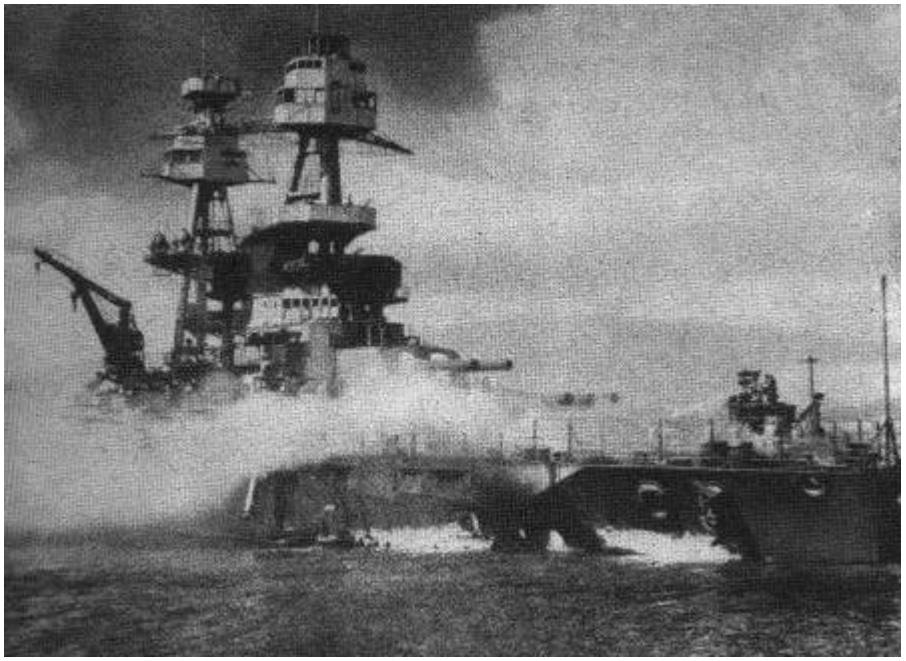
zeugs. Sie ließen von Vitouseks Aeronca ab, nachdem sie ihr einige Maschinengewehrgarben nachgeschickt hatten, und kehrten über Pearl Harbor zurück, wo es lohnendere Ziele gab. Vitousek gelang es nach einigen Minuten, eine Schleife zu fliegen und nach John Rogers zurückzukehren. Als er die Maschine gelandet hatte, wußte noch niemand in John Rogers Airport, daß die Japaner Pearl Harbor angegriffen hatten. Ein paar Monteure liefen herbei, um sich der Aeronca anzunehmen, und einer von ihnen rief Vitousek kopfschüttelnd zu: »Diese gottverdammten Armeepiloten! Schießen mit scharfer Munition auf Privatmaschinen!«
John Rogers Airport war der letzte Flugplatz, den die Japaner angriffen. Bis um diese Zeit wußte dort niemand, was eigentlich im Hafen vorging. Um acht Uhr stiegen noch ein Dutzend Passagiere in eine Verkehrsmaschine nach Maui. Das Flugzeug rollte zum Start und ließ die Motoren noch einmal durchlaufen. In diesem Augenblick erst lief ein Flugplatzbeamter wild gestikulierend über das Rollfeld. Kurz darauf erhielt der Pilot den Befehl, die Motoren abzustellen und die Passagiere zum Aussteigen zu veranlassen. Mürrisch und verwundert folgten sie der Anweisung. Als sie wenige Minuten später wieder am Abfertigungsgebäude ankamen, hörten sie von einem Luftangriff, verstanden aber nicht, was eigentlich geschehen war. Es hieß, ein Flieger, der mit seiner Privatmaschine unterwegs gewesen war, sei von fremden Flugzeugen abgeschossen und getötet worden. Er hieß Robert Tyce, und auf dem Flugplatz kannte ihn jeder. Man war noch dabei, sich zu wundern, was an diesem wunderschönen Sonntagmorgen wieder für militärische Manöver stattfanden, als plötzlich ein zweimotoriger Bomber von See her John Rogers Airport anflog. Ihm folgten andere. Binnen weniger Sekunden brannten die Hangars und Abfertigungsgebäude von John Rogers hellauf, und die erschreckten Zivilisten liefen wie aufgescheuchte Hühner nach allen Richtungen auseinander, unter Bäumen und zwischen abgestellten Autos und Omnibussen Schutz suchend.

Im Hafen rissen pausenlos die Bomben der Japaner die Stahldecks der großen Schiffe auf. Haushohe Wasserfontänen schossen in die Luft. Kessel explodierten. Flammen hüllten Menschen und Schiffe ein. Überall im Wasser schwammen Matrosen, die der Druck der Explosionen von den Decks gefegt hatte. Viele waren tot. Andere waren verwundet und schrien um Hilfe. Das Chaos war bereits vollständig, als die zweite Welle der Flugzeuge unter der Führung des Leutnants Shigekazu Shimasaki gegen acht Uhr vierzig anflog.
Admiral Husband E. Kimmel, der um acht Uhr und zehn Minuten im



Als die zweite Welle der Angreifer anflog, war das Flakfeuer bereits ziemlich stark

Unweit vom Hospital Point geriet die schwerbeschädigte »Nevada« auf Grund



Hauptquartier eintraf, fand eine traurige Bilanz vor. Die Flotte war hart angeschlagen; die »Arizona«, »Oklahoma« und die »West Virginia« waren außer Gefecht gesetzt, die »California« sank soeben, die »Maryland« und »Tennessee« bewegungslos geschossen, die »Nevada« von einem Torpedo und zwei Bomben schwer angeschlagen und die »Pennsylvania« bewegungsunfähig im Trockendock. Über die Verluste unter den kleineren Fahrzeugen lagen keine Meldungen vor. Kimmel begriff, daß die Japaner die erste Runde gewonnen hatten. Kapitän Fuchida, der mit seinem Bomber über Pearl Harbor kreiste, den Verlauf des Angriffs beobachtete und hin und wieder über sein Sprechgerät Anweisungen gab, war derselben Meinung. Für ihn war das brennende, unter den Bomben zerberstende Pearl Harbor ein majestätisch schönes Bild. Japan hatte gesiegt! Er überrechnete schnell die eigenen Verluste. Bis jetzt waren fünf Torpedoflugzeuge ausgefallen, ein Sturzkampfflugzeug und drei Jäger. Alles in allem war es ein billiger Sieg, sagte sich Fuchida, als er gespannt zusah, wie sich die zweite Welle der Flugzeuge auf das Ziel stürzte.

»Fliegende Festungen« ohne Chance

Die zwölf B-17-Maschinen, die von San Franzisko nach Hawaii verlegt wurden, hatten eine Menge Verwirrung angerichtet, weil eine Anzahl von höheren Offizieren, die von ihrem Flug wußten, die angreifenden Japaner zunächst für eben jene B-17 gehalten hatten. In der Tat waren die zwölf Maschinen auch planmäßig von San Franzisko gestartet. Sie hatten gegen acht Uhr morgens vierzehn Stunden Flugzeit hinter sich, eine für damalige Verhältnisse sehr lange Reise. Aber die B-17 waren Langsteckenbomber. Es waren moderne, nach den neuesten Erkenntnissen konstruierte Flugzeuge, die erst seit kurzer Zeit von den Boeingwerken gebaut wurden. Mit ihren vier Wrightmotoren erreichten sie eine Geschwindigkeit bis zu fünfhundert Stundenkilometern. Ihre Reichweite betrug mehr als 5 000 Kilometer. Erstmalig war es gelungen, einen schweren Bomber zu konstruieren, der ausgezeichnete Flugeigenschaften mit einer hohen Bombenlast vereinte. Dazu trug die B-17 ihren Namen »Fliegende Festung« nicht zufällig. Die Konstrukteure hatten darauf geachtet, daß sich der schwere Bomber gegen angreifende Jagdflugzeuge wirkungsvoll zur Wehr setzen konnte. Die B-17 hatte so gut wie keinen toten Winkel. Auf jeder Seite des langen Rumpfes, im Heck und unter dem Rumpf sowie in der Bugkanzel und über dem Vorderteil des Rumpfes waren Glaskanzeln mit Maschinengewehren eingebaut. Für einen angreifenden Jagdflieger stellte die B-17 zweifellos keine leichte Beute dar. Außerdem flog sie in großen Höhen und ging erst in der Nähe des Zieles tiefer herab. Die Piloten und die übrigen Besatzungsmitglieder der neuen »Fliegenden Festungen« fühlten sich außerordentlich sicher. So erging es auch den zwölf Besatzungen, die nach Hawaii versetzt worden waren. Trotzdem waren sie froh, als der lange Überführungsflug zu Ende ging. Man freute sich darauf, wieder einmal Boden unter den Füßen zu haben. Und außerdem war Hawaii ein lockendes Ziel. Jeder Flieger, der auf diesen paradiesisch schönen Inseln Dienst tun konnte, war zu beneiden.

Die B-17 waren nicht in Formation geflogen. Spezialisten hatten ausgerechnet, daß ein Formationsflug einen erhöhten Treibstoffverbrauch zur Folge haben würde. Da der mitgeführte Treibstoff nicht gerade reichlich bemessen war, sollte jedes Flugzeug selbständig navigieren und sich den kürzesten Weg nach Oahu suchen. Das diente gleichzeitig dazu, den Besatzungen ein zusätzliches Training im Langstreckenflug zu ermögli-

chen. Überhaupt waren die B-17 noch nicht kriegsmäßig ausgerüstet worden. Sie waren fabrikneu. Bomben hatten sie nicht an Bord, dafür eine Menge Ersatzteile und sonstiges Verschleißmaterial wie Leuchtkugeln, Spezialschmiermittel und dergleichen mehr. Selbst die Maschinengewehre waren noch nicht in den Glaskanzeln eingebaut worden. Sie lagen in länglichen Kisten, jedes einzelne Teil dick mit Fett bedeckt. Erst in Oahu sollten sie ausgepackt und eingebaut werden. So gerieten sie in die Schwärme der angreifenden Japaner, als sie gegen acht Uhr die Insel Oahu ansteuerten.
Die B-17 kamen aus verschiedenen Richtungen. Nicht jeder Navigator hatte den Kurs richtig berechnet. Der Bomber, den Leutnant Karl Barthelmes steuerte, geriet stark von seinem Kurs ab. Er befand sich weit nördlich von Oahu, als der Fehler entdeckt wurde. Mit dem letzten Rest ihres Treibstoffs erreichte die Maschine Oahu. Das war kurz nach acht Uhr. Die Besatzung wunderte sich über die vielen Flugzeuge, von denen der schwere Bomber plötzlich überholt wurde. Man erkannte die roten Kreise an den Rümpfen und Tragflächen der fremden Maschinen, aber man hielt sie für taktische Zeichen der auf Hawaii stationierten Marineflugzeuge. Erleichtert legte die Besatzung ihre Schwimmwesten an und winkte den Piloten der in knapper Entfernung vorüberziehenden Maschinen zu. Aber diese winkten nicht zurück. Es war Sekunden vor dem Angriff, und Kapitän Fuchida hatte angeordnet, das einzelne Flugzeug in Ruhe zu lassen. Trotzdem machte sich Fuchida Gedanken über den neuen Bomber der Amerikaner. Er sah modern und leistungsfähig aus. Man würde solchen Riesenflugzeugen wohl noch öfter begegnen.
Major Landon, der mit einer anderen B-17 ebenfalls aus nördlicher Richtung anflog, hatte weniger Glück. Als er sich soeben der Küste von Oahu näherte, kamen ihm drei Ketten fremder Flugzeuge entgegen, die sofort das Feuer auf ihn eröffneten. Landon begriff, daß dies keine Übung sein konnte. Die Flugzeuge trugen japanische Hoheitsabzeichen. Er zog seine B-17 sofort hoch und entkam in Richtung auf die Berge, über denen immer noch Wolken schwebten. Erst im Schutz der Wolken fühlte er sich wieder sicher. Er versuchte, Verbindung mit dem Kontrollpunkt in Hickam Field aufzunehmen, aber dort wußte man noch nichts von einem japanischen Angriff. Landon kurvte solange, bis sein Kraftstoff dem Ende zuging. Erst dann ließ er die Maschine wieder sinken und versuchte, Hickam anzufliegen.
Eine andere B-17 flog vom Diamond Head her die Küste entlang. Ihr Pilot, Major Carmichael, sah den Rauch über Pearl Harbor aufsteigen. Zuerst hielt er das für ein Manöver der auf der Oahu stationierten Flieger-

verbände. Er vermutete, daß eine Rauchbombe geworfen worden war. Dann aber, als er sich Hickam Field näherte, sah er die Reihen brennender Flugzeuge, unter ihnen eine der neuen B-24-Bomber. Da wurde Carmichael klar, daß es sich hier nicht um ein Manöver handeln konnte. Die B-24 war ebenfalls ein völlig neuer Flugzeugtyp. Erst vor ein paar Tagen hatte sie einen Atlantikflug zurückgelegt, von dem viel gesprochen worden war. Man hatte sie »Liberator« getauft, die schwere, viermotorige Maschine, die wesentlich mehr Bombenlast trug, als die B-17 und eine weitaus größere Reichweite hatte, trotzdem aber ebenso schnell war.

Carmichael rief den Kontrollpunkt in Hickam Field an und erbat Landeinstruktionen. Die Stimme, die ihm antwortete, war ruhig und sachlich. Er bekam seine Instruktionen über Windgeschwindigkeit, Landebahn und Einflugrichtung. Zum Schluß aber setzte der Sprecher ebenso ruhig hinzu: »Achtung beim Landemanöver! Der Flugplatz wird von feindlichen Flugzeugen angegriffen!«

Aber das war eine unnütze Warnung, denn die Besatzungen der Bomber sahen selbst die japanischen Jäger herankommen, die sich auf ihre leichte Beute, die unbewaffneten »Fliegenden Festungen«, stürzten. Der erste, dem die Landung gelang, war Leutnant Allen, dessen Treibstoff bereits

nahezu aufgebraucht war. Die anderen ließen ihm den Vortritt.. Als nächste kurvte die Maschine des Captains Svenson in die Landebahn ein. Aber in diesem Augenblick stob eine Zero heran und jagte ihr eine Geschoßgarbe in den Rumpf. Es wurde zwar niemand verletzt, aber die

Leuchtspurmunition setzte ein paar Kisten Leuchtkugeln in Brand, die sich in Svensons Maschine befanden. Sofortbrannte das Flugzeug lichterloh. Es schlug heftig auf der Rollbahn auf, das Heck brach ab, und erst nach einigen hundert Metern kam das Vorderteil der Maschine zum Stehen. Bis auf einen Mann konnten sich alle Besatzungsmitglieder aus der brennenden Maschine retten. Major Landon, der sich in die Wolken über dem Gebirge geflüchtet hatte, mußte ebenfalls gegen acht Uhr zwanzig landen, weil ihm der Treibstoff ausging. Um diese Zeit gab der Kontrollturm von Hickam Field nur noch ganz kurze Anweisungen. Es spielte keine Rolle mehr, auf welcher Landebahn die Maschinen ankamen. Man sagte ihnen die Windrichtung und warnte sie vor japanischen Jägern. Als Landon zur Landung einflog, hingen hinter ihm drei Zeros in der Luft, die aus allen Rohren auf die B-17 schossen. Landon setzte die Maschine trotzdem sicher auf, aber er bremste sie sofort scharf ab, ließ sie seitwärts auf ein paar Bäume zurollen, wo sie zum Stillstand kam. Dort sprang die Besatzung eiligst heraus und verschwand zwischen den niedrigen Gebäuden: Die Zeros kurvten erneut ein und schossen auf den

abgestellten Bomber. Flammen schlugen hoch. Ohnmächtig mußte die Besatzung zusehen, wie ihre nagelneue Maschine verbrannte.
In Haleiwa, etwa zwölf Kilometer von Hickam entfernt, beobachtete das Bodenpersonal, wie sich zwei B-17-Maschinenaus südlicher Richtung näherten. Sie konnten in Hickam nicht mehr landen, weil die Zerstörungen dort zu groß waren. Haleiwa war nur ein kleiner Flugplatz, den die Japaner offenbar noch nicht ausgemacht hatten. DiebeidenB-17 konnten auch ohne Schwierigkeiten landen, aber bereits während dieses Manövers mußten ein paar Zeros sie erspäht haben. Sekunden später waren die kleinen, gedrungenen Jäger über dem Rollfeld und ließen ihre Maschinengewehre bellen. Aber sie hatten vermutlich nicht mehr genug Munition, denn sie zogen ab, ohne nennenswerten Schaden angerichtet zu haben.
Weniger glücklich ging es in Bellows Field zu, dem Stützpunkt der Jagdflugzeuge der Armee. Eine B-17 drehte hier zur Landung ein. Von ihrer Besatzung waren bereits drei Mann verwundet. Das Bombenflugzeug reagierte nicht mehr korrekt auf die Steuerung. Trotzdem landete der Pilot es unversehrt, aber er kam nicht mehr dazu, es zu verlassen, denn drei Ketten japanischer Jäger hatten ihn aus einiger Entfernung beobachtet. Nun schossen sie heran. Binnen weniger Minuten verwandelten sie die Anlagen von Bellows Field in einen Haufen von brennenden Ge bäudetrümmern und ausgeglühten Flugzeuggerippen.
Der Kontrollturm von Hickam Field gab den restlichen B-17, die den Flugplatz anflogen, die Anweisung, nicht auf die von brennenden Maschinen übersäten Rollbahnen von Hickam niederzugehen, sondern sich einen Notlandeplatz zu suchen, falls sie es nicht mehr bis nach Wheeler Field schafften. Einer der Bomber landete daraufhin auf einem Golfplatz, ein anderer versuchte es in Wheeler Field. Die meisten Flugzeuge der Staffel waren entweder schon abgeschossen oder mit erheblichen Schäden irgendwo notgelandet. Obwohl einige der »Fliegenden Festungen« nach dem Angriff noch verwendbar waren, konnten sie nicht mehr eingesetzt werden. Entweder fehlte es an Treibstoff oder an Munition. Das System des Bodendienstes war durch die Zerstörung völlig durcheinandergeraten. Es dauerte Tage, bis selbst die wenigen B-17, die den Angriff überstanden, endlich eingesetzt werden konnten. An eine Verfolgung des japanischen Flottenverbandes war um diese Zeit nicht mehr zu denken. Die »Fliegenden Festungen« waren ohne Chance gewesen, als sie sich plötzlich inmitten der angreifenden japanischen Flugzeuge sahen, und sie hatten auch keine Chance, die Angreifer zu verfolgen. Die Japaner hatten die Zerstörung dieser Staffel schwerer Bomber nicht voraussehen

können, sie hatten es gewissermaßen nebenbei erledigt. Nur wenige japanische Offiziere machten sich Gedanken darüber, daß eine oder zwei Staffeln gefechtsbereiter B-17, die auf die erste Radarwarnung hin den Flottenverband angegriffen hätten, vermutlich den Flugzeugträgern des Admirals Nagumo erhebliche Verluste hätten beibringen können.

Insel im Chaos

Als die zweite Welle der japanischen Flugzeuge gegen acht Uhr vierzig über Pearl Harbor eintraf, wurde sie von der inzwischen notdürftig organisierten Fliegerabwehr der Amerikaner empfangen. Leutnant Shimasaki, der die zweite Welle anführte, war erstaunt über die Anzahl der Flakgeschütze und Maschinengewehre, die auf seine Flugzeuge schossen, denn die erste Welle war kaum angegriffen worden. Nun standen überall über Pearl Harbor die weißen Wattebälle explodierender Flakgranaten in der Luft, und Leuchtspurgeschosse der Fliegerabwehrmaschinengewehre spannten ihre Girlanden über den Hafen. Trotzdem wurden die Angreifer davon nicht nennenswert behindert. Die Gegenwehr war unkonzentriert, und jedes Geschütz schoß selbständig, ohne einheitliche Feuerleitung. Das setzte ihre Wirksamkeit erheblich herab,

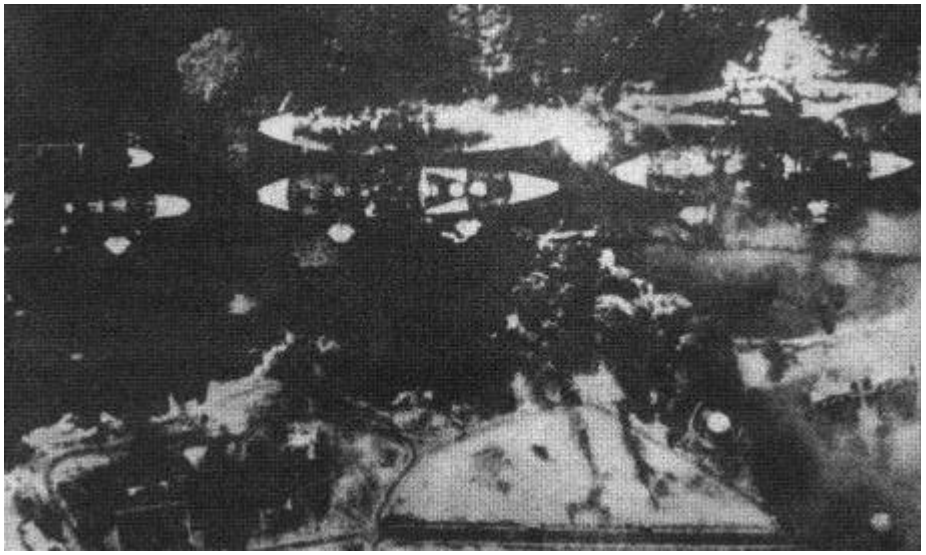
Am Dock 1010. Im Vordergrund der gekenterte Minensucher »Oglala«, im Hintergrund die immer noch brennende »Shaw«. Der Kreuzer links ist die »Helena«

obwohl es gerade an den Geschützen und Maschinengewehren Männer gab, die erstaunlich viel Mut und Todesverachtung bewiesen. Wären sie zur rechten Zeit organisiert gegen die angreifenden Japaner eingesetzt worden, hätte der Angriff leicht eine andere Wendung nehmen können. So aber verwandelte sich Pearl Harbor immer mehr in ein Chaos. Unzählige Brände loderten, Schiffe sanken, Tanks explodierten, Menschen starben.
Die zweite Welle der japanischen Flugzeuge bestand aus 54 Bomben-, 80 Sturzkampf- und 36 Jagdflugzeugen. Diesmal waren keine Torpedoflugzeuge mehr dabei. Die Bomber konzentrierten sich auf die Flugplätze der Insel, während die Sturzkampfflugzeuge über dem Hafen kreisten und auf die letzten noch unbeschädigten Schiffe herabstießen.
Die bereits schwer angeschlagene »Nevada« versuchte verzweifelt, Fahrt aufzunehmen und aus dem Hafen zu gelangen. Sie schaffte es nicht. Auf halbem Wege erhielt sie weitere Bombentreffer und legte sich auf die

Japanisches Propagandafoto. Es zeigt die vor Anker liegenden Schlachtschiffe in Pearl Harbor. Im Hintergrund die brennenden Hangars von Hickam. Im Vordergrund sind Torpedobahnen zu erkennen, die auf die Schlachtschiffe zulaufen

Seite. Es wurde neun Uhr, ehe die japanischen Sturzkampfflugzeuge durch die Rauchschwaden der Explosionen und Ölbrände ausmachen konnten, daß sie bisher das Trockendock mit der »Pennsylvania« übersehen hatten. Das Schlachtschiff lag dort zusammen mit den Zerstörern »Cassin« und »Downes«, und unweit davon in einem Schwimmdock lag der Zerstörer »Shaw«.
Die »Pennsylvania« und die beiden Zerstörer im Trockendock konnten sich mit ihren Geschützen nur wenig am Abwehrfeuer gegen die japanischen Flugzeuge beteiligen. Sie lagen so tief zwischen den Betonwänden des Docks, daß ihre Sicht stark behindert war. Erst als die Sturzkampfflugzeuge die noch unbeschädigte »Pennsylvania« entdeckten und angriffen, konnte die Besatzung des Schlachtschiffes auf die senkrecht herabstoßenden Flugzeuge zurückschießen. Ein großer Kran, der am Rande des Trockendocks stand, nahm den angreifenden Flugzeugen die Möglichkeit, genau zu zielen, aber sie trafen trotzdem. Zuerst wurden die beiden Zerstörer in Brand gesetzt. Da entschloß sich der Kommandant der »Pennsylvania«, das Trockendock langsam fluten zu lassen. Er befürchtete, daß eine japanische Bombe die Schleuse zerschmettern könne. Dann würde das angestaute Wasser mit mächtiger Gewalt eindringen und die »Pennsylvania« gegen die beiden brennenden Zerstörer schieben. Während sich das Dock langsam mit Wasser füllte, schoß die »Pennsylvania« aus allen Rohren. Es schien so, als ob sich jetzt alle Flugzeuge der Japaner darauf konzentrierten, das einzige noch unbeschädigte Schlachtschiff zu zerstören. Der Erfolg blieb nicht aus. Doch die Treffer auf der »Pennsylvania« erwiesen sich als verhältnismäßig leicht. Das Schiff verlor während des Angriffs nie seine Fähigkeit, zurückzuschießen, und die Verluste unter der Besatzung blieben relativ gering.
Um diese Zeit erlebte Honolulu eine Panik. Immer mehr Explosionen ließen die Gebäude der Stadt erzittern. Obwohl keine Flugzeuge direkt über Honolulu kreisten, schlugen unaufhörlich Sprengkörper ein. Zuerst hielt man sie für Bomben. Später wurde festgestellt, daß von vierzig Einschlägen im Stadtgebiet von Honolulu nur einer von einer japanischen Bombe stammte. Die übrigen neununddreißig waren Geschosse der eigenen Flugabwehr. In der Eile benutzten die Kanoniere oftmals Granaten mit Aufschlagzündung, die erst explodierten, wenn sie zur Erde zurückfielen. Oder die Zünder wurden in der Aufregung nichtrichtig eingestellt. Das kostete vielen Zivilisten in Honolulu das Leben. Die einzige Bombe, die die Japaner auf die Stadt warfen, fiel auf das Gebäude der Elektrizitätsgesellschaft.
Um diese Zeit waren die Nachrichtenverbindungen zwischen den

Im Trockendock wurden durch die zweite Welle der Angreifer die beiden Zerstörer » Cassin« und »Downes« getroffen. Im Hintergrund das Flaggschiff der US-Pazifikflotte, die »Pennsylvania«; sie erhielt nur einige leichtere Bombentreffer, konnte bald repariert werden und war wenige Wochen später wieder seetüchtig



Dieses Foto wurde von einem japanischen Piloten aufgenommen. Es zeigt die bereits brennenden Schlachtschiffe, die im Hafen nebeneinander vor Anker liegen...

. .. und einige Tage später von einem amerikanischen Flugzeug aus aufgenommen

Stäben der Armee und der Marine bereits unterbrochen. Man mußte sich mit Meldern behelfen. Das trug nicht dazu bei, die Abwehr gegen die noch immer angreifenden Japaner zu verbessern.
Obwohl die Bedingungen nicht die günstigsten waren, gelang es den Matrosen der beschädigten Schiffe doch, nicht nur das Abwehrfeuer zu verstärken, sondern auch die entstandenen Brände zu bekämpfen. Noch während die japanischen Bomber über Pearl Harbor kreisten, machten sich bereits Schweißer daran, Lecks abzudichten oder im Gewirr verbogener Stahlplanken eingeschlossene Seeleute zu befreien. Einzig und allein die »Arizona« war so hoffnungslos von Torpedos zerfetzt, daß keine Rettungsaktion mehr Sinn hatte. Mehr als tausend Seeleute waren bei der Explosion dieses Schlachtschiffes, etwa zehn Minuten nach dem Beginn des japanischen Angriffs, getötet worden.
Zur selben Zeit, als die zweite Welle der japanischen Flugzeuge den Angriff begann, entdeckte ein Ausguckposten des Minensuchers »Breese« plötzlich auf der Westseite der Ford-Insel den Turm eines U-Bootes. Er gab sofort Alarm. Eine Täuschung war nicht möglich: Der Turm des U-Bootes war so klein, daß mit Bestimmtheit festzustellen war, daß es sich um kein amerikanisches Boot handeln konnte. Zwei weitere Schiffe, die »Medusa« und die »Curtiss«, sahen das U-Boot ebenfalls, dann entdeckte es die »Monaghan«. Dieser Zerstörer war noch unbeschädigt und versuchte, aus dem bombardierten Hafen zu entkommen.
Kapitän Burford von der »Monaghan« blickte verdutzt durch sein Fernglas auf das winzige U-Boot, das in einer Entfernung von etwas mehr als zweihundert Metern auf seinen Zerstörer zugeschwommen kam. Zuerst wollte er seinen Augen nicht trauen. Dieses Modell hatte er noch nie gesehen, es war in keinem Handbuch verzeichnet. War das nicht doch eine Täuschung? Und wenn es ein feindliches Boot war, wie kam es dann durch die Sperre ins Hafenbecken? Bald sah Burford ein, daß es sich doch nicht um eine Täuschung oder um ein, treibendes Wrackstück handeln konnte. Kein Zweifel: Dies war ein winziges U-Boot! Am Bug hatte es zwei Torpedorohre, die übereinander angeordnet waren, und über dem Turm ragte noch das Sehrohr auf. Das Boot schien offensichtlich große Schwierigkeiten mit seinen Tauchtanks zu haben, denn es war geradezu Selbstmord, jetzt in dem chaotischen Durcheinander des Hafens aufzutauchen.
Als erste schoß die »Curtiss«, und bereits ihr erster Schuß traf den Turm des U-Bootes. Aber das kleine Fahrzeug kam weiter auf die »Monaghan« zu. Auch die »Medusa« feuerte, aber ihre Granaten klatschten wirkungslos ins Wasser, und nach den ersten Schüssen stellte sie das Feuer ein, weil

das einzige brauchbare Geschütz ausgefallen war. Inzwischen aber hatte Burford dem Buggeschütz der »Monaghan« den Feuerbefehl erteilt. Gerade als die erste Granate nicht weit von dem U-Boot ins Wasser schlug, schlüpften aus dessen Torpedorohren die beiden stählernen Aale. Das Boot wehrte sich, aber es hatte kein Glück. Der eine Torpedo verfehlte die »Curtiss« um ein paar Meter, während der andere an der »Monaghan« vorbeiglitt und Sekunden später an der Küste der Ford-Insel detonierte. Dann war die »Monaghan« dem U-Boot so nahe, daß sich der Kapitän entschloß, zum Rammstoß anzusetzen. Er steuerte direkt auf das hin-und herschwankende Boot zu, erwischte es mit seinem Bug, aber nur am Turm. Es wurde herumgeschleudert und gegen die Bordwand der vorbeischießenden »Monaghan« geworfen. Trotzdem schwamm es weiter. Da hob Kapitän Burford den Arm. Der Torpedomaat Hardon ließ eine Serie von drei Wasserbomben los, die kurz hinter dem Schiff ins Wasser klatschten und sofort explodierten. Die »Monaghan« bekam einen mächtigen Stoß und schoß geradewegs auf das Ufer zu, wo sie einen Kran rammte und mit dem Bug auf Grund geriet. Die Wasserbombenexplosionen hatte das kleine U-Boot förmlich aus dem Wasser gehoben, und beim Auftreffen war es in den kochenden Strudel geraten, der es unwiderstehlich auf den Grund zog. Es wurde erst Jahre später bei Aufräumungsarbeiten gefunden. Um diese Zeit kannte man die Konstruktion bereits und warf den Fund einfach mit anderem Gerümpel in die große Baugrube an der Ford-Insel, wo ein neues Dock gebaut wurde, und zementierte es ein.

Die »Monaghan« schaffte es nach einigen vergeblichen Versuchen, wieder freizukommen. Kapitän Burford ließ die Maschine auf volle Kraft gehen und konnte nach einiger Zeit feststellen, daß sein Schiff keinen Schaden genommen hatte. Die »Monaghan« dampfte nun schleunigst aus dem Hafen, über dem immer noch Rauchwolken standen, Flugzeuge kreisten und Flammen hochauf züngelten. Die japanischen Jagdflugzeuge waren vorsichtig geworden. Sie merkten, daß sich die Abwehr im Hafen verstärkt hatte, und wandten sich anderen Zielen zu. Dicht über der Erde schossen sie dahin und feuerten auf alles, was sich bewegte. Sie griffen die wenig gesicherten Kasernen von Schofield und Shafter an, setzten Fahrzeuge auf den Straßen in Brand und vernichteten Elektrizitäts- und Wasserversorgungsanlagen. Überall auf der Insel lagen jetzt Soldaten hinter Maschinengewehren und Gewehren und schossen auf die Angreifer. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Japaner die eigenen Flugzeuge auf den Startbahnen vernichtet hatten, also nahm man keine Rücksicht und schoß auf alles, was in der Luft war. Das brachte nicht nur

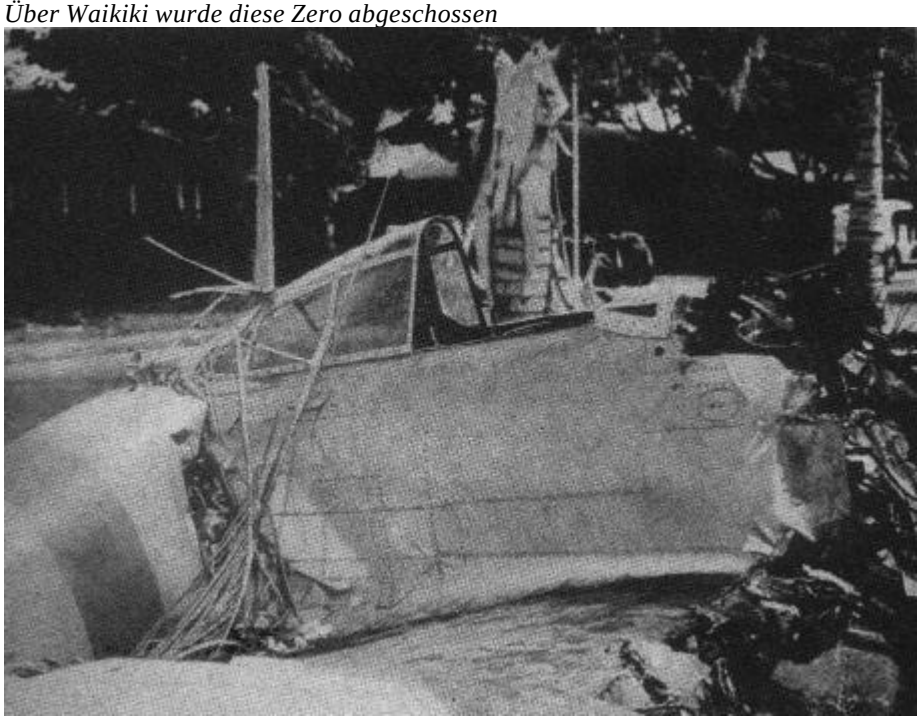
die B-17 in Gefahr, die immer noch auf der Suche nach Landemöglichkeiten über der Insel kreisten, sondern auch achtzehn von der »Enterprise« gestartete Aufklärungsflugzeuge, die inzwischen über Oahu eingetroffen waren. Der Flugzeugträger, der seine Mission in Wake abgeschlossen hatte, wäre etwa eine halbe Stunde vor Beginn des japanischen Angriffs in Pearl Harbor gewesen, wenn er nicht eine längere Pause hätte einlegen müssen, als die Zerstörer, die ihn begleiteten, aufgetankt wurden. So hatte sich seine Ankunft um Stunden verzögert, was ihn vor der Zerstörung rettete. Als die Japaner angriffen, befand sich die »Enterprise« etwa dreihundert Kilometer westlich von Oahu. Wie gewöhnlich wurden am frühen Morgen sechs Ketten Aufklärungsmaschinen gestartet, die sich auf ihren Routineflug begaben. Danach sollten sie nicht zur »Enterprise« zurückkehren, sondern auf der Ford-Insel in Pearl Harbor landen. Piloten, die ihre Familien in Honolulu hatten, freuten sich bereits auf das Wiedersehen.

Es war gegen acht Uhr, als die übrigen siebzehn Piloten über ihren Bordsprechfunk die Stimme des Fähnrichs Manuel Gonzales hörten, der am weitesten nördlich flog. Gonzales rief erregt: »He, nicht schießen! Ich bin doch ein eigenes Flugzeug!« Offenbar war er von japanischen Maschinen angegriffen worden. So sehr sich die übrigen Flieger auch bemühten, mit ihm in Verbindung zu kommen, er meldete sich nicht mehr. Er wurde nie mehr gesehen. Vermutlich wurde seine Maschine abgeschossen und war ins Meer gestürzt. Leutnant Patriarca war der erste der »Enterprise«-Piloten, der Pearl Harbor sah. Er hatte die Nachbarinsel Kauai angeflogen und war dann auf Oahu zu eingeschwenkt. Während die erste Welle der Japaner den Hafen bombardierte, flog Patriarca Oahu an. Er war nach dem Vorfall mit Gonzales auf derHut und bezweifelte keinen Augenblick, daß Pearl Harbor tatsächlich von feindlichen Flugzeugen angegriffen wurde. Aus sicherer Entfernung verschaffte er sich einen Überblick über die Vorgänge im Hafen, dann stob er in Richtung See davon und machte sich auf die Suche nach der »Enterprise«. Inzwischen funkte er dem Flugzeugträger, der Funkstille hatte, die Nachricht zu: »Feindlicher Angriff auf Pearl! Bitte keine Bestätigung geben, Gefahr! « Die »Enterprise« nahm den Spruch auf und änderte sofort ihren Kurs. Anstatt weiter auf Oahu zuzulaufen, drehte sie nach Südosten ab. Patriarca konnte sie nicht mehr finden. Mit dem letzten Rest Benzin schaffte er es bis nach Kauai, wo er auf einer Wiese landete.

Weniger glücklich verlief der Flug für die meisten anderen. Drei Maschinen wurden noch über der See von den Japanern abgeschossen, eine weitere über der Insel. Eine andere wurde vom Flakfeuer eines Zerstörers

der US-Marine getroffen und stürzte ab. Die Maschine des Leutnants Dobson setzte über dem Stützpunkt Ewa zur Landung an. Als sie zwischen den bereits brennenden Flugzeugen stand, rannte ein Marinesoldat herbei und rief Dobson aufgeregt zu: »Mann, hau ab! Starte und verschwinde, bevor die Japse dich am Boden fertigmachen!«
Ohne recht zu überlegen, startete Dobson die Maschine wieder. Erst als er bereits in der Luft war, vergegenwärtigte er sich durch einen Blick auf den Treibstoffanzeiger seiner hoffnungslosen Lage. Er konnte keine Viertelstunde mehr fliegen. Also machte er sich in Richtung Ford-Insel auf und wollte dort landen. Aber schon unterwegs geriet er in heftiges Flakfeuer. Die Soldaten hinter den Geschützen und Maschinengewehren erkannten die Maschine nicht. Mit mehreren Treffern in den Tragflächen glitt die Maschine schließlich über die Landebahn auf der Ford-Insel. Die Fahrwerkbremse versagte. Am Ende der Piste überschlug sich Dobsons Maschine, aber wie durch ein Wunder blieben er und sein Beobachter unverletzt.

Über Waikiki wurde diese Zero abgeschossen



Nach und nach landeten auch die restlichen Flugzeuge auf Wiesen und am Strand in der Nähe von Ewa. Es war weniger als die Hälfte der Aufklärer, die von der »Enterprise« aufgestiegen waren. Um neun Uhr fünfundvierzig war der Angriff der Japaner vorbei. Obwohl die Flakgranaten immer noch explodierten und Maschinengewehrgarben in die rauchige Morgenluft stiegen, zeigte sich kein japanisches Flugzeug mehr. Ohne sich weiter über dem Ziel aufzuhalten, machten die japanischen Maschinen kehrt und flogen in Richtung Norden davon. Sie gaben sich keine Mühe, ihre Flugrichtung zu tarnen, denn sie hielten es für unwahrscheinlich, daß es auf der Insel noch einsatzfähige Flugzeuge gab, die eine Verfolgung aufnehmen konnten.
Kapitän Fuchida hielt sich noch, eine Weile über Oahu auf. Er war der einzige, der nach dem Angriff über Pearl Harbor kreiste und mit einer in Japan nachgebauten Leica Aufnahmen von dem Chaos machte, das seine Flugzeuge angerichtet hatten. Der Rauch der Brände behinderte seine Sicht erheblich, aber er war trotzdem sicher, daß alle Schlachtschiffe im Hafen außer Gefecht gesetzt waren. Auch die meisten anderen Fahrzeuge schienen mehr oder weniger bewegungsunfähig zu sein, bis auf ein paar kleinere Schiffe. Voller Zufriedenheit machte sich Fuchida schließlich auf den Rückflug zu den Trägern. Unterwegs schlossen sich ihm noch zwei Jagdflugzeuge an, die sich bei Tiefangriffen verspätet hatten. Zu dritt flogen sie in Richtung Nordwest davon.

Einhundertneunzig Meilen von Pearl Harbor entfernt schlingerten die Träger des Angriffsverbandes in der schweren See. Admiral. Ktisaka hatte durchgesetzt, daß sie um zehn Meilen näher an das Ziel herangefahren waren, weil es sicher eine Anzahl Flugzeuge gab, die knapp an Treibstoff waren. Um zehn Uhr erschienen die ersten schwarzen Pünktchen in der Luft. Es waren die Maschinen der ersten Welle, die zurückkehrten. Sie flogen nicht in Formation. So schnell es ging, wurden sie von den Trägern aufgenommen. Man verzichtete auf Sicherheitsabstände bei den Landemanövern, aber es gab trotzdem nur wenige Schäden. Als auch Fuchida mit seinen zwei Jägern schließlich gelandet war, befanden sich 324 Flugzeuge wieder sicher an Bord der Träger. Schnell wurden die Verluste überrechnet. Der Angriffsverband hatte insgesamt nur 29 Flugzeuge verloren. Fünfundfünfzig Piloten und Beobachter galten als tot.
Die Matrosen und das Wartungspersonal umringten die heimgekehrten Flieger und bereiteten ihnen ein begeistertes Willkommen. Jeder wollte wissen, wie es geschehen war, was getroffen worden war und wie das Ziel nach dem Angriff ausgesehen hatte.

Nicht wenige Flieger rechneten damit, daß sie nach einigen Stunden Ruhe wieder zum Einsatz kämen. Man hatte Pearl Harbor einen entscheidenden Schlag versetzt. Der Flottenstützpunkt der Amerikaner war ausgeschlachtet. Was würde nun folgen? Würde man Oahu erneut angreifen und den Restder dort noch stehenden Anlagen vernichten? Würde inzwischen von Japan her eine Flotte von Landeschiffen unterwegs sein, mit Soldaten, die den Stützpunkt Amerikas im Kampf gegen den letzten Widerstand eroberten?

Genährt wurden diese Ansichten dadurch, daß Admiral Nagumo Befehl gab, alle zurückgekehrten Flugzeuge sofort wieder aufzutanken und mit Munition zu versehen. Um dreizehn Uhr meldete Kapitän Fuchida auf der Brücke der »Akagi« den Erfolg seines Auftrags an den Befehlshaber des Angriffsverbandes. Admiral Nagumo hörte seinem Bericht aufmerksam zu. Er war seit etwa einer Stunde mit seinen Stabsoffizieren in eine heiße Debatte verwickelt, in der es darum ging, ob der Angriff fortgesetzt werden sollte.

Auch Fuchida fügte seinem Bericht nun die Bemerkung hinzu, daß eine Fortsetzung des Angriffs die Möglichkeit brächte, die auf See befindlichen Flugzeugträger der Amerikaner nach Pearl Harbor zu locken und ebenfalls zu vernichten. Aber die Befehle Nagumos waren anders. Er hatte klare Anweisung aus Tokio, nur das gesteckte Ziel unter allen Umständen zu erreichen und dann mit dem Flottenverband zurückzukehren. Japan hatte kein Interesse an einer Besetzung der Hawaii-Inseln. Seine Ziele lagen im Südpazifik und in Südostasien. Nagumo hatte seine Aktion erfolgreich durchgeführt. Es gab keine Diskussion mehr. Der Admiral befahl: »Wir waren erfolgreich. Nun kehren wir zurück.«

Eine halbe Stunde später war die Bestätigung aus Tokio da: »Umkehren?« Am Mast der »Akagi« erschienen die Signalflaggen. Die übrigen Schiffe schlossen sich dem schweren Träger an. Die Flotte nahm Kurs nach Norden und verschwand durch den einsamen, kalten Nordpazifik, durch den sie gekommen war.

Konsul Kita gibt kein Interview

Neben dem »Advertiser« war das »Star Bulletin« zweifellos das am meisten gelesene Blatt in Honolulu und den Militäreinheiten auf Oahu. Die Zeitung hatte ein kleines Büro und eine eigene Druckerei im Zentrum von Honolulu. Der Redaktionsstab war klein, aber dafür hatte das »Star Bulletin« eine Menge freischaffender Mitarbeiter. Als Lokalblatt mit einem ausführlichen politischen Teil war es zwar unabhängig, stand aber der Regierungspolitik nahe. Riley Allen, der Chefredakteur des »Star Bulletins«, war ein etwas cholerisch veranlagter Mann von Mitte vierzig. Er kannte Oahu wie seine Westentasche und war stolz darauf, daß er den »Advertiser« in der Auflagenhöhe seit Jahren um Längen schlug. Als er an diesem Sonntagmorgen in sein Büro kam, war alles im Hause still. Das »Star Bulletin« erschien sonntags nicht, also war dieser Vormittag eine willkommene Ruhepause. Gleichzeitig aber konnte Allen an Sonntagen immer seine liegengebliebene Post erledigen. Das tat er auch am 7. Dezember. Er hatte erst am Vortage eine neue Sekretärin eingestellt, da seine bisherige Mitarbeiterin den Geschäftsführer des Hotels »Moana« in Waikiki geheiratet hatte. Die neue Dame hieß Miß Winifred McCombs, und Allen hatte zu spät gemerkt, daß sie ein Verhältnis mit seinem Unterhaltungsredakteur hatte. Er liebte solche Verbindungen innerhalb seines Büros nicht, aber er beabsichtigte auch wiederum nicht, den beiden Schwierigkeiten zu machen. Nur sich selbst war er ein wenig böse, weil er zu spät hinter die Sache gekommen war. Daran mochte es liegen, daß er heute um einiges schneller diktierte, als er das sonst tat. Miß McCombs war nicht gerade eine Virtuosin auf der Schreibmaschine. Allen bemerkte das recht bald, mäßigte sein Tempo aber nicht. Das wiederum veranlaßte Miß McCombs, darüber nachzudenken, ob es nicht doch besser gewesen wäre, Empfangsdame im Halaiwa-Club zu werden. Aber sie wurde ihrer Sorgen darüber bald enthoben. Es war nämlich kaum eine Viertelstunde vergangen, als plötzlich von Pearl Harbor her ein paar dumpfe Explosionen die Luft erzittern ließen.

»Moment«, sagte Allen. Er schob seinen hellen Strohhut noch weiter ins Genick, erhob sich aus seinem Rohrsessel und trat ans Fenster. Aber er konnte nicht viel sehen, weil das Gebäude des »Star Bulletins« nicht sehr hoch war. Wieder waren Explosionen zu hören. Dann das Gebrumm von Flugzeugmotoren. Aus Erfahrung wußte Allen, daß so eine Übung aussah.

Aber es war üblich, daß er von einer angesetzten Übung Kenntnis erhielt, damit er in seinem Blatt darüber schreiben konnte. Warum hatte er diesmal nichts erfahren? Mürrisch brummte er zu seiner neuen Sekretärin: »Ein Durcheinander ist das auf dieser belämmerten Insel! Jeder hält Manöver ab, wann er Lust dazu hat.« Er griff zum Telefonhörer und rief im Stab von General Short an. Dort erfuhr er, daß es keinesfalls die Armee war, die einen Luftangriff übte. Aber als er kurz darauf bei der Marine anrief, bekam er denselben Bescheid. Inzwischen steigerten sich die Detonationen im Hafen zu einem unüberhörbaren Gewummer. Wütend knallte er den Hörer auf und schimpfte: »Wenn diese Bastarde glauben, sie können mich verladen, dann sollen sie mich kennenlernen!« Miß McCombs verzog nicht das Gesicht. Sekunden später hatte Allen seinen Lokalreporter Lawrence Nakatsuka an der Strippe. Nakatsuka, dessen Vater ein Japaner und dessen Mutter die Tochter eines Filipinomädchens und eines amerikanischen Tankerkapitäns war, aß um diese Zeit gerade sein Frühstück. Er wohnte in einem Bungalow in Waikiki. Er hatte die Flugzeuge gesehen, und als jetzt sein wütender Chef verlangte, er solle herausfinden, was zum Teufel da unten in Pearl Harbor gespielt würde, ließ er Ananassaft und Toast stehen und schwang sich auf sein Motorrad. Er fuhr keine fünfhundert Meter, als eine japanische Zero über ihn hinwegfegte und er zum erstenmal erlebte, wie es ist, wenn auf einen geschossen wird. Er machte sich später oft darüber lustig, daß der Japaner ihn ausgerechnet an einer Telefonzelle gestoppt hatte. Nakatsuka wählte die Nummer seines Chefs, während draußen auf der Straße sein Motorrad lag und noch leise tuckerte. Aufgeregt schmetterte er in den Apparat: »He, Boß! Tojo hat Ernst gemacht! Die Japse sind da!« »Hör mal«, erwiderte Allen nach einer bedeutuntsvollen Pause, »wenn du besoffen bist, dann leg dich schlafen. Ich schicke Jonny Blister zum Hafen.« Aber Nakatsuka wiederholte eindringlich: »Boß! Glauben Sie mir, ich weiß gar nicht, wie Alkohol riecht! Die Japse sind wirklich da... « Er sah eine Kette Zeros über die Straße brausen. Sie schossen mit ihren Bordwaffen auf einen Lastwagen, der Brot nach Hickam Field schaffte. Nakatsuka hielt den Hörer aus der Zelle, damit Allen die Schüsse hören konnte. Dazwischen schrie er: »Wenn Sie durchs Telefon auch sehen könnten, würden Sie bei den Kerlen die japanischen Abzeichen erkennen!«
Jetzt überlegte Allen nicht mehr. Er ordnete an: »'runter zum Hafen, Lawrence! Viertelstunde umsehen und dann hierher!« Nakatsuka schwang sich wieder auf sein Motorrad. Er fuhr bis zu einer Stelle, von der aus er Pearl Harbor überblicken konnte. Nach einer Viertelstunde

fuhr er weiter. Nakatsuka war als undisziplinierter Fahrer bekannt, aber diesmal brach er alle Vorschriften, die es auf der Insel überhaupt gab. Im Büro angekommen, lief er aufgeregt vor Allens Schreibtisch hin und her und berichtete: »Es ist passiert, Boß! An die hundert Flugzeuge schmeißen 'runter, was sie drin haben. Alles ballert in der Gegend herum. Die Hälfte aller Schiffe im Hafen brennt schon. Auf der Ford-Insel sieht es aus, als hätten sie einen Taifun gehabt. Die Flieger sind Japse, man kann es erkennen ... «

»Stop«, sagte Allen. Er warf dem Reporter ein Handtuch zu, damit sich dieser das schweißtriefende Ge sicht abwischen konnte. Dann wandte er sich an Miß McCombs: »Keine Angst Mädchen! Der Krieg mußte mal kommen. Jetzt wissen wir wenigstens, woran wir sind.« In weniger als zehn Minuten hatte er ein paar Setzer und die Bedienung einer Rotationsmaschine benachrichtigt.

»In einer Stunde drucken wir eine Sonderausgabe!« verkündete er sachlich. »Setz dich hin, Lawrence! Du schreibst deine ersten Eindrücke von dem Angriff nieder. Vier Seiten. Den Kommentar mache ich. Wenn du fertig bist, besorgst du ein Foto. Laß es gleich naß vergrößern, macht nichts, wenn das Negativ draufgeht. Ich fahre zum Hafen.«

Er nahm das Motorrad Nakatsukas. Der sah es mit gemischten Ge fühlen. Aber er machte sich sofort an die Arbeit. Dies war die Chance seines Lebens: der erste Augenzeugenbericht vom Überfall auf Pearl Harbor! Das würde in die Geschichte eingehen! Er ließ sich von Miß McCombs ein Glas Eiswasser aus dem Kühlbehälter abzapfen und klemmte sich hinter die Schreibmaschine.

Miß McCombs hatte die Geistesgegenwart, das Radio anzustellen. Der Sender KGMB unterbrach sein morgendliches Musikprogramm und gab die Meldung durch, daß japanische Bomber Oahu angriffen. Es wurde ausdrücklich versichert, daß dies keine Übung sei, sondern ein tatsächlicher Überfall, auf den niemand vorbereitet gewesen sei.

Riley Allen erfuhr unterwegs einiges, was seinen Kommentar inhaltsschwer machte. Er fand heraus, daß bereits am frühen Morgen U-Boote der Japaner vor der Hafeneinfahrt bekämpft worden waren und daß General Short in der vergangenen Nacht Sabotagealarm angeordnet hatte. Ganz so unerwartet war der Angriff also auch nicht gekommen, sagte sich Allen. Er hielt sich nicht lange im Hafen auf. Einmal war es gefährlich dort, zum anderen aber kam es für ihn darauf an, das Ergebnis dieses ersten kurzen Überblicks sofort zu einer Sondernummer des »Star Bulletins« zu verarbeiten. Über den weiteren Verlauf der Dinge konnte man später berichten. Zunächst mußte den Leuten gesagt werden, was überhaupt vor sich ging.

Als er in die Redaktion zurückkam, lag der Bericht Nakatsukas bereits auf seinem Schreibtisch. Allen las ihn aufmerksam und fand ihn brauchbar.
»Okay«, sagte er zu dem Reporter, »geh 'runter und laß ihn setzen. Fünfspaltige Überschrift: >Krieg! Oahu von japanischen Flugzeugen bombardiert!< «
Der Repoter verschwand. Allen machte sich an seinen Kommentar. Als Miß McCombs ihm schweigend ein noch nasses Foto hinschob, das die brennende »Arizona« zeigte, sah er sie grinsend an und meinte: »Sie werden Karriere bei mir machen! Lassen Sie ein Klischee anfertigen, und dann schicken Sie Nakatsuka wieder los. Wir brauchen ein paar Leserstimmen. So was mit Pfiff. Soll Leute interviewen, die was zu sagen haben!«
»Jawohl«, antwortete Miß McCombs pflichteifrig. Der Dienst in dieser Redaktion schien doch nicht ganz so schlimm zu werden, wie es in der ersten halben Stunde den Anschein gehabt hatte.
Lawrence Nakatsuka trocknete gerade sein durchgeschwitztes Hemd vor dem Ventilator in der Setzerei. Er schwenkte es hin und her und beobachtete betrübt, wie sich feine Ränder bildeten. Man soll eben nicht schon am frühen Morgen bei der Arbeit ins Schwitzen kommen, sagte er sich. Miß McCombs blickte etwas verschämt beiseite, als sie ihm Allens Auftrag ausrichtete. Der Reporter kratzte sich gemächlich am Bauch und brummte nachdenklich: »Leute, die was zu sagen haben? Was meint er damit?«
Aber dann kam ihm eine Idee, die er von vornherein für unbezahlbar hielt. Er lief ins Büro zurück, wobei er auf der Treppe eiligst sein Hemd anzog. Im Telefonbuch suchte er so lange, bis er die Adresse des japanischen Konsuls fand. Zu Miß McCombs, die ihm gefolgt war, bemerkte er triumphierend: »Wenn ich das bringe, fällt der Boß auf den Rücken!« Sekunden später saß er auf seinem Motorrad und raste nach Makalapa, dem westlichen Villenvorort von Honolulu, wo sich das Konsulat der Japaner befand. Es war ein geräumiges Haus am Südhang eines Hügels, von dichten Büschen eingerahmt, und sah sauber und ordentlich aus.
Der Polizist, der vor dem Einfahrtstor stand und der infolge der vielen Gerüchte, die er über die Ereignisse im Hafen gehört hatte, ziemlich nervös geworden war, musterte den Reporter mißtrauisch. Er kannte ihn zwar; aber es war gegenwärtig keine Besuchszeit, und er richtete das pflichtgemäß aus, als Nakatsuka ihm mit seinem Notizbuch vor der Nase herumfuchtelte. »Red keine Makulatur«, fuhr Nakatsuka ihn aufgeregt an. »Wir haben Krieg, und du erzählst mir was von Besuchsstunden!«

»Er wird schlafen«, verteidigte sich der Posten. Er hatte seinen Auftrag, und seit dem Beginn des japanischen Angriffs hatte seine Vorgesetzten diesen Auftrag noch nicht widerrufen.
»Schlafen!« rief Nakatsuka. »Die ganze japanische Armee ist auf den Beinen, nur der Herr Konsul schläft! Das gibt's gar nicht, mein Freund!« Er ging an dem Posten vorbei und betätigte die Glocke des Hauses ziemlich rücksichtslos. Seine Behauptung bestätigte sich, der Konsul schlief nicht mehr. Er lief vielmehr, nur mit einem farbenprächtigen Kimono bekleidet, aus dem Garten hinter dem Haus herbei und erkundigte sich erstaunt, was das pausenlose Läuten zu bedeuten hätte. Lawrence Nakatsuka holte tief Luft, dann setzte er an: »Mister Kita, wollen Sie bitte einmal Ihr geneigtes Ohr anstrengen! Hören Sie aus der Gegend von Pearl Harbor die Explosionen? Und können Sie vielleicht das Geräusch von Flugzeugen in der Luft ausmachen?« Kita, ein kleiner, rundlicher Mann mit Nickelbrille, sah den Reporter forschend an. »Wer sind Sie?«
»Lawrence Nakatsuka, Reporter des >Star Bulletins<. Hören Sie nun den Krach, oder hören Sie ihn nicht?«
»Ich höre ihn selbstverständlich«, antwortete Kita würdevoll. »Wunderbar!« Nakatsuka grinste und machte sich eine Notiz. »Dann können Sie mir auch sagen, weshalb am Sonntagmorgen Flugzeuge mit dem Hoheitsabzeichen Ihres Landes den amerikanischen Flottenstützpunkt von Pearl Harbor angreifen?«
Kita zuckte die Schultern. »Kein Kommentar.«
»Damit werde ich nicht zufrieden sein«, entgegnete Nakatsuka. »Oder wollen Sie mir im Ernst weismachen, Sie wüßten nichts davon, daß Japan Krieg mit uns führt? «
Konsul Kita wußte in der Tat manches, worüber er niemals zu sprechen beabsichtigte. Ein großer Teil der Militärspionage, die Japan in Vorbereitung des Angriffs auf Pearl Harbor betrieben hatte, war über sein Konsulat gelaufen. Im Garten hinter dem Haus waren Mitglieder seines Stabes dabei, stapelweise belastende Dokumente zu verbrennen. Aber Kita beabsichtigte nicht, mit diesem Reporter Dinge zu erörtern, die auf einer ganz anderen Ebene ausgetragen würden. Er gab ihm die knappe Auskunft: »In meiner Funktion als Konsul weiß ich nichts von einer kriegerischen Zuspitzung der Beziehungen zu den USA.«
»Wie beurteilen Sie es, wenn Japan tatsächlich die USA angegriffen hat?« fragte Nakatsuka sofort zurück. Der Konsul erwiderte gelassen: »Ich habe keine Veranlassung, an einen Angriff zu glauben.«
Da kam Nakatsuka eine neue Idee. Er sah auf seine Uhr. Wenn er sich nicht sehr täuschte, mußten um diese Zeit die ersten Exemplare der

Sonderausgabe des »Star Bulletins« bereits fertig sein. »Würden Sie mir gestatten, in einer Viertelstunde nochmals bei Ihnen vorzusprechen, Herr Konsul?« Kita überlegte. Vielleicht war es besser, diesen Mann zu vertrösten. Dadurch wurde man ihn zunächst los und gewann Zeit. »Ich werde keine Interviews geben«, sagte er. »Aber selbstverständlich werde ich für Sie zu sprechen sein.«
Nakatsuka vergaß, sich formvollendet zu verabschieden. Er drehte sich einfach auf dem Absatz um und eilte wieder zu seinem Motorrad. Während er zur Redaktion fuhr, konnte er die dichten Rauchwolken sehen, die über Pearl Harbor standen. Er war nicht weit gefahren, als vor ihm ein Mann auf die Straße sprang und wild mit den Händen fuchtelte. Es war der AP-Korrespondent Eugene Burns, der sich ebenfalls auf dem Weg zu Kitas Bungalow befand. Nakatsuka hielt an. Er kannte Burns, und die beiden taten sich zuweilen gegenseitig einen Gefallen.
»Ich sehe, du bist mir zuvorgekommen«, sagte Burns. »Kann ich mir einen Weg sparen? Oder ist noch was drin?«
»Geh rauf«, riet ihm Nakatsuka freundschaftlich. »Bin in zehn Minuten mit einer Extraausgabe des >Star Bulletins< zurück. Wollen mal sehen, was er dann sagt!«
Der andere tippte an seinen hellgelben Strohhut. »Okay. Aber-ist denn da oben noch nicht mal jemand vom FBI!«
»Hab' keinen gesehen«, rief Nakatsuka über die Schulter zurück und fuhr weiter.
Burns ging nicht sofort zu Kitas Haus. Unterwegs verschwand er in einer Telefonzelle und rief seinen alten Freund Shivers an, den lokalen FBI-Chef. Aber Shivers hatte noch keine Anweisung, sich mit Kita zu befassen. Er wollte sich persönlich aus der Sache heraushalten. Trotzdem rief er bei der Militärpolizei an und gab dem diensthabenden Offizier den Tip, das japanische Konsulat abzusichern. Für alle Fälle.
Während Nakatsuka in der Redaktion des »Star Bulletins« ein Exemplar des Extrablattes zusammenfaltete und in die Tasche schob, machte sich eine kleine Abteilung Militärpolizei unter der Führung des Leutnants Yoshio Hasegawa auf den Weg zu Kita. Hasegawas Eltern waren aus Japan nach Hawaii eingewandert, aber Hasegawa fühlte sich bereits nicht mehr als Japaner. Er hatte amerikanische Lebensgewohnheiten angenommen, eine amerikanische Erziehung genossen und war nun Soldat in der Militärpolizei der US-Army. Man hatte im amerikanischen Sprachgebrauch einen Spezialausdruck für solche Amerikaner, deren Vorfahren Japaner gewesen waren. Man nannte sie Niseis. Das war nicht gerade ein Schimpfwort. Man wußte, daß die meisten Niseis ge-

fühlsmäßig den Vereinigten Staaten näherstanden als Japan. Auch später erwies es sich, daß junge Niseis, in spezielle Militärabteilungen zusammengefaßt, ausgezeichnete Leistungen im Kampf vollbrachten. Leutnant Hasegawa kam als Amerikaner zum Konsulat Kitas.
Während die Militärpolizisten von den Wagen sprangen, salutierte, der Leutnant höflich vor dem Konsul aus dem Lande seiner Väter. Der diensthabende Offizier hatte ihm genaue Instruktionen mitgegeben, und Hasegawa würde sie korrekt durchführen.
» Sir, ich habe den Auftrag, Ihr Konsulat zu sichern«, meldete er. »Grund dafür ist ein Luftangriff japanischer Streitkräfte auf Pearl Harbor. Es handelt sich um die Eröffnung von Feindseligkeiten ohne vorherige Kriegserklärung. Sie verstehen, daß dieser Sachverhalt gewisse Maßnahmen nötig macht.«
»Ich verstehe«, erwiderte Kita. »Habe ich mich als Gefangener zu betrachten?«
»Vorläufig nicht«, antwortete Hasegawa: »Ich muß Sie ersuchen, das Konsulat nicht zu verlassen und vorläufig keinerlei Anweisungen an Ihre Beamten zu geben. Alles andere wird später entschieden.« Er winkte den Soldaten, und sie besetzten ohne viele Umstände das Grundstück. Ein aufgeregter Wortwechsel lockte Hasegawa in den Garten. Hier waren ein paar japanische Konsulatsbeamte dabei, Akten auf ein bereits brennendes Häufchen von Papieren zu werfen. Hasegawa ließ das Feuer sofort mit Hilfe eines Gartenschlauches löschen und befahl den Beamten, sich ins Haus zurückzuziehen und dort bis auf weiteres zu verbleiben. Die Akten ließ er von seinen Soldaten sicherstellen.
Eugene Burns lief Nakatsuka entgegen, der in diesem Augenblick wieder auf seinem Motorrad angeprescht kam. Er teilte ihm kollegial mit, was vorgefallen war, verschwieg allerdings, daß er es gewesen war, der die Militärpolizei aufmerksam gemacht hatte. Nakatsuka hielt sich nicht lange im Garten auf. Er hatte den Fotografen mitgebracht, der die Aktenbündel fotografierte. Inzwischen begab sich Nakatsuka, gefolgt von Burns, in das Konsulat. Kita saß in der Empfangshalle und trank gelassen Limonade aus einem hohen, angelaufenen Glas. Als Nakatsuka ihm das Extrablatt mit seiner Reportage, dem Kommentar Allens und dem Bild der brennenden »Arizona« unter die Nase hielt, lächelte der Japaner nur und zuckte die Schultern.
»Ich habe keine offizielle Benachrichtigung, daß ein Angriff stattgefunden hat.«
»Vielleicht haben Sie eine inoffizielle Benachrichtigung?« Das kam der Wahrheit sehr nahe. In der Tat war Kita, ebenso wie die Botschaft in

Washington, aus Tokio angewiesen worden, die Dokumente zu vernichten. Aus. dem vorausgegangenen Funkverkehr wußte er auch, daß ein Krieg mit den USA nicht mehr zu umgehen war. Er wußte sogar, daß er noch im Dezember beginnen würde. Aber er kannte weder das Datum des Angriffs noch den Ort, an dem sich die ersten Feindseligkeiten abspielen würden. Insofern konnte er mit harmloser Gelassenheit erklären, er habe keine Ahnung. Doch Nakatsuka gab nicht so schnell auf. Er fragte: »Sie bezweifeln sicher nicht die Zeitungsmeldung?« »Es liegt mir fern, die Wahrheitsliebe amerikanischer Journalisten anzuzweifeln.«
»Wunderschön! Und was denken Sie über den Angriff, von dem hier zu lesen ist? «
»Ich weiß von keinem Angriff.«
»Au!« machte Burns. »Das ist ein harter Fall. Aber ein schönes Interview. Mal was ganz anderes.«
»Ich gebe keine Interviews«, bemerkte Kita würdevoll. Er griff wieder nach dem Limonadenglas.
»Aber Sie glauben nicht, daß wir über Pearl Harbor ein Feuerwerk abbrennen und eigene Schiffe vernichten?«
»Es wäre mir lieb, wenn Sie mich zufrieden ließen«, sagte Kita freundlich. Nakatsuka erkundigte sich ebenso freundlich: »Das heißt sicher, daß Ihnen die Erörterung der Vorgänge in Pearl Harbor unangenehm ist, Sir? «
»Ja«, sagte Kita.
»Das ist ein Wort«, stellte Nakatsuka fest. »Wenn Sie mir jetzt noch sagen, daß Ihnen der ganze Angriff unangenehm ist und Sie es lieber gesehen hätten, wenn er nicht erfolgt wäre, garantiere ich Ihnen eine Schlagzeile, wie Sie sie noch nie im Leben hatten.« Kita erwiderte nur: »Ich kann darauf leider nicht antworten.« Burns meinte gelassen: »Das liest sich gedruckt auch ganz schön, Lawrence.« Er wandte sich an Kita: »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihr Telefon benutze?« Kita hatte nichts dagegen, und der Korrespondent gab seelenruhig seine Meldung an sein Büro durch. Dann hielt er Nakatsuka den Hörer hin. »Telefonier doch dein Interview zu Allen durch. Das geht schneller.«
Aber Nakatsuka hatte etwas anderes entdeckt. Seit einigen Minuten kam es ihm vor, als wäre ein leichter Brandgeruch zu spüren. Mißtrauisch schlich er in die erste Etage. Er hatte sich nicht getäuscht. Aus der schlecht schließenden Tür des Badezimmers drang Rauch. Als Nakatsuka die Tür aufschob, sah er zwei Konsulatsbeamte, die Akten in der Badewanne verbrannten. Er rief Burns zu, den Leutnant zu holen. Er selbst aber sprang in das Badezimmer, stieß die beiden Japaner beiseite und trat auf

die brennenden Papierbündel. Mit seinen Füßen stampfte er die Flammen aus. Als Hasegawa herbeigeeilt kam, blieb ihm nichts weiter zu tun übrig, als sämtliche Konsulatsbeamte in einen großen Raum zu bitten, wo sie unter Bewachung solange verbleiben würden, bis die Lage geklärt war.
Nakatsuka aber lief zum Telefon. Was er zehn Sekunden später Miß McCombs diktierte, gehörte zu den aufregendsten Geschichten, die das »Star Bulletin« seit langem gedruckt hatte. Riley Allen stand schmunzelnd dabei und hörte mit. Sein Blatt war allen anderen zuvorgekommen! Das »Star Bulletin« würde jedem Bewohner der Insel genau sagen können, was vorgefallen war. Dieser Lawrence Nakatsuka war schon ein findiger Bursche!
Miß McCombs hatte den Hörer kaum aufgelegt, als es bereits wieder klingelte. Diesmal war es ein aufgeregter Hafenpolizist, der Riley Allen aufforderte, sofort seine Zeitungsjungen zurückzurufen, die während des noch andauernden Angriffs im Hafen bereits Extrablätter des »Star Bulletins« verkauften. Wütend nahm Allen seiner Sekretärin den Hörer aus der Hand und rief in die Sprechmuschel: »Hör mal, du Plattfuß! Du hast wohl noch nicht gemerkt, daß wir Krieg haben, wie? In Pearl Harbor werden jetzt wohl schon tausend Mann tot sein. Und da willst du, daß ich meine Jungen zurückrufe, die den Leuten ein >Star Bulletin< verkaufen, aus dem sie endlich mal erfahren können, wer sie da eigentlich aus heiterem Himmel mit Bomben beschmeißt?«
Der Polizist protestierte schwach: »Aber hier wird geschossen. Und es kann sein, daß die Zeitungsjungen was abkriegen...«
»Dann kriegen sie eben was ab!« brüllte Allen zurück. »Dann wird das >Star Bulletin< ein paar Helden haben! Du weißt gar nicht, daß es ein Reporter von meiner Zeitung war, der eben mitgeholfen hat, den japanischen Konsul zu verhaften, wie? Er hat verhindert, daß der Japs geheime Dokumente verbrannte. Während die Polizei schläft! Oder ein paar Zeitungsjungen belästigt! In zwei Stunden kannst du das gedruckt lesen. Und jetzt nimm Deckung! Und laß meine Jungen in Ruhe. Sonst werde ich dich in meiner nächsten Ausgabe so unsterblich blamieren, daß sie dich nicht mal mehr als Nachtwächter im Tanzpalast von Mary Sellers anstellen! «
Er warf den Hörer auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dies war ein Tag, wie er ihn sich immer gewünscht hatte. Die Hölle war losgebrochen, und das »Star Bulletin« war dabei!
Im Nebenzimmer trafen nach und nach die Reporter ein. Allen schickte sie quer über die ganze Insel zu allen wichtigen Objekten. In spätestens zwei Stunden würde er einen Überblick haben, was auf Oahu vorgegangen war.

»Haut ab, Jungens!« rief er den Reportern zu. »Steckt die Nase in alle Dinge. Laßt euch nicht abweisen! Heute machen wir unser Blatt so berühmt wie die >Life<! Wir drucken eine Nummer nach der anderen, bis es kein Papier mehr gibt. Los jetzt, stürzt euch auf die Insel!«

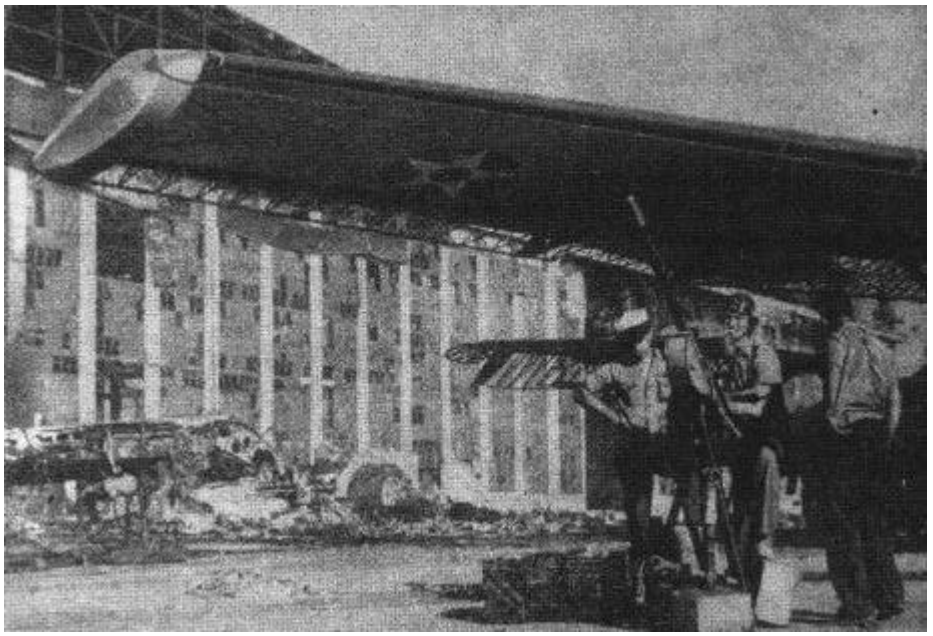
Nach dem Sturm

Auch nachdem sich das Motorengebrumm der japanischen Flugzeuge entfernt hatte und keine Bomben mehr fielen, trat auf der Insel zunächst noch keine Ruhe ein. Überall bellten Geschütze und Maschinengewehre. Im Hafen rissen die dumpfen Explosionen nicht ab. Auf den getroffenen Schiffen wüteten Brände, die nicht so leicht einzudämmen waren. Tonnen von Öl waren ausgelaufen, hatten sich in das Hafenbecken und in die Docks ergossen. Die Flammen züngelten hoch. Feuer und Rauch erschwerten die Rettungsarbeiten. Überall im Wasser trieben Seeleute, die verzweifelt nach Hilfe schrien. Die brennende Ölschicht auf dem Wasser tötete viele, bevor sie gerettet werden konnten. Andere wieder waren in den zerschmetterten Wracks der Schiffe eingeschlossen. Kesselexplosionen hatten die Ausgänge nach den Decks zerstört. Nun gaben die Eingeschlossenen, oft durch brennendes Öl und kochendes Wasser verletzt, verzweifelte Klopfsignale, in der Hoffnung, daß jemand sie hörte. An verschiedenen Stellen arbeiteten Kolonnen mit Schweißbrennern, die die mehrere Zentimeter starken Panzerplatten aufschweißten. Auch an Land waren die Schäden unübersehbar. Die Startpisten der Flugplätze wurden von Wracks ausgebrannter Flugzeuge gesäumt, die das Maschinengewehrfeuer der japanischen Zeros zerstört hatte. Hallen und Treibstofflager standen in Flammen. Ein großer Teil der Kasernenanlagen von Schofield und Shafter war zerstört.

Aus den bombardierten Kasernen rückten Truppen aus, um behelfsmäßige Stellungen in der Nähe der Küste zu beziehen. Nervosität bemächtigte sich der Militärstäbe. Von überallher tauchten Meldungen auf, die Japaner griffen emeut an, daß sie Truppen landeten und Fallschirmspringer absetzten.

Keines dieser Gerüchte war auch nur annähernd wahr. Trotzdem trug die Ungewißheit in der ersten Zeit nach dem Überfall dazu bei, über die weitere Entwicklung des japanischen Angriffs die wildesten Vermutungen aufzustellen. Man sah Gespenster. Zuerst verbreitete sich die Meldung, daß die Japaner in der Nähe des Diamond Head landeten. Der Funker eines Schiffes wollte die Meldung aufgefangen haben, japanische Truppen hätten bereits den Strand von Waikiki besetzt. Andere wiederum behaupteten, die Landungstruppen der Japaner gingen im Norden der Insel an Land. Die gesamte Nordküste sollte schon besetzt sein.

Angriffe

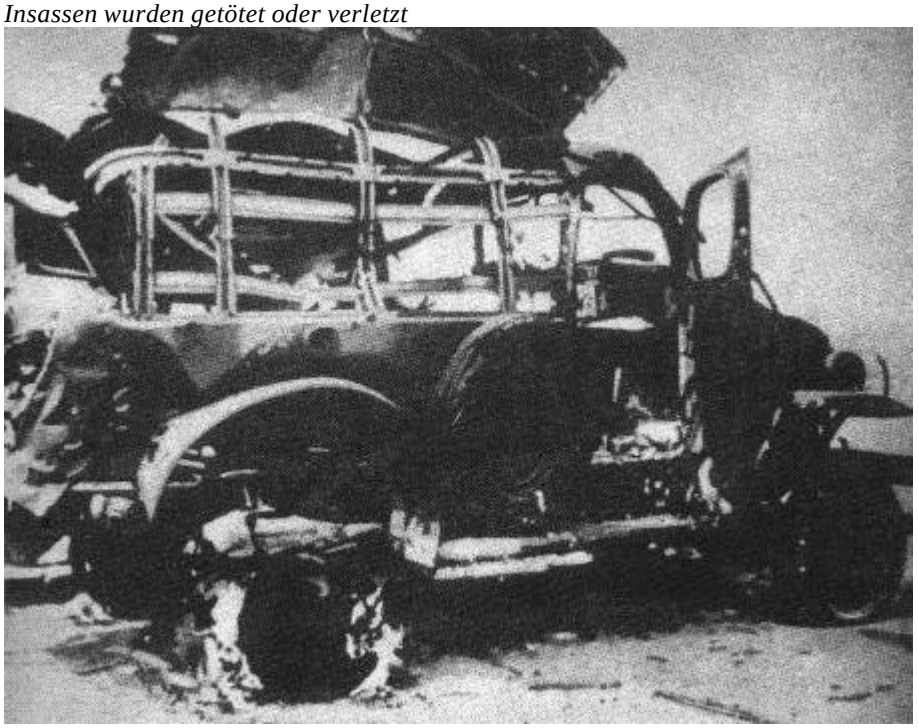


Ein zerstörter Hangar im Hickan Field. Davor haben Soldaten unter der Tragfläche eines zerstörten Flugzeuges ein Flak-MG aufgestellt

auf Schofield und Wheeler Field wurden vorausgesagt. Dazu kam das Gerücht auf, japanische Fallschirmspringer wären im Nordwesten gelandet, am Strand von Kanakuli, im Manoa Tal. Sogar Einzelheiten flüsterte man sich zu : Die Japaner trügen das Zeichen mit der aufgehenden Sonne auf den Uniformen. Ihr Bajonette glichen Sägen. Sie machten keine Gefangenen.
Panik ergriff die Angehörigen der Soldaten. Mütter brachten ihre Kinder in Verstecke, griffen zu Jagdgewehren und Küchenmessern, um sich der Eindringlinge zu erwehren. Niemand traute sich Wasser zu trinken, da es hieß, die Japaner hätten das Hauptreservoir besetzt und den Wasservorrat vergiftet.
Der zweiundsiebzigjährige Gouverneur von Hawaii, Joseph E. Poindexter, hatte bisher nichts getan, mit Hilfe seines Verwaltungsapparates ein wenig Ordnung in das allgemeine Chaos zu bringen. Erst um elf Uhr fünfzehn entschloß er sich, den Ausnahmezustand über die Insel Oahu zu verhängen. Er begab sich zum Sender KGU. Auf dem Wege dorthin explodierte kurz vor seinem Auto eine verirrte Flakgranate, eine zweite

barst in unmittelbarer Nähe, während er gerade ausstieg. So zitterte der alte Mann erheblich, als er seine kurze Ansprache über den Rundfunksender hielt. Sein Tonfall trug keinesfalls dazu bei, das Selbstbewußtsein der Hörer zu heben. Noch während er sprach, klingelte im Schaltraum der Station das Telefon. General Short rief an und verbat sich energisch jegliche Benutzung des Senders. Es würde mit einem weiteren Angriff der Japaner gerechnet, und durch die Sendungen von KGU könnten die anfliegenden Flugzeuge ihren Kurs sehr gut bestimmen. Gouverneur Poindexter hatte gerade seine kurze Ansprache beendet, als zwei Militärpolizisten in den Senderaum eindrangen und den alten Mann höflich, aber bestimmt aufforderten, sich zu entfernen. Er erschrak. Die Polizisten beruhigten ihn, es handele sich nur um eine Sicherheitsmaßnahme. Sie brachten Poindexter zu seinem Wagen, der ihn schnell zu seiner Wohnung zurückfuhr. Die Militärbehörden hatten das Kommando auf der Insel.

Auf einer Ausflugsfahrt befand sich dieser Armeebus, als Tiefflieger ihn angriffen. Die Insassen wurden getötet oder verletzt



Am Rande der Zuckerrohrfelder wurde von einer Armeepatrouille ein halbes Dutzend japanischer Arbeiter erschossen, die gerade mit geschulterten Schneidemessern aus den Feldern kamen. Sie wußten noch nichts von einem Angriff, hatten nur die Explosionen gehört und wollten nachsehen, was eigentlich vorging. Die Patrouille schoß, ohne zu fragen. Erst später stellte sich heraus, daß es sich um in Hawaii ansässige Japaner gehandelt hatte.

Eine japanische Familie, die sich während der Bombardierung in ein Wäldchen geflüchtet hatte, trat wieder auf die Straße, als es ruhiger geworden war. Da kam von einem Depot bei den Schofield-Kasernen ein Lastwagen mit Infanteristen. Die Soldaten sahen im Vorbeifahren die Gesichter der Japaner und ließen den Wagen anhalten. Mit entsicherten Gewehren stellten sie die Familie am Straßenrand auf. Man hielt sie für Saboteure, die von einem Flugzeug abgesprungen wären. Es nutzte auch dem Familienoberhaupt, dem Besitzer einer Wäscherei, nichts, daß er versicherte, er lebe seit dreißig Jahren auf Oahu und habe keine Ahnung, wer wen angegriffen habe. Der Sergeant, der das Kommando anführte, hatte bereits entschieden, daß die Leute standrechtlich erschossen würden, und zwar sofort, als ein Offizier in einem Jeep auftauchte und anordnete, die Leute wären zuerst nach Fort Shafter zu bringen, wo Untersuchungen eingeleitet würden. Das rettete der Familie das Leben.

Es war in dieser Atmosphäre der Unsicherheit und Panik, als im Stabe des Admirals Kimmel die Warnung von Generalstabschef Marshall aus Washington eintraf. Sie hatte eine lange Reise hinter sich, und bis vor wenigen Minuten war es noch absolut unsicher gewesen, ob sie Kimmel jemals erreichte.

Tadao Fuchikami, Telegrammzusteller des Telegrafenamtes, war ein Sohn japanischer Eltern, die ebenfalls schon auf Oahu geboren worden waren. Er fühlte sich nicht mehr als Japaner, und für ihn war es eine Selbstverständlichkeit, im Falle eines Ausnahmezustandes auf der Seite der Leute zu stehen, in deren Land er lebte. An diesem Morgen erschien er um sieben Uhr dreißig zum Dienst. Er trieb sich eine Weile im Gebäude herum,' begrüßte einige Telefonistinnen und las eine Sportzeitung, bevor er sich daranmachte, seine Mappe mit den nachts eingelaufenen Telegrammen zu füllen. Fuchikami war in Khaki gekleidet. Er trug eine Schirmmütze mit goldener Borte. Auf seinem Motorrad sah er beinahe wie ein Offizier aus. Ein Offizier mit Schlitzaugen.

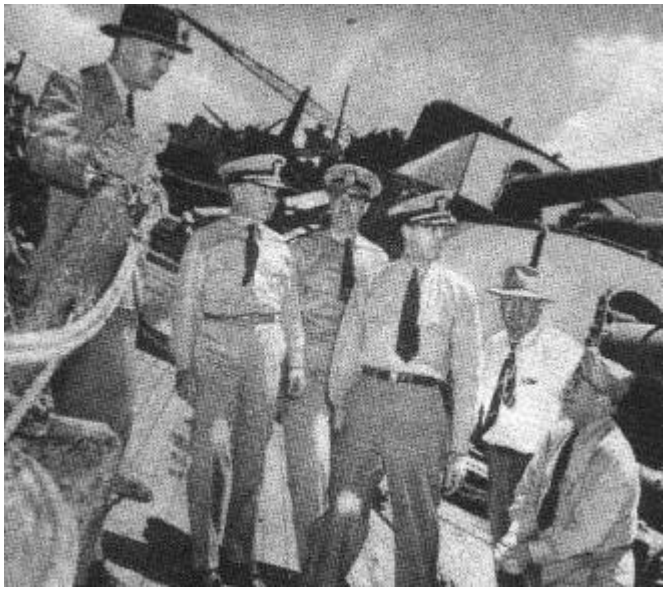
Fuchikami befuhr an diesem Vormittag den Distrikt Kalihi, in dem auch Fort Shafter lag. Bevor er aufbrach, ordnete er die Telegramme und legte sich eine Route zurecht. Er fuhr ab, bevor er genau erfahren konnte, was

die Schießerei und das Grollen der Explosionen im Hafen zu bedeuten hatten. Zunächst lieferte er einige Privattelegramme ab, dann war ein brauner Umschlag an der Reihe, der keinen Dringlichkeitsvermerk oder irgendeine andere Beschriftung trug, lediglich die Adresse »Kommandierender General«. Während er seine Telegramme ablieferte, wurde ihm aus Gesprächen mit den Empfängern klar, daß Japan einen Fliegerangriff auf Pearl Harbor führte. Aber Fuchikami ließ sich davon nicht
- beeindrucken. Ihm war eine Arbeit aufgetragen worden, und die würde er erledigen, ganz gleich, ob es einen Angriff gab oder nicht. Er erhöhte das Tempo etwas, mit dem er durch die Straßen flitzte. Aber heute gab es keine Polizisten, die ihn anhielten. Kurz vor Fort Shafter endete seine Fahrt plötzlich. Eine Kette Militärpolizisten hielt ihn auf. Man überzeugte sich schnell, daß er ein ordentlicher Briefträger war, und ließ ihn passieren. Aber der Sergeant der Militärpolizei hob warnend den Zeigefinger und sagte: »Laß dich lieber nicht so viel auf der Straße blicken, Junge. Du siehst in deiner Postuniform aus wie ein Japs, der mit dem Fallschirm abgesprungen ist.«
Fuchikami fühlte sich nach diesem Hinweis nicht mehr recht sicher. Auf der Middle Street hätte es ihn auch um Haaresbreite erwischt. Ein Trüppchen der Zivilgarde, einer aus bewaffneten Bürgern bestehenden Organisation, die in Ausnahmesituationen für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sorgen sollte, stand am Straßenrand und ging sofort in Deckung, als der schlitzäugige Motorradfahrer auf sie zufuhr. Ein halbes Dutzend Schüsse knallten, von denen zum Glück keiner traf. Fuchikami sprang wütend von seinem Motorrad und fluchte im waschechtesten Amerikanisch die Zivilgardisten an: »He, ihr verschlafenen Hurensöhne, könnt ihr nicht aufpassen? Ich habe ein Telegramm für den Kommandierenden General, und wenn ihr nicht aufhört zu schießen, hole ich eine Kompanie Militärpolizei, die reißt euch eure gottverdammten Ärsche auf!« Die ziemlich ordinäre Sprache des jungen Mannes veranlaßte die Zivilgardisten, genauer hinzusehen. Sie überzeugten sich davon, daß Fuchikami kein Fallschirmspringer war, und ließen ihn passieren.
Am Tor von Fort Shafter hatte Fuchikami keine Schwierigkeiten mehr. Dort kannte man ihn. Aber auch dort rief ihm der Posten zu: »Geh lieber auf Tauchstation, Sohn! Sonst hält dich jemand für Tojo persönlich und macht ein Sieb aus dir! «
Fuchikami befolgte diesen Rat, nachdem er das Telegramm abgeliefert hatte. Er fuhr auf Umwegen zum Telegrafenamt zurück und sortierte für den Rest des Tages Briefe.General Short öffnete den braunen Umschlag und las das Telegramm

mit verkniffenem Gesicht. Es war von General Marshall in Washington um zwölf Uhr eins Washingtoner Zeit an das Army Signal Center zur Übermittlung nach Oahu gegeben worden. Das entsprach etwa sechs Uhr dreißig der Ortszeit.
Im Telegrafenamt von Honolulu war es um sieben Uhr dreiunddreißig empfangen worden, genau zweiundzwanzig Minuten bevor der erste japanische Bomber über dem Hafen erschienen war.
General Short ließ eine Kopie davon anfertigen, die er sofort an Admiral Kimmel abgehen ließ. Das Original legte er ab. Zu seinem Adjutanten bemerkte er, daß diese Warnung leider zu spät gekommen sei. In der Tat hätte der amerikanische Generalstab aus den bereits entzifferten japanischen Geheimbotschaften und den ihm zur Verfügung stehenden Meldungen über Truppen- und Schiffsbewegungen unschwer voraussagen können, daß die Japaner zum bewaffneten Überfall rüsteten. Eine Alarmierung der Japan am nächsten liegenden Stützpunkte der USA, besonders aber des so leicht verwundbaren Flottenstützpunkts von Pearl Harbor, hätte bereits Tage oder Wochen zuvor durchgeführt werden müssen. Die Gründe, weshalb das nicht geschah und statt dessen nur ein allgemeiner Hinweis an die USA-Stützpunkte erging, waren nicht nur militärischer Natur. Die politische Situation in den USA muß in entscheidendem Maße dafür verantwortlich gemacht werden, daß die Verteidigungsmaßnahmen derart unzulänglich waren.
Admiral Kimmel hatte, als ihn das nutzlose Telegramm Marshalls erreichte, bereits andere Sorgen. Er versuchte, die Verfolgung der Japaner zu organisieren. Hierbei beging er wiederum einen schwerwiegenden Fehler. Er wußte um das neuinstallierte Radarsystem, nutzte es aber nicht aus. Die Station Opana hatte die anfliegenden Maschinen der Japaner geortet. Inzwischen war die Station wieder besetzt und arbeitete. Sie beobachtete auch die abfliegenden Japaner, aber in der Auswertungszentrale gab man nichts auf diese Meldungen. Auch Kimmel hielt sie nicht für fehlerfrei. Man legt in Amerika zwar großen Wert auf moderne technische Einrichtungen, man vergöttert sie zuweilen geradezu, in diesem Falle aber mißachtete man das Radargerät, ein Gerät, das im weiteren Verlauf des zweiten Weltkrieges noch oft genug seine vielfältigen Möglichkeiten beweisen sollte. Admiral Kimmel wollte sich nur auf die Aufklärungsergebnisse von Flugzeugen verlassen, die er ausschickte. Das fiel ihm zunächst nicht leicht, denn die Mehrzahl der noch vorhandenen Flugzeuge war beschädigt. Nach und nach gelang es aber doch, einige Maschinen flottzumachen, die die Suche aufnahmen.
Da starteten zunächst ein paar alte PBY-Flugboote von der Ford-Insel.

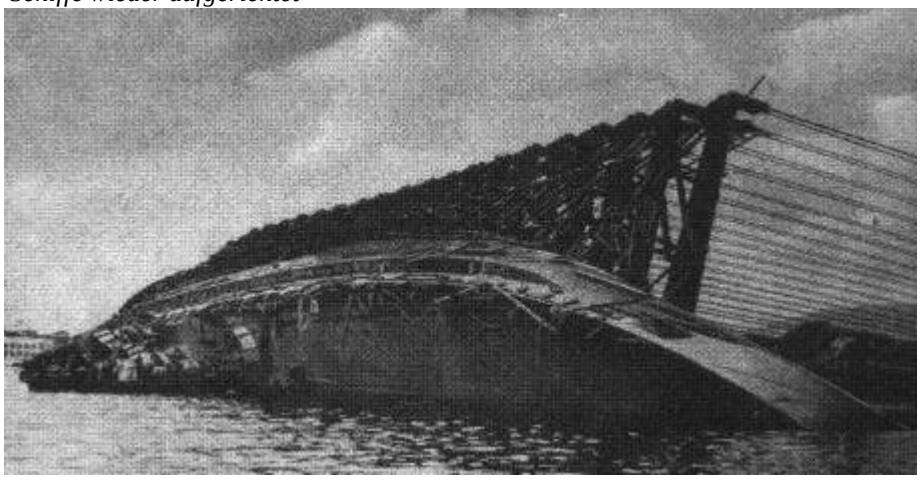
Man hatte sie selbst beim Sabotagealarm nicht aus den Hangars geschoben, weil sie hoffnungslos veraltet waren und man sie nur noch als Postmaschinen, zum Transport von Material oder zum Ziehen von Luftsäcken benutzte. Die Flugboote waren unbewaffnet. Man gab den Besatzungen Karabiner mit. Die alten, schwerfälligen Maschinen fanden bei ihrer Suche keine japanischen Schiffe. Insofern war ihre Mission erfolglos. Aber immerhin konnten sie mit Sicherheit feststellen, daß der japanische Angriffsverband nicht unmittelbar vor Oahu auf der Lauer lag und eine Landung vorbereitete. Diese Nachricht hätte die Zivilbevölkerung beruhigen können, aber sie wurde nicht bekanntgegeben. Die Gerüchte florierten weiter.
Ein Küstenwachboot behauptete, die japanische Flotte stünde vor Barbers Point. Von den B-17, die aus San Franzisko eingetroffen waren und den Angriff überstanden hatten, wurden zwei einsatzbereit gemacht. Sie suchten die Gegend um Barbers Point ab, fanden aber nichts. Als nächste Gruppe wurde der Rest der Maschinen ausgeschickt, die von der »Enterprise« gekommen waren. In aller Eile wurden sie startklar gemacht, mit je einer Bombe beladen und mit Munition versehen. Auf das Drängen einiger B-17-Flieger, die beobachtet hatten, wie sich die japanischen Angreifer in nördlicher Richtung zurückgezogen hatten, flogen die »Enterprise«-Maschinen nach Norden. Sie kamen auf ihrer Suche bis über die Stelle, von der aus der japanische Angriffsverband gestartet war, aber natürlich war von den Schiffen nichts mehr zu sehen.
Auch einige unbeschädigt gebliebene Zerstörer beteiligten sich an der Suche. Beinahe hätte es deswegen noch ein folgenschweres Gefecht gegeben, weil nämlich Beobachtungsflugzeuge der »Enterprise« die suchenden Zerstörer sichteten und für japanische Fahrzeuge hielten. Sie benachrichtigten sofort den Flugzeugträger, aber dieser wich schließlich doch einem Seegefecht aus, und bei einem späteren Flug wurden die Zerstörer als eigene Fahrzeuge identifiziert.

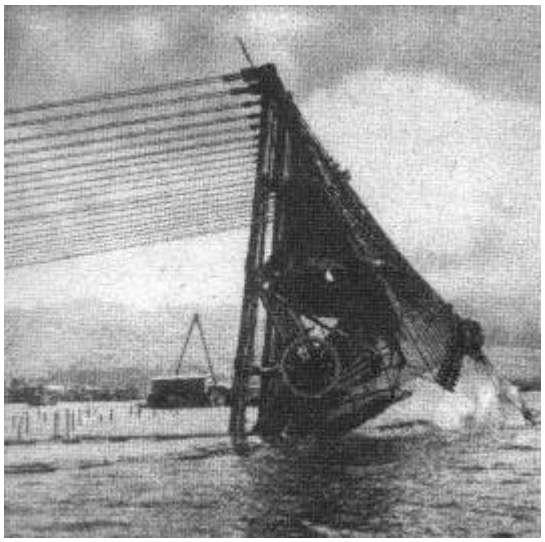
Die Brandstellen schwelten noch, als man auf Oahu begann, das Ausmaß des Schadens zu untersuchen, den der Überraschungsangriff der Japaner angerichtet hatte. Es würde Tage dauern, bis man alles übersehen konnte. Immerhin mußte man eine vorläufige Bilanz ziehen. Admiral Kimmel begriff bald, daß der Pazifikflotte ein lähmender Schlag versetzt worden war. Von den Schlachtschiffen war keines einsatzfähig. Die »Arizona« war explodiert und ausgebrannt. Die »Oklahoma« war gekentert. Sie saß mit ihren von den Bomben zerschmetterten Aufbauten im Schlamm des Hafenbeckens fest. Die »West Virginia« lag auf Grund. Die »California«



Auf dem noch immer stark geneigten Deck der »Oklahoma« stehen während der Bergungsarbeiten Mitglieder einer Untersuchungskommission aus den USA. Die Regierung schickte hohe Miliitärs nach Pearl Harbor, um das Ausmaß der Schäden festzustellen und die Bergung der Schiffe zu beschleunigen

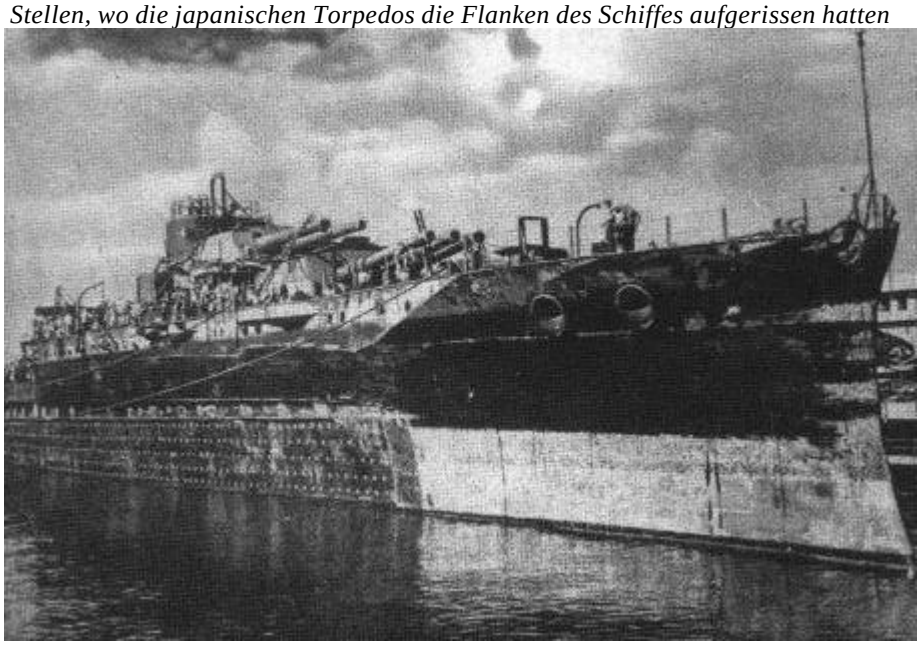
Mit Hilfe eines Systems von Stahlkabeln und Elektromotoren wurden gekenterte, Schiffe wieder aufgerichtet





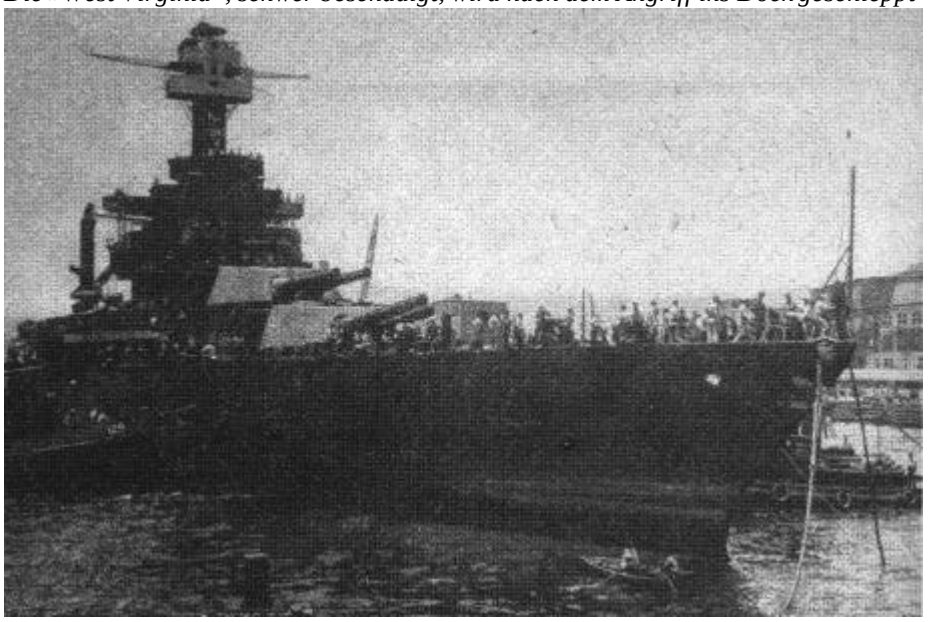
Die »Oklahoma «machte bei der Bergung die meisten Schwierigkeiten. Sie lag mit den Deckaufbauten im Hafenschlamm. Es dauerte lange, bis sie mit Hilfe von Stahltrossen und Zugmaschinen wieder aufgerichtet werden konnte

So sah die »Oklahoma« aus, als sie wieder schwamm. Die Masten und ein Teil der Aufbauten fehlten. In der Bordwand waren neue Stahlplatten eingenietet, an den Stellen, wo die japanischen Torpedos die Flanken des Schiffes aufgerissen hatten



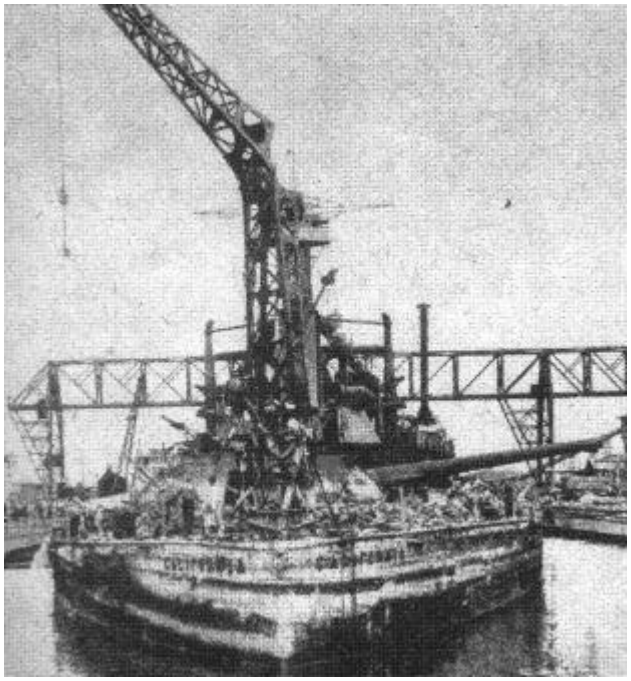
war ebenfalls nach einer Reihe schwerer Treffer gesunken. Die »Nevada« war bei ihrem verzweifelten Versuch, den Hafen zu verlassen, auf Grund geraten. Das alte Zielschiff »Utah« lag kieloben im Hafenwasser. Die Beschädigungen auf der »Pennsylvania«, der »Maryland« und der »Tennessee« waren ebenfalls so schwer, daß sich längere Reparaturzeiten im Dock nötig machten.
Die Zerstörer »Downer« und »Cassin« waren von Bränden verwüstet, die »Shaw« war auseinandergebrochen. Die leichten Kreuzer »Helena«, »Honolulu« und »Raleigh« wiesen ebenfalls umfangreiche Zerstörungen auf, die ihren Einsatz auf lange Zeit unmöglich machten. Die »Curtiss« und die »Vestal« lagen mit zerschlagenen Aufbauten und aufgerissenen Planken auf Grund. Mit wenigen Ausnahmen wurden diese Schiffe in den kommenden Monaten wieder repariert und seetüchtig gemacht, aber darüber verging kostbare Zeit, die Japan für seinen Eroberungszug im Südpazifik und in Südostasien nutzte. Und in dieser entscheidenden Phase konnte die amerikanische Pazifikflotte nichts gegen die vordringenden japanischen Streitkräfte unternehmen. Es gelang den amerika-

Die »West Virginia«, schwer beschädigt, wird nach dem Angriff ins Dock geschleppt



nischen Streitkräften auch nicht, die unmittelbar auf Pearl Harbor folgenden Angriffsoperationen der Japaner gegen weitere amerikanische Stützpunkte zu stören. Die Japaner schlugen gegen Wake, Guam und die Gilbert-Inseln los. Sie eroberten die Philippinen, Singapore, Malaya, Niederländisch-Indien und andere Gebiete. All das geschah, ohne daß Amerikas Flotte Japan dabei ernstlich stören konnte. Japans Ziel, das es sich mit dem Angriff auf Pearl Harbor gestellt hatte, war erreicht.
Zu den Schäden auf den Schiffen kamen die Verwüstungen an Land. An Menschen verlor die amerikanische Marine 2008 Tote, 710 wurden verwundet. Das Marinekorps - so wurde die Marineinfanterie bezeichnet, eine im Landkampf ausgebildete Truppe, die meist von Wasserfahrzeugen an ihren Einsatzort gebracht wurde - verlor 109 Tote und 69 Verwundete. Die Armee hatte 218 Tote zu beklagen, dazu kamen 364 Verwundete. 68 Zivilisten wurden getötet, 35 verwundet.
Die in der Stadt Honolulu und Umgebung explodierten Flakgranaten verursachten neben Menschenverlusten einen Gesamtschaden in Höhe von etwa 500000 Dollar.
Zu den 18 Schiffen, die versenkt oder schwer beschädigt im Hafen von

Wochen später war es gelungen, die »California« zu heben. Hier wird sie ins Trockendock geschleppt. An Bord Hunderte von Sandsäcken, um das Schiff vor dem Kentern zu bewahren



Pearl Harbor lagen, kamen die Materialverluste in den Verteidigungseinrichtungen an Land. 188 Flugzeuge der Armee und der Marine waren völlig zerstört. Weitere 128 Armee- und 31 Marineflugzeuge waren schwer beschädigt und einsatzunfähig. Die Flugplätze von Kaneohe und Ewa waren völlig zerstört.

Verglichen mit den japanischen Verlusten von 29 Flugzeugen und 55 Besatzungsmitgliedern, war dies ein leicht errungener Erfolg. Selbst der Umstand, daß von den fünf Kleinst-U-Booten keines zurückkehrte und ein U-Kreuzer der Japaner während der Aktion verlorengegangen war, änderte daran nichts.

Die Bilanz war erschreckend. Admiral Kimmel, der die Pflicht hatte, Washington Meldung zu erstatten, war sich darüber klar, daß man ihn zur Verantwortung ziehen würde. Aber er war sich keiner Schuld bewußt und sagte das auch später vor einem Untersuchungsausschuß des Kongresses. Er führte die Katastrophe auf mangelnde Informationen und auf das Versagen höherer Kommandostellen zurück, teilweise auch auf die unzulängliche Ausrüstung und Bewaffnung des Stützpunktes Pearl Harbor.

Der Schlag, der Pearl Harbor getroffen hatte, erregte die ganze amerikanische Nation. Das Volk verlangte Aufklärung, wieso dies alles hatte geschehen können. Es erhielt diese Aufklärung nie, sondern wurde durch einen langwierigen Prozeß von Untersuchungen getäuscht und hingehalten, bis Pearl Harbor schließlich über neuen Ereignissen in Vergessenheit geraten war. Die wahren Gründe, weshalb Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 schutzlos dem japanischen Angriff ausgeliefert war, erfuhr der amerikanische Durchschnittsbürger niemals.

Die herrschende Klasse hatte diesen Angriff und seine verheerenden Folgen selbst verschuldet. Eine jahrelange Beschwichtigungspolitik gegenüber Japan, ein heimliches Paktieren, mit dem Ziel, Japan gegen die Sowjetunion zu hetzen, bis sich Japan schließlich aus taktischen Gründen entschloß, den ersten Schlag gegen die USA zu führen, waren Pearl Harbor vorausgegangen. Die amerikanische Bevölkerung über diese wahren Zusammenhänge aufzuklären, unterließ die herrschende Klasse der USA. Sie hätte dabei ihre eigene Maske fallenlassen müssen.

Die Isolationisten, die zuvor nicht laut genug hatten schreien können, schwiegen jetzt. Ihnen waren durch den Überfall der Japaner die Argumente weggeschwommen. Weder General Marshall noch andere hohe Stabsoffiziere, denen die Organisierung der Verteidigungsbereitschaft der amerikanischen Streitkräfte oblag, wurden jemals zur Verantwortung gezogen, daß sie es aus Nachlässigkeit und sträflicher Überheblich-

keit versäumt hatten, den vielen Warnungen Maßnahmen folgen zulassen, die solche Stützpunkte wie Pearl Harbor gegen einen Überraschungsangriff sicherten.
Diese Zusammenhänge können aber keineswegs die bodenlose Infamie des militaristischen Japans verkleinern, das sich skrupellos und ohne Kriegserklärung auf ein anderes Land stürzte. Die Geschichte hat darüber ihr Urteil gesprochen.

Fähnrich Sakamaki gibt auf

Am Nachmittag und Abend des verhängnisvollen Sonntags nahm die Verteidigung der Insel Oahu langsam präzisere Formen an. Die Stäbe hatten sich von dem Schock des morgendlichen Angriffs soweit erholt, daß sie systematisch Maßnahmen zu planen und auszuführen begannen. Der Angriff war nicht fortgesetzt worden. Die Aufklärung hatte ergeben, daß vorläufig keine akute Gefahr mehr bestand. Nirgendwo war eine japanische Landungsflotte gesichtet worden. Selbst wenn die Japaner einen weiteren Angriff, vielleicht sogar eine Landung vorbereiteten, würde bis zur Ausführung dieses Planes noch einige Zeit vergehen. Die Militärs auf der Insel nutzten diese Pause und richteten sich, so gut es ging, auf die Verteidigung ein.
Die meisten Einheiten der Armee befanden sich bereits in schnell ausgehobenen Stellungen an den Küsten. Geschützstellungen waren angelegt worden. Infanteriegeschütze richteten ihre Rohre auf das Meer. Infanteristen strengten ihre Augen an, um eine sich nähernde Landungsflotte zu entdecken. Das System der Fliegerabwehr war einigermaßen geordnet worden. Die meisten noch seetüchtigen Schiffe befanden sich auf Patrouillenfahrt in den Gewässern um die Insel. Was es noch an einsatzfähigen Flugzeugen gab, flog Aufklärungseinsätze über dem Meer.
Zu den Maschinen, die einen solchen Auftrag erhalten hatten, gehörten auch sechs Flugzeuge, die am Morgen von der »Enterprise« gestartet und während des japanischen Angriffs auf Oahu gelandet waren.
Trotz dieser Maßnahmen war die Atmosphäre auf der Insel auch weiterhin gespannt. Jeder sah in jedem einen japanischen Angreifer. Die Nachrichtenverbindungen waren lückenhaft. Es gab noch immer kein einheitliches System bei der Erteilung von Feuerbefehlen. Das führte zu tragischen Vorfällen, die einer Anzahl Soldaten und Zivilisten das Leben kosteten.
So wurde beispielsweise gegen Abend von einem Patrouillenflugzeug ein Sampan gesichtet, der vom Meer auf die, Insel zuhielt. Es war das Fischerboot des auf Oahu lebenden Japaners Sutematsu Kida. Er war mit drei Brüdern auf dem Meer zum Fang gewesen und ahnte nicht, was sich während des Tages in Pearl Harbor abgespielt hatte. Als das Patrouillenflugboot den Sampan anflog, stellten sich die Japaner an Bord und winkten. Das Flugboot zog einen Kreis und eröffnete das Feuer. Der Pilot

hatte im Vorbeifliegen erkannt, daß die Leute auf dem Sampan Japaner waren. Nach zwei Anflügen waren alle vier Fischer getötet. Das Boot ging unter.
Für die Flieger von der »Enterprise« endete der Tag ebenfalls tragisch. Nachdem bereits am Morgen die Hälfte aller Maschinen der »Enterprise« abgeschossen worden war, ereilte nun auch die letzten sechs ihr Schicksal.
Leutnant Fritz Hebel, einer der besten Piloten der »Enterprise«, führte die sechs Maschinen auf einem abendlichen Suchflug an. Gegen neunzehn Uhr dreißig kehrten sie zur Ford-Insel zurück, um hier zu landen. Sie waren auf ihrem Flug bis zu der immer noch draußen auf dem Meer kreuzenden »Enterprise« gekommen, hatten aber den Befehl erhalten, nach Oahu zurückzukehren und sich dort zur Verfügung zu halten.
Vorschriftsmäßig bat Leutnant Hebel den Kontrollturm auf der Ford Insel um Landeerlaubnis. Er bekam die Antwort »Schalten Sie die Positionslichter an, kurven Sie über dem Feld, wir dirigieren jede Maschine einzeln.«
Die Landung auf dem Trümmerfeld war nicht einfach, Hebel wußte das. Er verfuhr nach den Anweisungen und schwebte auf die von Trümmern übersäte Rollbahn zu. In diesem Augenblick begann irgendwo am Rande des Flugplatzes ein Maschinengewehr auf ihn zu schießen. Niemand hatte den Feuerbefehl gegeben, aber niemand hatte auch die Infanteristen benachrichtigt, daß eigene Flugzeuge im Anflug waren. Sofort schlossen sich einige andere Maschinengewehre dem Beispiel des ersten an. Eine Panik brach aus. Selbst im Hafen sprangen die Mannschaften an die Flugzeugabwehrmaschinengewehre und schossen auf die Flugzeuge. Vom Kontrollturm auf der Ford-Insel eilte ein Offizier verzweifelt zum Kommandostand der Infanterie und schrie: »Hört auf zu schießen! Das sind unsere Maschinen! «
Aber es war zu spät. Von überallher schoß man auf die Flugzeuge. Leutnant Hebel rief erschrocken in sein Funksprechgerät: »Was zum Teufel ist los?« Niemand antwortete ihm.
Einer der Piloten war so geistesgegenwärtig, im Sturzflug auf einen Scheinwerfer der Infanterie herabzustoßen und ihn außer Betrieb zu setzen. Das ermöglichte den anderen Maschinen, im Schutze der Dunkelheit wieder Höhe zu gewinnen. Trotzdem blieb das Feuer nicht ohne Folgen. Die Maschine des Fähnrichs Menges wurde getroffen und stürzte auf ein Restaurant in Pearl City. Ebenfalls am Rande von Pearl City stürzte die Maschine des Piloten Allen ab. Allen konnte noch mit dem Fallschirm aussteigen, aber während er zu Boden schwebte, wurde er durch Gewehrschüsse getötet.

Leutnant Hebel flog nach Wheeler Field und versuchte dort zu landen. Aber das Fahrwerk seiner Maschine war durch die Schüsse beschädigt worden. Das Flugzeug überschlug sich beim Landen. Hebel kam dabei um. Der einzige, dem es gelang, auf der Ford-Insel zu landen, war Fähnrich Gayle Herman. Fähnrich Flynn überlebte ebenfalls den Flug. Er holte aus seiner schon beschädigten Maschine das Letzte heraus, schaffte es bis Barbers Point, wo er sich nicht damit aufhielt, eine Landung zu versuchen, sondern absprang und wohlbehalten mit seinem Fallschirm an der Küste landete. Der dritte Pilot, der landen konnte, war jener, der den Scheinwerfer angeflogen hatte. Er ging auf einer Wiese am Strand nieder und konnte wohlbehalten den nächsten Armeeposten erreichen.

Selbst am späten Abend war noch nicht gesichert, daß sich solche Vorfälle nicht wiederholten. General Short versuchte verzweifelt, die Verteidigung der Insel unter ein einheitliches Kommando zu bekommen, aber das erwies sich als ein Unternehmen, wofür Tage notwendig sein würden. Short hatte einen neuen Befehlsstand bezogen. Er lag in einer Höhe am Krater Aliamanu, westlich von Fort Shafter. Nach und nach trafen hier die Nachrichtenleute ein. Vorräte wurden herangeschafft. Aber trotz aller Geschäftigkeit war die Verteidigung der Insel Oahu immer noch lückenhaft und uneinheitlich. Wenn die Japaner tatsächlich die Absicht gehabt hätten, in diesen Stunden Oahu zu besetzen, so wären sie auf einen wenig wirksamen Widerstand gestoßen. Bei dem immer noch herrschenden Durcheinander wäre es ihnen unschwer gelungen, in kurzer Zeit die Insel zu erobern.

Aber ein solcher Plan existierte nicht. Der Angriffsverband des Admirals Nagumo hatte sich auf Heimatkurs begeben. In den Unterkünften auf den Flugzeugträgern wurde der Sieg gefeiert. Man trank Sake und aß feinstes Backwerk dazu. Es wurden Lieder gesungen und Toaste ausgebracht. Die Piloten trugen immer noch ihre Hashamakis. Auf kleinen Shinto-Altären standen die Bilder der Gefallenen. Als über Oahu noch auf die »Enterprise«-Maschinen geschossen wurde, befand sich der japanische Verband schon ungefähr siebenhundert Kilometer von der Insel entfernt. Die einzigen Japaner, die sich noch in der Nähe der Insel aufhielten, waren die U-Boot-Leute.

Die U-Kreuzer hatten nicht selbst in den Überfall eingegriffen. Sie blieben Beobachter, nachdem die fünf Kleinst-U-Boote abgesetzt worden waren. Auf Sehrohrtiefe kreuzten sie südlich von Oahu und beobachteten den Fortgang der Ereignisse. Am Nachmittag hatte es zwischen einigen amerikanischen Zerstörern und diesen U-Kreuzern ein kurzes Gefecht gegeben. Die Zerstörer hatten eines der U-Boote geortet und mit Was-

serbomben beworfen. Es war die J-69, die Kapitän Watanabe führte. Aber Watanabe war ein erfahrener U-Boot-Mann. Er verstand es, die Zerstörer zu täuschen. Während um sein Boot herum die Wasserbomben explodierten, ließ er Öl ab, das zur Wasseroberfläche stieg und auf den Zerstörern den Eindruck erwecken sollte, das U-Boot sei vernichtet. Zudem hatte sich Watanabe einen weiteren wirkungsvollen Trick ausgedacht. Mit dem Öl zusammen ließ er japanische Strohsandalen, wie sie die Besatzung an Bord trug, zur Oberfläche aufsteigen. Sie würden den Eindruck verstärken, daß das Boot unter den Explosionen der Wasserbomben auseinandergebrochen wäre. So war es ihm gelungen, die Zerstörer zu täuschen. Sie waren abgedampft. Nun lag Watanabe mit seiner J-69 wieder auf der Lauer und beobachtete durch das Sehrohr die Küste.

Watanabe sah die Feuer, die immer noch auf den Schiffen im Hafen von Pearl Harbor brannten. Der Angriff war ein voller Erfolg gewesen, das war den U-Boot-Leuten im Verlaufe des Tages klargeworden.

Auch der Kommandant der J-24 beobachtete die Küste. Hiroshi Hanabusa, von dessen U-Kreuzer das Boot des Fähnrichs Sakamaki gestartet war, gab um dreiundzwanzig Uhr den Befehl, Fahrt aufzunehmen. Um Mitternacht hatten sich alle U-Kreuzer an einer vorher bestimmten Stelle vor der Küste, in der Gegend von Lanai, zu versammeln. Hierher sollten die Kleinst-U-Boote zurückkehren, damit die Trägerboote sie wieder aufnehmen konnten. Obwohl keiner der Kommandanten daran glaubte, daß eines der A-Boote den Angriff überstanden hatte, versammelten sich die Kreuzer doch vor Lanai und warteten. Sie waren mehr als zehn Kilometer von der Küste entfernt und konnten hier auftauchen. Frische Luft zog in die Boote, die lange unter Wasser gewesen waren. Nacheinander kamen die Besatzungsmitglieder in den Turm, um die kühle Nachtluft zu genießen. Die Kommandanten manövrierten ihre Boote so, daß sie einander sehen konnten. Nur ein U-Kreuzer fehlte. Es wurde nie festgestellt, ob er einem Defekt zum Opfer gefallen war oder ob ein Zerstörer ihn versenkt hatte.

Die Dieselmotoren liefen, um die Batterien für eine neue Unterwasserfahrt aufzuladen. Der Erste Offizier der J-24 rief den Kommandeten unter Deck. Man hatte ein Päckchen gefunden, das der Fähnrich Sakamaki zurückgelassen hatte. Sein persönliches Eigentum, eine Haarsträhne und einen abgeschnittenen Fingernagel. Jeder wußte, was das zu bedeuten hatte: Sakamaki hatte nicht daran geglaubt zurückzukehren. Trotzdem wartete auch die J-24 ebenso wie die anderen Boote genau zwei Stunden vor Lanai. Erst dann verständigten sich die Kommandanten untereinander und brachen das Warten ab. Die U-Kreuzer tauchten und

gingen auf ihren vorher bestimmten Kurs. Sie würden in den Gewässern vor Hawaii kreuzen und nach einer gewissen Zeit die Heimfahrt antreten. In der Messe der J-24 gab es eine kurze Feier für die gefallenen Männer auf den A-Booten. Das Eigentum Sakamakis und seines Begleiters wurde feierlich vor einen Shinto-Altar gelegt, der im Boot mitgeführt wurde. Danach tauchte das Boot auf und fuhr auf Westkurs weiter. Mancher dachte noch an Sakamaki, und es gab einige, die ihn bedauerten. Aber die meisten hielten ihn für einen Helden, dessen Vorrecht es gewesen war, als einer der ersten für das glorreiche Nippon und seinen Kaiser zu sterben.

Der Fähnrich Sakamaki ahnte von all dem nichts. Er war am Leben, auch wenn er sich nicht gerade in der besten Lage befand. Das defekte Boot gehorchte der Steuerung nicht mehr. Es war zu einem treibenden Wrack geworden. Am Vormittag war es Sakamaki noch einmal gelungen aufzutauchen. Mit Hilfe seines Ingenieurs Inagaki war es möglich gewesen, einige der Schäden zu reparieren. Das Boot tauchte wieder und fuhr auf die Küste zu. Sakamaki war fest entschlossen, in den Hafen einzudringen und mindestens ein Schlachtschiff zu vernichten. Aber bereits auf halbem Wege betäubten ihn die Gase wieder, die sich in den angeschlagenen Batterien entwickelten. Weiterhin drang Seewasser in das Boot ein. Sakamaki verlor erneut das Bewußtsein. Er versuchte krampfhaft, das Boot zur Oberfläche zu bringen, als er ein paar Minuten später wieder zu sich kam. Es gelang ihm, aufzutauchen und die Luke zu öffnen. Aber er war zu schwach, noch irgend etwas anderes zu tun. So trieb das Boot in der leichten Brise ostwärts, bis Sakamaki wieder in der Lage war, sich zu erheben. Er sog die köstliche frische Nachtluft ein und schleppte Inagaki zur Luke, damit auch er wieder zu sich käme. Nach einer Weile waren die beiden Männer so weit, daß sie überlegen konnten, was nun zu tun war. Es schien aussichtslos, daß sie noch an dem Angriff teilnehmen konnten. Die Uhr Sakamakis zeigte Mitternacht. Über dem Meer funkelten die Sterne. »Es ist schön, noch am Leben zu sein«, sagte Sakamaki mehr zu sich als zu seinem Ingenieur. Aber dieser hörte es. Er erwiderte nichts, obwohl er denselben Gedanken gehabt hatte. Nach der stundenlangen Irrfahrtwar von dem fanatischen Elan, mit dem die beiden ihr Leben hatten opfern wollen, nicht mehr viel übriggeblieben. Sie hatten Hunger, und ihnen war immer noch übel von dem vielen Gas, das sie eingeatmet hatten. Doch selbst in dieser Situation ließ es ihre Erziehung nicht zu, daß die beiden Männer einander eingestanden, was sie wirklich dachten. Sie wünschten sich beide, daß sie am Leben blieben. Aber jeder hütete diesen Gedanken vor dem anderen.

»Wir müssen näher an die Küste«, entschied Sakamaki. Er ließ das Boot nicht mehr tauchen, es waren ohnhin keine feindlichen Schiffe in der Nähe. Inagaki beschäftigte sich mit dem Motor. Er merkte, daß die Batterien nahezu erschöpft waren und daß sich die Schäden an der Antriebsanlage mit den an Bord befindlichen Werkzeugen nicht beheben ließen. Als er es Sakamaki sagte, erwiderte dieser lakonisch: »Die Wellen treiben uns sowieso auf die Küste zu. Nutzen wir das aus.«

Gegen Morgen hörte der Motor auf zu arbeiten. Die Batterien waren verbraucht. Von nun an driftete das kleine Boot an der Küste entlang, ohne daß Sakamaki auf seinen Kurs hätte Einfluß nehmen können. Nach einiger Zeit kam eine kleine Insel in Sicht.

»Das ist Lanai«, rief Sakamaki erfreut. Fähnrich Sakamaki irrte sich. Es handelte sich nicht um Lanai, sondern um eine der kleinen Inseln, die der Ostküste vorgelagert waren. Das Boot war um die östlichste Spitze von Oahu herumgetrieben und befand sich nun etwa auf der Höhe von Bellows Field. Vom Land war nichts weiter zu sehen als ein schmaler Strich am Horizont. Trotzdem war es nicht weit bis zur Küste. Die Wellen trieben das steuerlose Boot immer näher an den Strand heran.Sakamaki ordnete an: »Volle Kraft voraus!«

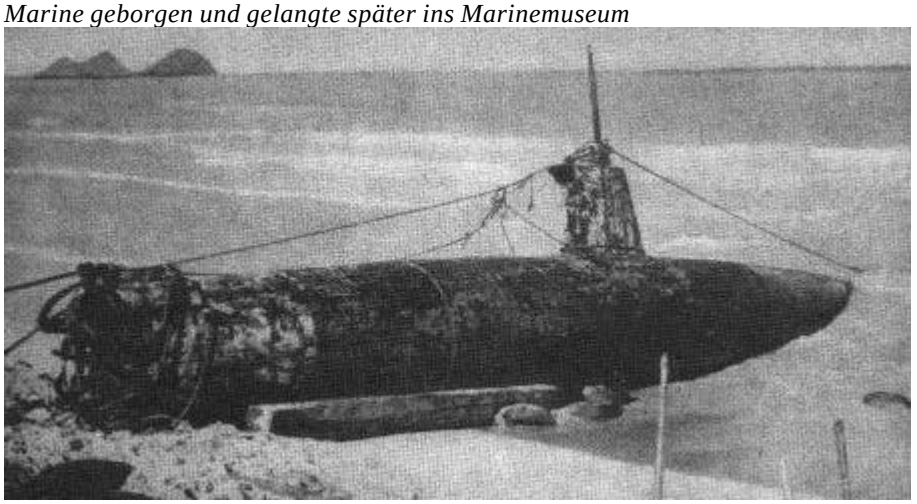
Sofort verschwand Inagaki wieder im Bootsinnern. Er schüttelte den Kopf, aber er versuchte trotzdem, den Motor wieder anzuwerfen. Die Batterien hatten sich in den vergangenen Stunden wieder ein wenig erholt, aber sie gaben trotzdem nicht genug Energie ab, um den Motor anzutreiben. Ein paar kräftige Wellen warfen das Boot immer näher an den Strand. Nach einer Weile konnten die beiden U-Boot-Fahrer Palmen und Büsche erkennen. Die Sonne war aufgegangen. In ihrem ersten, rötlichen Licht glich die Küste nun einer Traumlandschaft. Nichts erinnerte hier an die Schrecken des Luftangriffs, an die Brände und Explosionen. In den Kronen der Palmen lärmten buntgefiederte Vögel. Sonst war es still. Sakamaki schwankte zwischen zwei Entscheidungen. Einerseits zog es ihn zu dieser zauberhaften Landschaft am Strand, andererseits aber wurde er den Gedanken nicht los, daß er seine Aufgabe, seine ihm vom Kaiser übertragene Pflicht noch nicht erfüllt hatte.

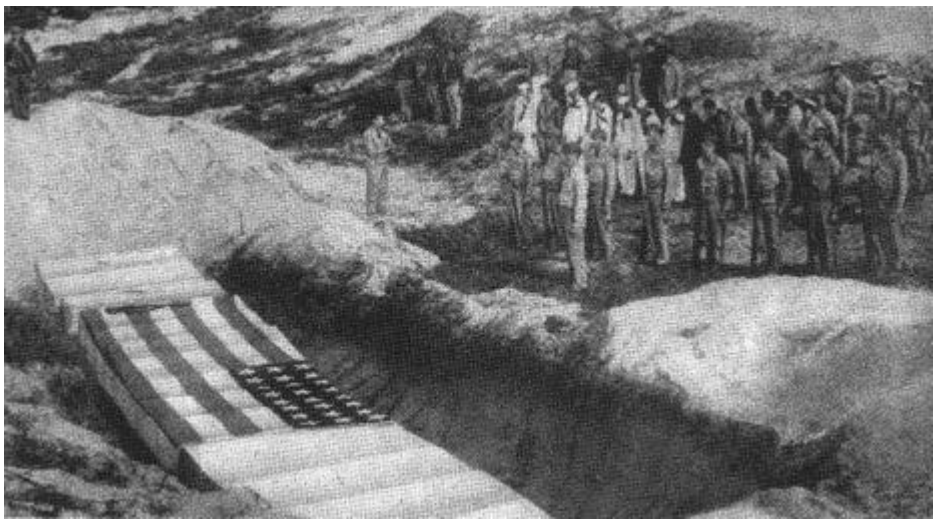
Während er noch darüber nachgrübelte, wurde das kleine Boot plötzlich von einem neuen Stoß erschüttert. Es war auf eines der Riffe an der Küste geraten. Nun steckte es fest, und ohne die Hilfe des Motors war es nicht mehr flottzumachen. Der Motor aber streikte.

Sakamaki fällte binnen weniger Sekunden die Entscheidung. Er rief Inagaki zu sich und erklärte ihm kurzerhand: »Wir sind gestrandet. Es gibt keine Möglichkeit mehr, das Boot gegen die Amerikaner einzusetzen. Wir

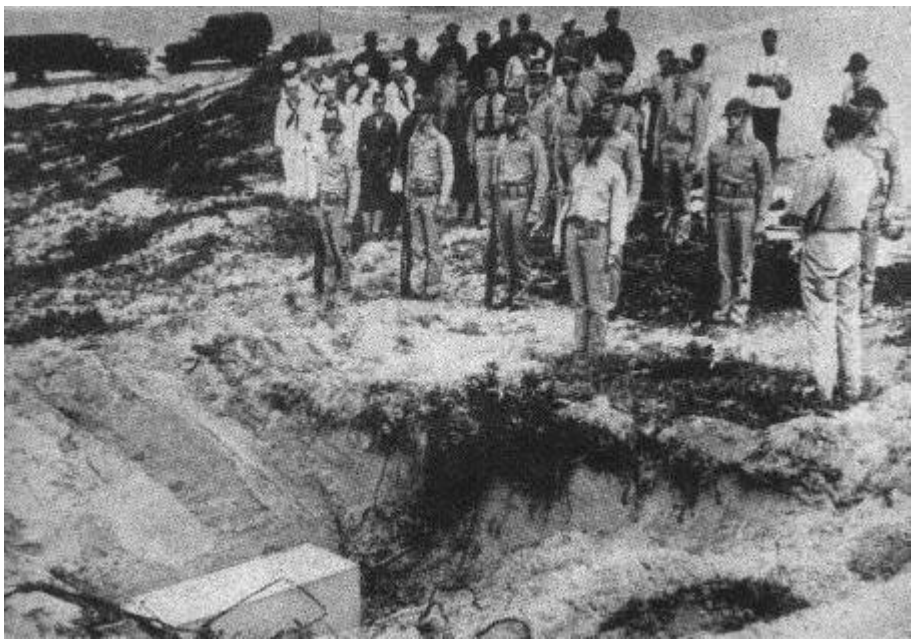
sprengen es, gehen an Land und setzten den Kampf auf andere Weise fort. « »Sehr wohl«, sagte Inagaki etwas müde. Er dachte mit Entsetzen daran, daß er nicht schwimmen konnte. Und bis zum Strand waren es noch einige hundert Meter. Sakamaki kletterte ins Innere des Bootes. Er überprüfte die Zerstörladung und riß den Zünder ab. Dann warf er seine Kleidung bis auf eine weiße Unterhose ab und sprang ins Wasser. Inagaki folgte seinem Beispiel. »Es lebe der Tenno?« rief Sakamaki, als er im Wasser auftauchte und auf die Küste zuschwamm. Nach einer Weile blickte er sich um und suchte nach Inagaki. Aber der Ingenieur war nirgendwo zu sehen. Er war bereits ertrunken. Sakamaki sah auf seine Armbanduhr. Sie war in dem Augenblick stehengeblieben, als er ins Wasser tauchte. Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte schwamm Sakamaki verzweifelt weiter. Die Wellen spülten über den hilflosen U-Boot-Fahrer hinweg. Aber sie warfen ihn immer näher zum Strand. Er ahnte nicht, daß zwischen den Uferbüschen ein amerikanischer Soldat stand, der seit geraumer Zeit das U-Boot und die beiden Gestalten, die ins Wasser sprangen, beobachtet hatte. Durch sein Fernglas sah der Sergeant David Akui den Kopf Sakamakis zwischen den Wellen auftauchen und wieder verschwinden. Er konnte sein Gesicht erkennen.

Das A-1-Boot des Fähnrichs Sakamaki, der nach langer Irrfahrt an der Küste strandete und gefangengenommen wurde. Das Zwerg-U-Boot wurde von der amerikanischen Marine geborgen und gelangte später ins Marinemuseum





Die Überlebenden des Seefliegerstützpunktes Kaneohe erweisen den Toten ihres Stützpunktes die letzte Ehre (oben). Trotz der heimtückischen Art und Weise, auf die Japan Pearl Harbor angriff, werden die japanischen abgeschossenen Flieger mit militärischen Ehren beigesetzt (unten)



So sehen sie aus, diese kleinen. gelben Inselzwerge, dachte Akui. So sehen sie aus, wenn ihnen etwas schiefgeht. Bestimmt glaubt dieser kleine Japs immer noch, daß er an Land weiter auf den Kriegspfad gehen kann. Aber den Irrtum wird er gleich einsehen!
Eine hohe Welle warf Sakamaki auf den Strand. Er schlug mit dem Kopf auf ein Stück angeschwemmtes Treibholz und verlor für Sekunden das Bewußtsein. Als er zu sich kam, fühlte er sich von einer kräftigen Hand hochgehoben und auf die Füße gestellt.Er erschrak tödlich. Dies war der erste amerikanische Soldat, den er in seinem Leben sah. Und dieser Soldat sah furchterweckend aus. Er hatte ein breites, rosiges Gesicht, war riesengroß und hatte Fäuste wie Schraubstöcke.
»He«, rief der Soldat ihn an, »komm zu dir! Hiermit bist du Gefangener der Vereinigten Staaten.« Er deutete auf die Unterhose, die Sakamaki als einziges Kleidungsstück noch trug. »Ausziehen!« Als der Japaner nicht sofort reagierte, gab ihm der Sergeant Akui kurzerhand eine mächtige Ohrfeige, die ihn wieder in den Sand warf. Dann legte er sein Gewehr vorsichtig ab, holte noch einmal aus, und als er sah, daß sich der Japaner nicht wehrte, zog er ihm zunächst die Unterhose aus. Er untersuchte sie und warf sie dem Japaner wieder zu. Dabei brummte er mehr zu sich: »Keine Waffen. Okay.« Während der Japaner verschämt die Unterhose wieder anzog, fuhr ihn Akui an: »Ist noch jemand in dem Topf da draußen?« Als der Japaner nicht antwortete, holte Akui wieder aus und schrie: » Stell dich nicht so an, du Affe! Jeder Japaner versteht amerikanisch! Los, sind da noch welche?«
In der Tat verstand Fähnrich Kazuo Sakamaki, Absolvent der kaiserlichen Marineakademie, genug von der Sprache der Amerikaner, um genau zu wissen, was der Sergeant von ihm wollte. Er schüttelte den Kopf und senkte ihn.
»Okay, du halblanger Tojo , brummte Akui. »Setz dich hier in den Sand. Und wage nicht aufzustehen. Sonst prügle ich dich so durch, daß du denkst, ein Tank hat dich überfahren! «
Er hob das Gewehr und gab in schneller Folge ein paar Schüsse ab. Wenig später war ein Offizier zur Stelle, der verwundert auf den Japaner blickte. Sakamaki hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden. Er ahnte, daß ihm eine lange Gefangenschaft bevorstand. Aber der Gedanke, daß er immerhin lebte, bereitete ihm eine gewisse Genugtuung.
Sergeant Akui stellte sich in Positur. Lautstark meldete er: »Sir, ich habe einen Gefangenen gemacht. Er kommt aus dem U-Boot, das da draußen gestrandet ist.«

»Hat er sich gewehrt?« fragte der Offizier mißtrauisch. Er sah, daß die linke Gesichtshälfte des Japaners leicht angeschwollen war.
Akui bewegte leicht die Schultern und erklärte: »Nein, Sir. Das heißt..., ich habe es nicht dazu kommen lassen,«
Erst als man ihn vom Strand wegbrachte, fiel es Sakamaki auf, daß nicht einmal die Sprengladung in seinem Kleinst-U-Boot funktioniert hatte. Die Amerikaner würden das Boot an Land ziehen und untersuchen. Aber das kümmerte den Gefangenen nicht mehr.

Intermezzo auf Niihau

Während auf Oahu fast jeder stündlich mit einer japanischen Invasion rechnete, die dem Bombenangriff folgen würde, ahnte niemand, daß es wirklich im Laufe des Tages eine Invasion gegeben hatte. Allerdings eine Invasion besonderer Art. Sie führte dazu, daß eine winzige Insel, die westlichste der Hawaii-Inseln, für geraume Zeit unter japanische Kontrolle geriet. Das alles geschah allerdings auf eine höchst ungewöhnliche, beinahe groteske Art und wurde erst lange nach dem Angriff auf Pearl Harbor bekannt. Allerdings schrieb man auch dann nicht viel darüber, und der größte Teil der Bewohner der Hawaii-Inseln erfuhr nie davon.
Niihau war ein kleines Eiland am westlichen Ende der Inselkette. Ein Amerikaner, Mister Robinson, war der Eigentümer der Insel. Er züchtete Schafe und Rinder und wohnte auf einer kleinen Ranch. Mister Robinson war ein eigenartiger Mensch. Er hatte den gesamten Boden auf der Insel erworben, um dort für sich und seine Familie eine Art tropisches Paradies zu reservieren. Neben seiner Viehzucht interessierte ihn nichts. Er ließ nicht zu, daß Niihau Telefonverbindung bekam, er duldete auch keine Radios auf der Insel. Ebenfalls gestattete er es nicht, das Waffen auf Niihau gebracht wurden. So blieb er der einzige, der dort über ein Jagdgewehr und zwei Pistolen verfügte. Fremde gab es nie auf Niihau. Keinem Touristen war es erlaubt, die Insel zu betreten. Nur einmal in der Woche kam ein Boot von Kauai herüber, der nächsten größeren Insel der HawaiiKette. Es brachte Konsumartikel und ließ Post und Zeitungen zurück. Die Bevölkerung von Niihau bestand aus einigen Dutzend eingeborenen Hawaiianern. Zugewandert war vor vielen Jahren ein Japaner namens Sintani, ein alter Mann, der etwas von der Bienenzucht verstand und dem Mister Robinson seine Bienenvölker anvertraut hatte. Vor etwas mehr als einem Jahr war noch ein weiterer Japaner hinzugekommen, ein etwa dreißigjähriger Mann namens Harada, der als Hausmeister auf der Ranch Robinsons arbeitete und seinem Landsmann Sintani gelegentlich bei der Arbeit mit den Bienen half.
Robinson und seine Familie fühlten sich auf der einsamen Insel recht wohl. Sie gaben den Einheimischen Arbeit und Lohn, verdienten an der Viehzucht und lebten in paradiesischer Abgeschiedenheit. Für den Fall, daß einmal unverhofft jemand ernstlich erkrankte oder ein anderes Unglück geschah, hatte Robinson mit dem Leuchtturmwärter auf der

etwa dreißig Kilometer entfernten Nachbarinsel Kauai vereinbart, daß auf einem Berg im Zentrum Niihaus ein großes Feuer entzündet würde. Der Rauch oder der Feuerschein könnten von dem Leuchtturmwärter wahrgenommen werden. Er würde dann dafür sorgen, daß sofort ein Boot nach Niihau fuhr.

An jenem verhängnisvollen Sonntag war es auf der Insel ruhig wie immer. In der kleinen Ortschaft Puuwai, die etwa zwanzig Kilometer von der Landestelle für die Boote entfernt lag, die man Kii Landung getauft hatte, rüsteten sich die Bewohner zum Kirchgang. Wenn sich Robinson und seine Familie sonst bemühten, auf der Insel nichts zu verändern, so hatten sie doch dafür gesorgt, daß die Eingeborenen Anhänger des christlichen Glaubens wurden. Das war die einzige Veränderung, die in ihrem Leben eingetreten war, seit der weiße Mann hier regierte.

Robinsons Ranch lag drei Kilometer von Puuwai entfernt. Er hielt stets darauf, alle Inselbewohner am Sonntag in der Kirche zu sehen. Aber an diesem Sonntag war er in wichtigen Geschäften auf der Nachbarinsel Kauai. Mit ihm seine gesamte Familie, die diese Gelegenheit benutzte und Weihnachtseinkäufe tätigte. Die Inselbewohner nahmen das gleichmütig zur Kenntnis. Sie waren ruhige, gutmütige Leute, und Robinson behandelte sie nicht schlecht. Sie gingen zur Kirche, und mancher nahm sich wohl vor, für den weißen Mann und seine Familie ein Gebet zu sprechen, als sie plötzlich aufgeschreckt wurden. Dicht über ihren Köpfen brausten zwei Flugzeuge dahin. Das eine davon schien nicht ganz in Ordnung zu sein. Sein Motor stotterte, setzte aus, sprang wieder an. Diese Maschine hinterließ einen feinen Rauchstreifen in der klaren Morgenluft.

Das war ein ganz ungewöhnliches Ereignis für die Inselbewohner, und es lenkte ihre Aufmerksamkeit sofort vom Gottesdienst ab. Einige von ihnen, die Zeitung lasen und in der Sonntagsschule, die von der Kirche unterhalten wurde, einiges gelernt hatten, deuteten auf die roten Kreise auf den Tragflächen der beiden Flugzeuge und erklärten, daß es Japaner wären. Man wußte von den Spannungen zwischen Amerika und Japan. Und die Viehhüter und Zuckerrohrschneider ahnten, daß die beiden Flugzeuge nichts Gutes ankündigten.

Das eine Flugzeug kehrte auch bald zurück. Sein Motor lief nicht mehr. Der Pilot kreiste über der Insel und ließ die Maschine auf eine Wiese niedergehen. Die Landung war unsanft. Das Flugzeug rollte am Rande von Puuwai aus. Sein Fahrgestell geriet in ein paar Löcher. Die Maschine überschlug sich und blieb unweit eines Zaunes liegen. Das Haus hinter diesem Zaun gehörte dem jungen Viehhüter Hawila Kaleohano. Dieser lief sofort herbei, um zu helfen. Auch er erkannte, daß es eine japanische

Maschine war. Trotzdem half er dem Piloten, das Glas der Kabinenhaube zu zerschlagen und auszusteigen. Der Japaner war ein verhältnismäßig kleiner, untersetzter Mann. Er streifte seine Sauerstoffmaske ab und tastete sofort nach der Pistole. Aber Hawila Kaleohano war auf der Hut. Er nahm dem Japaner die Pistole einfach weg, steckte sie ein und bedeutete ihm, zum Dorf zu kommen. Statt dessen aber machte sich der Pilot daran, aus der Kabine seiner Zero die Mappe mit den Karten und einer Anzahl anderer Dokumente herauszuholen und zu vernichten. Da griff Hawila Kaleohano wieder zu. Er riß dem Japaner die Papiere aus der Hand und bedeutete ihm, die Hände zu heben. Angesichts der vielen Leute, die sich inzwischen an der Stelle versammelt hatten, wo das Flugzeug niedergegangen war, befolgte der Pilot die Aufforderung. Er sah zunächst wenig Möglichkeiten davonzukommen. Sein Motor hatte auf dem Rückflug zu den Trägern ausgesetzt, und als er merkte, daß er es nicht mehr bis zu der Trägergruppe schaffte, hatte er sich entschlossen, hier notzulanden. Der Himmel mochte wissen, was nun folgte. Hawila Kaleohano versuchte, mit dem Flieger in ein Gespräch zu kommen, aber der Japaner verstand die Sprache der Eingeborenen nicht. Er gab auch vor, kein Englisch zu verstehen, obwohl er es recht gut beherrschte.
»Setz dich hin und warte«, machte Kaleohano ihm klar. Dann schickte er einen Jungen nach der Ranch der Robinsons, wo er die beiden Japaner wußte. Die konnten vielleicht helfen. Der Junge legte den Weg zu der Ranch im Dauerlauf zurück, traf den jüngeren der beiden Japaner, Harada, an und brachte ihn zu dem Flugzeug. Harada konnte sich glänzend mit dem Piloten verständigen. Er fragte ihn, woher er komme und was ihn hierher geführt habe, aber der Pilot antwortete ausweichend. Er habe sich eben auf einem Flug befunden, sein Motor habe ausgesetzt, und er sei hier notgelandet. Als einer der Dorfbewohner auf die vielen Löcher in den Tragflächen zeigte, schüttelte der Pilot nur den Kopf und erklärte, das müsse so sein. Er hatte sich, seit er wußte, daß es auf dieser Insel einen jungen Japaner gab, einen Plan zurechtgelegt, nach dem er vorgehen wollte.
»Was machen wir mit ihm?« wollte Harada wissen. Hawila Kaleohano zuckte die Schultern. Dann schlug er vor: »Wir sperren ihn bis morgen ein. Dann kommt Mister Robinson von Kauai zurück. Er wird entscheiden, was mit ihm zu geschehen hat.«
Sie brachten den Japaner in einen Schuppen in der Nähe der Landungsbrücke und bewachten ihn den ganzen Tag. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken, aber er reagierte nicht auf ihre Fragen. Nur mit Harada sprach er manchmal. Es wurde Nacht, und auch die Nacht zum Montag verging

ohne besondere Ereignisse. Am Montag führten die Dorfbewohner ihren Gefangenen zur Landungsbrücke von Kii Landing, aber sie warteten vergeblich auf das Boot, das Mister Robinson zurückbringen sollte. Mister Robinson hatte auf Kauai von dem Angriff auf Pearl Harbor erfahren, und er zog es vor, mit seiner Familie so lange auf Kauai zu bleiben, bis die Verhältnisse klarer geworden waren. Die Bewohner von Puuwai führten ihren Gefangenen jeden Morgen von dem Schuppen zur Landestelle, aber kein Boot kam. Am Donnerstag, als Mister Robinson immer noch nicht zurückgekehrt war, schlug Harada eine vorläufige Lösung vor, die von allen für gut befunden wurde. Der Japaner wurde in das Haus Haradas, unweit der Robinson-Ranch, gebracht, wo ihm abwechselnd Harada und der junge Eingeborene Haniki bewachten.
Es wurde Freitagnachmittag, als sich die Ereignisse auf Niihau schließlich zuspitzten. Gegen Mittag brachte Harada dem Gefangenen wie üblich etwas zu essen. Er setzte sich zu ihm und sah zu, wie er aß. Dabei taute der Flieger endlich auf. Er begann ein Gespräch mit Harada, das zu einem verblüffenden Ergebnis führte.
»Es hat keinen Zweck, länger zu schweigen«, sagte er. »Natürlich bin ich ein japanischer Pilot. Und natürlich hat es einen Angriff auf Hawaii gegeben. Die kaiserliche Luftwaffe hat alle Amerikaner samt ihren. Kriegsschiffen und Flugzeugen auf Hawaii vernichtet. Vielleicht morgen schon werden unsere Leute hier sein und die Insel einnehmen. Sie ist nur klein, deshalb kommt sie zuletzt dran.«
Harada überlegte. Er hatte mit dem alten Bienenzüchter Sintani über den Gefangenen gesprochen. Aber Sintani wollte mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben. Er lebte für seine Arbeit und hatte sonst an nichts Interesse. Wenn es stimmte, daß die Japaner Hawaii besetzt hatten, dann konnte es für Harada nur gut sein, wenn er sich dem Piloten gegenüber freundlich verhielt. Man mußte sein Segel nach dem Wind drehen.
»Hör mal«, begann er. »Bist du sicher, daß eure Leute hierherkommen? «
»Eure Leute? « fragte der Pilot zurück. »Es sind unsere Leute, denn auch du bist Japaner, wenn du auch eine Zeitlang unter den Yankees gelebt hast. Natürlich werden sie kommen. Und sie werden jeden zur Rechenschaft ziehen, der sich gegen mich stellt. Merke dir das gut!«
Die versteckte Drohung verfehlte ihre Wirkung auf Harada nicht. Eine Stunde später war er sich mit dem Piloten einig. Sie würden gemeinsam handeln und die Insel bereits in ihrem Besitz haben, wenn die glorreiche Armee Japans eintraf. Mister Robinson schien ohnehin nicht mehr zurückzukehren. Also war es an der Zeit, sich zu rüsten.

»Ich komme bald wieder«, versprach Harada. Der Pilot hatte ihm völlig den Kopf verdreht. Er fühlte sich als Vorposten der glorreichen kaiserlichen Armee, der später für seine Tapferkeit ausgezeichnet werden würde. Aus dem Angestellten Mister Robinsons wurde so binnen weniger Stunden ein japanischer Soldat.
Harada schlich sich zur Robinson-Ranch. Er wußte, daß Mister Robinson ein Jagdgewehr und zwei Pistolen besaß, und es gelang ihm auch, sie ausfindig zu machen. Das übrige Dienstpersonal war es gewöhnt, daß Harada im Hause ein- und ausging. So gelang es ihm, am späten Nachmittag die Waffen und etwas Munition in sein Haus zu schmuggeln, wo der Pilot wartete. Dessen Gesicht hellte sich auf, als er die Waffen sah. »Nun werden wir siegen!« rief er.
In diesem Augenblick betrat Haniki das Haus. Er wollte Harada bei der Bewachung ablösen. Die beiden Japaner richteten sofort die Waffen auf ihn. Ohne viel Umstände brachten sie ihn zu einem Lagerschuppen der Robinson-Ranch und sperrten ihn dort ein. Dann legten sie sich an dem Weg, der von der Ranch zum Dorf führte, in den Hinterhalt und hielten wenig später ein Pferdegespann auf, dessen Fahrer sie zwangen, sie nach Puuwai zu fahren. Zuerst gingen sie zum Haus von Hawila Kaleohano, um die Pistole zu holen, die er dem Piloten abgenommen hatte, und natürlich auch die Mappe mit den Dokumenten, die er ebenfalls aufbewahrte. Aber Kaleohano sah sie kommen. Er begriff sofort, was hier vorgegangen war, als er die Waffen in den Händen der beiden sah. Er hatte die Pistole und die Mappe sicher versteckt, unter der dicken Lage Palmblätter, mit denen sein Haus gedeckt war. Ohne lange über die Zusammenhänge nachzudenken, lief er durch den Hinterausgang davon, verschwand in den Zuckerrohrfeldern und beobachtete aus sicherer Entfernung, was nun in Puuwai vorging.
Die beiden Japaner fanden weder die Pistole noch die Dokumententasche. Sie riefen nach Kaleohano, aber er meldete sich nicht. Daraufhin durchsuchten sie jedes Haus in Puuwai, aber wieder ohne Ergebnis. Die Dorfbewohner waren ebenfalls längst in die Zuckerrohrfelder geflohen. Sie waren waffenlos. Trotzdem nahmen sie die Besetzung ihrer Insel nicht so ohne weiteres hin. Es war ein Eingeborener namens Beni Kanahali, der in dieser Situation handelte. Er ließ sich von den anderen zum Anführer ernennen, weil er der stärkste und besonnenste der Inselbewohner war. Dann schlug er vor, daß sich Frauen und Kinder weiter ins Innere der Insel zurückziehen sollten. Die Männer bleiben in der Gegend des Dorfes, um etwas zu unternehmen. Darüber wurde es Sonnabend. Nun spitzte sich die Situation dramatisch zu.

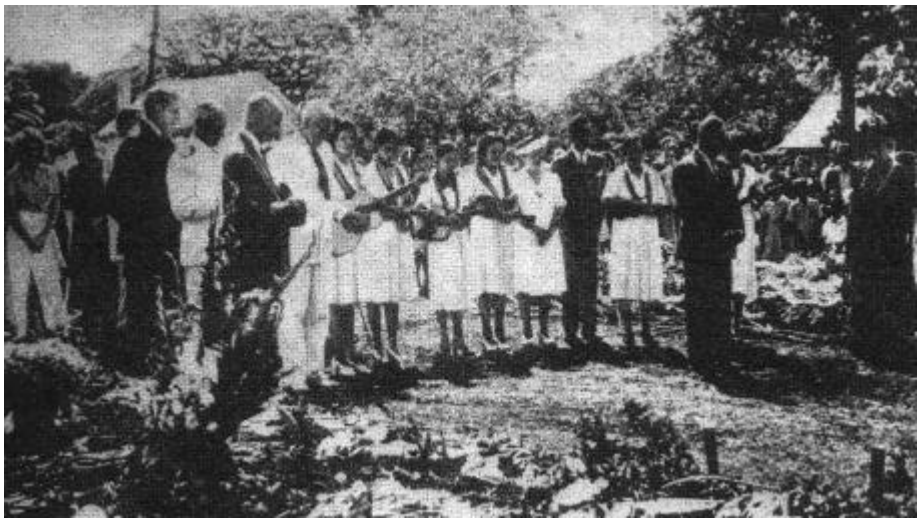
Harada und der Pilot hatten aus dem notgelandeten Flugzeug die vier Maschinengewehre ausgebaut und sie samt der übriggebliebenen Munition ins Dorf geschafft. Sie wußten, daß sich die Dorfbewohner ringsum versteckten. Also holten sie eine der im Dorf zurückgebliebenen alten Frauen herbei und befahlen ihr, zu den Männern zu gehen und ihnen mitzuteilen, daß die japanische Herrschaft auf der Insel errichtet worden sei. Sie hätten sich alle zur Arbeit einzufinden, und wenn sie das Eigentum des Piloten ablieferten, das Hawila Kaleohano in Verwahrung hatte, würde ihnen nichts geschehen. Folgten sie dieser Aufforderung aber nicht, so würden die beiden Japaner mit den Maschinengewehren das ganze Dorf zerstören und später Jagd auf die Bewohner machen.
Die alte Frau verließ das Dorf und wurde im Wald von den Männern empfangen. Sie richtete alles Wort für Wort aus. Beni Kanahali, der aufmerksam zuhörte, beschloß zu handeln. Gegen Mittag schlich sich ein Trupp beherzter Männer unter Führung Kanahalis ins Dorf. Sie wollten die beiden Japaner gefangennehmen. Diese aber waren auf der Hut, und der Versuch mißlang. Während der Pilot und Harada ein paar der Männer verfolgten, als sie in die Zuckerrohrfelder zurückflüchteten, ließen sie die Maschinengewehre unbewacht. Sofort griff Beni Kanahali mit einigen anderen Männern zu. Sie schleppten die Waffen fort und nahmen auch die Munition mit, obwohl sich keiner von ihnen aufs Schießen verstand. Damit aber hatte sich die Lage grundlegend verändert. Harada und der Pilot tobten vor Wut, als sie von ihrer erfolglosen Jagd aus den Zukkerrohrfeldern zurückkamen. Sie hatten niemand erwischt, und zudem waren nun ihre Maschinengewehre verloren.
»Wir werden uns rächen«, befahl der Pilot. »Die Leute hier müssen merken, daß mit uns nicht zu spaßen ist! « Gemeinsam mit Harada begann er die Häuser des Dorfes zu zerstören. Sie gerieten in Schweiß dabei. Die Männer in den Feldern bissen die Zähne wütend zusammen. Da meldeten sich ein paar Freiwillige, die versuchen wollten, mit einem Boot Kauai zu erreichen und von dort Hilfe zu holen. Hawila Kaleohano war unter ihnen. Sie schlichen sich nach Kii Landing, ungeachtet der Schüsse, die ihnen der wütende Pilot nachschickte. Harada überkamen Zweifel, ob das Unternehmen gut ausgehen würde. Aber der Pilot ordnete kurzerhand an: »Wir verbrennen ihre Häuser, da werden sie schon herauskommen aus den Zuckerrohrfeldern!«
Eifrig gingen sie ans Werk. Die Frauen, die sich ins Innere der Insel, auf die Berge zurückgezogen hatten, liefen wütend herbei und forderten von ihren Männern, jetzt endlich dem Treiben der beiden Wahnsinnigen ein Ende zu machen. Beni Kanahali sah erstaunt auf seine junge Frau, die

zornerfüllt rief: »Soll das so weitergehen? Zwei solche Kerle vernichten unser Dorf! Da müssen wir alle eingreifen!«
»Los«, sagte Kanahali kurz. »Wir stürmen das Dorf und nehmen sie gefangen. Wenn sie schießen, dann schießen sie eben. Ich gehe voran! « Er blickte sich um und sah, daß sich seine Frau ihm anschloß. Die anderen folgten in respektvollem Abstand, aber auch sie waren entschlossen, das Treiben Haradas und des Piloten nicht länger zu dulden.
Harada war gerade dabei, das Haus Beni Kanahalis zu zerstören, als dieser ankam. Kanahali war ein großgewachsener, kräftiger Mann, der zupacken konnte. Er ging Tag für Tag mit Schafen um, und bei der Schafschur lernte man zupacken. Er war gutmütig von Natur aus, aber die Frechheit, mit der die beiden Japaner sein Eigentum vernichteten, versetzte ihn in wilden Zorn.
Ehe die beiden schießen konnten, stand Kanahali hinter ihnen in seinem Haus und rief Harada zu: »Nimm dem Kerl die Pistole ab, und leg dein Jagdgewehr auch hin, los!«
Als Harada nur den Bruchteil einer Sekunde zögerte, sprang Beni Kanahali ihn mit der Gewandtheit eines Tigers an. Der Pilot eilte hinzu und wollte eingreifen, aber Kanahalis Frau warf sich ihm entgegen. Sie klammerte sich an seinem Hals fest und trat mit ihren kleinen braunen Füßen nach ihm. Noch waren die anderen Dorfbewohner nicht angekommen. Harada gelang es, sich von Kanahali frei zu machen. Er versuchte, aus dem Haus zu gelangen, aber da stellte ihm Kanahalis Frau ein Bein. Sie ließ einen Augenblick von dem Piloten ab, der sich seinerseits sofort auf Kanahali stürzte, weil dieser seiner Frau beistehen wollte. Als Kanahali dem Piloten einen mächtigen Schlag versetzte, merkte dieser, daß er nicht ohne Schußwaffe auskommen würde. Er legte blitzschnell die Pistole Mister Robinsons an und schoß. Er traf Kanahali in den Oberschenkel, aber dieser spürte den Schmerz kaum. Mit einem wilden Schrei warf er sich auf den Japaner, hob ihn mit seinen kräftigen Fäusten hoch, so wie er sonst Schafe anpackte, und schmetterte ihn auf den Boden. Der Aufprall brach dem Piloten das Genick. Er lag still.
Harada hatte sich von Kanahalis Frau befreit. Er hielt noch immer eine Pistole in der Hand, aber nun hörte er von draußen bereits die wütenden Schreie der Dorfbewohner. Er begriff, daß das Abenteuer für ihn vorbei war. Der Traum von der glorreichen Besetzung Niihaus unter japanischer Flagge war ausgeträumt. Kurz entschlossen steckte er den Revolver zwischen die Zähne und drückte ab.
Das Boot erreichte Kauai nach sechzehn Stunden. Hawila Kaleohano fand Mister Robinson, und dieser trieb eine Handvoll Soldaten auf, die mit einem kleinen Küstenschoner nach Niihau fuhren. Sie langten am Montag

dort an, mehr als eine Woche nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbor. Aber um diese Zeit war die seltsame Besetzung Niihaus bereits beendet. Es blieb den Soldaten nichts anderes übrig, als die Leichen des Piloten und seines Helfers Harada in Säcken nach Kauai zu transportieren, wo sie begraben wurden. Das Flugzeug und die Waffen wurden später abgeholt. Die Inselbewohner aber bauten ihre Häuser wieder auf. Der zweite Weltkrieg hatte eine Woche lang ihre Insel in Spannung gehalten. Nun war er für sie vorbei.

Amerika wacht auf

Von den offiziellen Regierungskreisen des faschistischen Deutschlands wurde die Aktion Japans mit großsprecherischen Erklärungen begrüßt. Der Schlag von Pearl Harbor war zwar für die Naziführung überraschend gekommen, aber man war darauf vorbereitet gewesen, daß Japan noch vor Ende des Jahres 1941 in den Krieg eintreten werde. Ein jahrelanges Hin und Her in der Bündnispolitik war damit abgeschlossen worden.
Bereits am 23. Februar 1941 war der japanische Botschafter in Berlin, General Oshima, bei Ribbentrop gewesen, und dieser hatte unumwunden verlangt, Japan solle im Pazifik gegen Großbritannien losschlagen. Die japanische Regierung erfüllte jedoch diesen Wunsch nicht. Ihre Ziele waren weiter gesteckt. Sie begriff, daß die Forderung Ribbentrops auf nichts weiter hinauslief, als auf eine Entlastung für Deutschland. Die japanischen Militaristen verfolgten jedoch ihre eigenen Ziele im Pazifik, und sie würden erst dann losschlagen, wenn die Siegeschancen günstig standen.
Am 29. März traf sich Ribbentrop mit dem japanischen Außenminister Matsuoka. Ribbentrop erklärte, daß die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion binnen weniger Monate besetzen würde. Ihm kam es nunmehr darauf an, das militärische und ökonomische Potential Japans, so schnell es ging, in den Krieg auf der Seite Deutschlands einzubeziehen. Er schilderte Matsuoka, wie günstig es doch für Japan zum gegenwärtigen Zeitpunkt sei, Großbritannien und die USA zu schlagen. Doch Matsuoka war klug genug, keine bindenden Zusagen zu geben. Noch war Japan nicht bereit, einen Angriff gegen diese Mächte zu beginnen. Er machte die üblichen, allgemein gehaltenen Versprechungen. Doch bereits am 4. April konnte Matsuoka Ribbentrop die konkrete Zusage geben, daß sich die japanische Marine und Luftwaffe mit Vorbereitungen zum Eintritt in den Krieg beschäftigten. Von nun an führte der Nazibotschafter Ott in Tokio eine Reihe von bedeutsamen Gesprächen mit japanischen Politikern. In Berlin war man mit dem Ergebnis dieser Gespräche zufrieden. Japan versicherte, daß es bis Jahresende zum Angriff übergehen würde, falls sich die USA nicht den japanischen Bedingungen fügten, die auf die Vorherrschaft Japans im Südpazifik und in Südostasien hinausliefen. In Berlin erkannte man, daß diese Festlegung bereits einen Eintritt in den Krieg bedeutete, denn die Bedingungen Japans waren für die USA unerfüllbar.



Die einheimische Bevölkerung setzt ihre Toten bei. Nach Landessitte spielen Mädchen am Grab Klagelieder auf der Gitarre. An der Beisetzung nehmen Zivilbeamte der amerikanischen Verwaltung teil

In Tokio ließ man sich Zeit. Man wartete ab, was Hitler bei seinem Feldzug gegen die Sowjetunion erreichte. Die Anfangserfolge der faschistischen Armeen ließen die Situation günstig erscheinen. Auch die japanischen Politiker, die in der Beurteilung der militärischen Stärke der Sowjetunion bisher eine relativ nüchterne Haltung gezeigt hatten, begannen sich über die Lage zu täuschen und glaubten, daß Hitler den Krieg gegen die Sowjetunion bereits gewonnen habe. Das trug dazu bei, daß die Kriegsvorbereitungen Japans in ihr letztes, entscheidendes Stadium eintraten.
Man war in Berlin darüber informiert. Obwohl man nicht den Tag und den Ort kannte, an dem
Japan die Feindseligkeiten eröffnen würde, rechnete man stündlich damit. Als dann am B. Dezember der Chef der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin mitten in der Nacht Ribbentrop anrief und ihm mitteilte, Japan habe Pearl Harbor angegriffen, sprang der Außenminister buchstäblich aus dem Bett und führte einen Freudentanz auf. Bereits Minuten später telefonierte er immer noch im Pyjama mit Graf Ciano, dem italienischen Außenminister, und erklärte ihm überglücklich, daß nun endlich Japan seine Kräfte in die Waagschale geworfen habe. Am 14. Dezember wurde der japanische Botschafter Oshima zu Hitler berufen, der ihm freudig beide Hände drückte. Der

größenwahnsinnige Diktator unterhielt sich lange mit dem Vertreter Japans über die Aussichten des Kampfes und über die künftigen gemeinsamen Aktionen. Zum Schluß verlieh er ihm das »Großkreuz des Verdienstordens vom Deutschen Adler in Gold«. In einem gemeinsamen Protokoll über die Unterredung hieß es, daß Hitler gewiß sei, Roosevelt würde in Kürze geschlagen werden.
Es stellte sich wenig später heraus, daß der heroische Widerstandsgeist des Sowjetvolkes alle faschistischen Pläne über den Haufen warf. Vor Moskau trat die Rote Armee zu einem gewaltigen Gegenschlag an, der die Armeen Hitlers zurückwarf und die faschis tischen Führer erheblich ernüchterte. Die Kraft, mit der sowjetische Soldaten in diesen Tagen zum Gegenangriff übergingen, dämpfte die Freude der Faschisten über den Kriegseintritt Japans. Aber sie gab auch dem amerikanischen Volk in der kritischen Situation nach der Vernichtung von Pearl Harbor Mut und Selbstvertrauen. Die Niederlage der faschistischen Armee vor Moskau bewies aller Welt, daß die Eroberer unter Hakenkreuz und Sonnenbanner geschlagen werden konnten.
In Tokio herrschte nach Bekanntwerden der Nachricht von Pearl

Spontan erwacht im amerikanischen Volk der Wille zur Selbstverteidigung. Hier ein Trupp, der in der Nacht nach dem Überfall auf Pearl Harbor in San Franzisko Brücken
und andere Objekte bewacht. Viele Leute befürchteten nach Pearl Harbor einen japanischen Angriff auf Amerikas Westküste

Am 8. Dezember hielt Präsident Roosevelt seine anklagende Rede vor dem Kongreß

Harbor Siegesstimmung. Um elf Uhr vierzig kam das kaiserliche Dekret über den Kriegszustand heraus.

Es war ein kalter, frischer Wintermorgen. Aus vielen Lautsprechern in den Straßen Tokios klang seit den frühen Morgenstunden Marschmusik. Dazwischen wurden Nachrichten über die in Pearl Harbor angerichteten Zerstörungen gesendet. Anschließend erklang Beethovens Fünfte Symphonie.

Tojo und seine Generale und Admirale rieben sich die Hände. Der erste Schlag war geglückt. Die parallel mit dem Schlag gegen Pearl Harbor geführten Angriffsaktionen verliefen ebenfalls erfolgreich. Das Neujahrsfest würde ein Fest des Sieges werden.

In Amerika hatte der Schlag von Pearl Harbor ernüchternd gewirkt. Die isolationistischen Politiker, die noch vor Tagen nicht laut genug hatten schreien können, waren verstummt. Das Volk erkannte, daß es gefährlich gewesen war, die faschistische Bedrohung so lange zu negieren. Man begriff, daß die Bemühungen des Präsidenten Roosevelt, den vom Faschismus überfallenen Völkern zu helfen, von großer Voraussicht erfüllt gewesen waren. Die Isolationisten hatten diese Bemühungen sabotiert. Nun war plötzlich eine neue Lage entstanden. Amerika selbst war angegriffen worden. Die faschistischen Eroberer dehnten ihre Pläne auf Amerika aus. Das brachte die Nation in Bewegung. Der heimtückische Angriff auf die Pazifikflotte in Pearl Harbor erweckte in jedem anständigen Amerikaner den Wunsch, so schnell wie möglich mit der faschistischen Gefahr Schluß zu machen, die die gesamte Menschheit be-

drohte. Und das amerikanische Volk zögerte nicht, seine Kräfte zusammenzufassen. Noch am Tage des Angriffs meldeten sich unzählige junge Männer zum Dienst in den Streitkräften. Zivilisten hängten sich ihre Jagdgewehre um und zogen an der Westküste auf Wacht gegen etwaige japanische Angriffsversuche. Die Politiker der Isolation und jene, die einen Ausgleich mit Japan anstrebten, hatten es jahrelang verstanden, das einfache Volk mit demagogischen Phrasen von der grausamen Realität der faschistischen Bedrohung abzulenken. Der Tag von Pearl Harbor machte diesem Treiben ein Ende. Der einfache Amerikaner erkannte, daß sein Platz an der Seite der Völker war, die schon seit Jahren gegen die Faschisten kämpften, an der Seite der Sowjetunion, die in diesem Kampf die Hauptlast trug. Spontan entschied sich die gesamte Nation dafür, ihre Kräfte zur Verteidigung der Menschheit gegen deren barbarischsten Feind einzusetzen.

Am B. Dezember, um die Mittagszeit, trat der amerikanische Kongreß zusammen. Um zwölf Uhr zwanzig rollten einige schwarze Limousinen auf das Capitol zu. Aus einer von ihnen stieg Präsident Roosevelt, gefolgt von seinem Sohn Jimmy, der die Uniform der Marine trug. Die Zuschauer, die sich eingefunden hatten, applaudierten. Präsident Roosevelt winkte kurz zu ihnen hinüber, dann begab er sich, begleitet von seinem Sekretär Harry Hopkins, ins Capitol. Wenig später begann die Sitzung. Roosevelt, dessen schlechter Gesundheitszustand bekannt war, wurde von seinem Sohn zum Rednerpult geführt. Er sprach nur zehn Minuten.

»Am 7. Dezember«, sagte er, »einem Tag, der für seine Infamie unvergessen sein wird, haben Marine- und Luftstreitkräfte des Kaiserreiches Japan die Vereinigten Staaten plötzlich nach einem lange vorbereiteten Plan angegriffen. Es war ein feiger, heimtückischer Angriff. Wir werden nie die Art und Weise dieses Überfalls auf uns vergessen.«

Als Roosevelt wenig später den Kongreß aufforderte, Japan den Krieg zu erklären, ertönte spontan Beifall. Roosevelt erwähnte nicht seine jahrelangen Bemühungen, die Kräfte der Vereinigten Staaten in den Abwehrkampf der Menschheit gegen den Faschismus einzuschalten. Er erwähnte auch nicht, daß eben dieser Kongreß, der jetzt spontan applaudierte, seine Bemühungen stets durchkreuzt hatte. Dies war nicht die Zeit und auch nicht der Ort, darüber abzurechnen. Es war auch nicht der Ort zu untersuchen, wie es geschehen konnte, daß Japan die Streitkräfte der Vereinigten Staaten so unvorbereitet hatte überraschen können. Nun mußte gehandelt werden.

Der Senat stimmte mit 82 zu 0 Stimmen für die Kriegserklärung. Im Repräsentantenhaus gab es 338 Stimmen für die Kriegserklärung. Nur

Am Tage nach Pearl Harbor melden sich viele junge Amerikaner bei den Registrierstellen zum Dienst in der Armee. Der Überfall auf Pearl Harbor hatte die Nation wachgerüttelt

eine einzige Abgeordnete, Jeanette Rankin, stimmte dagegen. Die Ent- Scheidung war gefallen. Es hatte des heimtückischen, feigen Überfalls auf Pearl Harbor bedurft, um die amerikanische Nation in dem weltweiten Kampf zwischen Barbarei und Menschlichkeit, zwischen Faschismus und Demokratie auf die richtige Seite zu bringen.

Worterläuterungen

Colonel Oberst.

Datumslinie wird durch den 180. geographischen Längengrad gebildet bei dessen Überschreiten in Richtung von West nach Ost derselbe Tag noch einmal gezählt, bei umgekehrter Richtung dagegen ein Tag übersprungen wird.

Hibiskus ist eine tropische Pflanzenfamilie mit über 150 Arten. Es sind krautartige Gewächse, Sträucher oder Bäume mit schönen Blüten, die zuweilen zur Gewinnung von Parfüm verwendet werden.

Kimono ist die japanische Bezeichnung für »Gewand«. Er ist ein langes, weitärmeliges Übergewand mit angeschnittenen Ärmeln, das in der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Er war eine Art japanische Nationaltracht, ist jedoch durch die europäische Kleidung verdrängt worden.

Mandschurei ist der frühere Name des Nordost-Gebietes (Dungbee-Gebiet) der Volksrepublik China. Der Name Mandschurei wird in China gemieden.

Nippon ist die japanische Bezeichnung für »Land der aufgehenden Sonne«, den einheimischen Namen Japans.

Sake ist ein durch Verzuckerung von Reisstärke und anschließender Gärung gewonnenes weinähnliches Getränk.

Sampan ist ein in Ostasien verwendeter breiter, meist kleiner Ruderkahn, der oft auch als Hausboot genutzt wird.

Samurai hieß im Mittelalter die adlige Kriegerkaste in Japan. Seit 1878 werden ihre Angehörigen Schizoku genannt.

Shinto ist die japanische Bezeichnung für »Weg der Götter«; Shintoismus wird die alteinheimische Naturreligion Japans genannt. Sie bestand aus der Verehrung der Sonnengöttin Amaterasu, von der das Kaiserhaus abstammen sollte, aus der Verehrung der verschiedensten Naturgottheiten sowie aus der Verehrung der Ahnen und von Persönlichkeiten, besonders der Kaiser. Seine Kultausübung war schlicht: Gebete und Opferhandlungen vor Schreinen und Altären.
Von 1868 bis 1945 war der Shintoismus Staatsreligion.

Südpazifik werden im englischen Sprachbereich die Gebiete des Pazifiks genannt, die zwischen dem Äquator und dem südlichen Wendekreis liegen und sich von der Insel Irian (Neuguinea) im Westen bis zu den Pitcairn-Inseln im Osten erstrecken.

Tenno ist die Bezeichnung für »Himmlischer Herrscher«, einer der Titel des japanischen Kaisers.

»The Star-Spangled Banner« ist seit 1903 die Nationalhymne der USA.

Tsushima ist eine japanische Insel in der Koreastraße. Im russisch-japanischen Krieg wurde am 27. und 28. Mai 1905 in der Seeschlacht von Tsushima die russische Flotte durch die japanische unter Admiral Togo vernichtet.

Zen japanisch >innere Versenkung< ist die Bezeichnung einer der 20 buddhistischen Sekten in Japan, die durch die Technik der »inneren Versenkung« die innere Erleuchtung« erstrebte. Sie beeinflußte stark das japanische Geistesleben.

Literaturverzeichnis

Robert J. C. Butow, Tojo and the.coming of the war, Princeton 1961

The Campaigns of the Pacific war. United States Bombing Survey (Pacific). Naval Analysis Division, Washington (1946)

Jerome Bernhard Cohen, The Japanese war economy 1937-1945, London 1949

Henry Steele Commager, History of the Second World War, New York 1945

Hellmuth Günther Dahms, Roosevelt und der Krieg. Die Vorgeschichte von Pearl Harbor,
München 1958

G. A. Deborin. Der zweite Weltkrieg. Militärhistorischer Abriß, Berlin 1960

Joseph Clark Grew, Ten years in Japan, New York 1944

Hearing before the Joint Committee an the Investigation of the Pearl Harbor attack, Washington 1946

Frank O. Hough, Verle E. Ludwig und Henry I. Shaw, Pearl Harbor to Guadalcanal, Washington 1958

Walter Karig, Welbourn Kelley, Battle Report. Pearl Harbor to Coral Sea, New York 1944

Walter Lord, Day of Infamy, London 1959
David Lu, Prom the Marco Polo bridge to Pearl Harbor. Japans entry in World War II, Washington 1961

James A. Michener, Hawii, New York 1959

Rudolf Modley, A History of the War, Washington 1943

D. Morgenstern, Pearl Harbor, New York 1947

Samuel Eliot Morison, History of United States naval operations in world war Il; Bd. III:
The Rising Sun in the Pacific, Boston 1955

The story of Pearl Harbor as Japanese tell it. Interview with Dr. Gordon W. Prange. In: »U. S. News and world report« vom 11. Dezember 1961, S. 56-67

Fletcher Pratt, Amerikas Flotte im Kriege, New York (1944) Harold Scott Quiley, Far eastern War, Boston 1943

B. Rodow, Die USA und Japan bei der Entfesselung des Krieges im Stillen Ozean 1938-1941, Berlin 1960

S. W. Roskill, The War at Sea 1939-1945, London 1954

Lord Russell of Liverpool, The Knights of Bushido, London 1958

Paul W. Schroder, The Axis alliance and Japanese-American relations 1941, Ithaca 1961

Mamoru Shigemitsu, Japan and her destiny, London 1958

O. Svoboda, Pearl Harbor, Eine Studie des Angriffs japanischer Flie gerverbände auf den amerikanischen Flottenstützpunkt auf der Hawaii-Insel Oahu. In: »Flugabwehr u. -Technik«, Jg. 1951, Nr. 11,12, Jg. 1952, Nr. 1

What happened at Pearl Harbor? Documents pertraining to the Japanese attack of Dezember 7, 1941, and its background, New York 1958

What's that plane? New York 1942